
Viertes Buch.

Von Alexander bis Augustus, 300 J.

Erstes Kapitel.

Der macedonische Philipp benutzte die Uneinigkeit unter den griechischen Staaten, die Oberherrschaft über dieselben zu erlangen.

Die macedonische Monarchie, welche in der Weltgeschichte eine Rolle von so großer Bedeutung spielt, hatte ursprünglich einen kleinen Umfang, der sich nur durch Eroberungen, die seine Könige den benachbarten Völkern abnahmen, etwas erweiterte. Zur Zeit Philipps des Großen, der noch verschiedene Landstriche hinzufügte, betrug der Flächeninhalt von
Gallens Weltg. 3r Theil. A Maz

Macedonien etwa 1000 Quadratmeilen, und es wurde westlich von Syrien, und östlich vom ägäischen Meere eingeschlossen. Von Epirus und Thessalien trennten es hohe Berge, unter welchen der Olymp sich mächtig emporhob *). Auf der südöstlichen Landspitze stieg der Athos, jetzt Monte Santo, der durch eine $\frac{1}{3}$ Meile breite Landenge mit dem festen Lande zusammenhängt, in die Wolken. Verschiedene ansehnliche Flüsse ergießen sich durch Macedonien von Nordwesten nach Südosten, und stürzen sich in das ägäische Meer. Unter diesen zeichnete sich westlicher der Axios, der größte Fluß Macedoniens, (jetzt Wardari) und östlicher der Strymon, aus. Unter den Städten waren Pella und Pydna, beyde am ägäischen Meere, jene nördlicher und diese südlicher, merkwürdig. Pella stellte seit den Zeiten Philipps des Großen die Residenz der macedonischen Könige vor.

Der Himmelsstrich Macedoniens war kalt, aber auch rein und gesund. An den Küsten

*) Theil II, S. 28.

gedieh Getreide, Wein und Oehl; in den ansehnlichen Wäldern liefen unter anderm Wildpret, wilde Schweine, herum. Einen vorzüglichen Reichthum aber hatte Macedonien an Mineralien, besonders auch an Gold. Die Einwohner lassen es anfangs in Klumpen und Stückchen auf, welche der Regen von den benachbarten Bergen herabspülte. Der kluge Philipp wollte das Sammeln des edeln Metalles nicht mehr dem Zufalle überlassen; auch hatte er erfahren, daß in seinem Lande ehemahls Bergwerke gebaut worden wären. Er ließ daher den Berg Pangäus auf der Ostseite Macedoniens von neuen bearbeiten, und der ihm dadurch zufließende Bergwerkssegen war so ergiebig, daß er ihm jährlich 1000 Talente (1,350,000 Thaler) einbrachte. So reich wurde nun Philipp an Gold, da er von diesem so geschätzten Metalle vorher weiter nichts, als eine kleine Flasche hatte, die er während des Schlafes unter sein Kopfkissen legte.

Die Einwohner Macedoniens, die ursprünglich aus mancherley Völkern bestanden, genossen ziemlich viele Freyheit, und sie konnten z. B.

nur von der Volksversammlung, oder dem Heere, zum Tode verurtheilt werden. Ihren König, zu dem ihnen der Zutritt immer offen stand, begrüßten sie mit einem Kusse, und sie giengen überhaupt ganz zwanglos mit ihm um. Eben dieser König unterschied sich bloß durch eine kostbarere Rüstung, und durch einen schönern Stuhl. Die Vornehmen, die an der Regierung Antheil nahmen, hießen Vertraute, Freunde des Königes. Dieser hatte eine kleine Leibwache, und der Siegelring befand sich in seiner eignen Verwahrung. Seine Unterthanen hegten alle mögliche Treue und Ergebenheit für ihn. Die Macedonier waren im Ganzen noch eine rüstige, biedere Nation, welche ihre Kräfte durch Jagd und Leibesübungen ausbildete und unterhielt, welche die Gesetze der Mäßigkeit nur selten, nur bey den gewöhnlichen öffentlichen Gastmählern, überschritt. Diesen durfte der Jüngling nicht eher beywohnen, als bis er einen wilden Eber erlegt hatte. Frauenzimmer waren von der Theilnahme an denselben ausgenommen. Wie hätten sie sich aber auch unter diesen Zechgesellschaften mit Anstand aufhalten können? Gefangene Mädchen legte man sich zuweilen als

Bey:

Beyschläferinnen zu. Die Könige pfliegten nicht nur mehrere Gemahlinnen, sondern auch mehrere Maitressen, zu haben. Die Sprache der Macedonier war im Grunde eine Mundart der griechischen.

Einen Hauptzug der Macedonier machte ihr kriegerischer Muth, und ihre geübte Tapferkeit, aus. Ihre Kriegsverfassung war, vornehmlich seit Philipps Zeiten, musterhaft eingerichtet. Sie hatten dreyerley Gattungen von Fußvolk, die sich durch schwerere und leichtere Rüstung unterschieden. Ihre Schilde waren anfangs nur von Bretern gemacht, oder von Weiden geflochten; in der Folge versertigen sie sie von Erz, Ihre Schwerder ließen sich eben so gut zum Stoß, als zum Hieb, gebrauchen. Sie führten zugleich auch Dolche. Der Kopf war mit einer Mütze von roher, oder gegerbter Rindschaut, bedeckt. Der Harnisch bestand aus mehrern über einander genäheten Stücken Leinwand. Die kleinen Zelte der Macedonier, von welchen jedes für zwey Krieger bestimmt war, setzte man aus Häuten zusammen, und sie wurden zuweilen auch als Pontons gebraucht. Das
1777 Lager

Lager war gewöhnlich durch einen Wall und Graben verwahrt. Die Hauptstärke der macedonischen Kriegsmacht bestand in dem Phalanx. Man stellte sich in demselben einen großen, viereckigen Haufen von schwerbewaffnetem Fußvolke vor, welcher aus 16 Reihen, jede zu 500 Mann, zusammengesetzt war, oder 500 Mann in der Fronte, und 16 in der Tiefe, hatte. Die Glieder standen so gedrängt, daß die Spitzen von den Lanzen des fünften, die freylich 21 Fuß lang waren, über die Fronte hinaus reichten. Diese war also durch die Spitzen von fünfmal 500 Lanzen fürchtbar, und zum Eindringen in die Feinde schrecklich gerüstet. Das letztere wurde durch die 11 hintern Glieder, welche ihre Lanzen immer auf die Schultern der Vordermänner legten, mächtig befördert. Diesem Phalanx hatten die Macedonier ihre großen Siege zu danken.

Die Macedonier, welche die halbe Welt besiegten, spielten viele Jahrhunderte hindurch eine unbedeutende Rolle. Vom Darius Hystaspis bis auf Xerxes stellten sie Unterthanen der persischen Monarchen vor. Hernach ge-
riethen

riethen sie mit den thracischen Seestädten in kleine Fehden, an welchen Athener und Lacedämonier Antheil nahmen. Ihre welthistorische Wichtigkeit fängt aber erst mit Philipp, dem Vater Alexanders des Großen, an. Dieser war der jüngere Sohn eines Königes, der Amyntas hieß. Er hatte noch zwey ältere Brüder, Namens Alexander und Perdicas. Ein unehlicher Sohn des Amyntas, Ptolemäus von Alorus, machte jenem die macedonische Krone, mit so großem Beyfalle der Nation, streitig, daß man den thebanischen Feldherrn Pelopidas bitten mußte, einen Vergleich zu bewirken. Als ein Unterpfand dieses Vergleiches mußte (368) der zehnjährige Prinz Philipp nach Theben wandern.

Zu Theben lebte Philipp, in dem Hause und unter den Augen des großen thebanischen Generals Epaminondas, den sich der muntere, mit Fähigkeiten reichlich ausgerüstete Jüngling, zum Muster wählte, dem er die feinen Künste der edlern Taktik ablernte, während daß ein pythagoräischer Philosoph von großem Rufe, Namens Lysis, seinen Verstand zu bilden suchte. Unter diesen günstigen Umständen erreichte Philipp das neunzehnte Jahr.

Setzt

Jetzt (360) waren seine beyden ältern Brüder gestorben, und der jüngere, Perdicas, hatte einen kleinen Sohn, Namens Amyntas, hinterlassen. Auf die Nachricht von diesem Ereignisse entfernte sich Philipp heimlich von Theben, und eilte in sein Vaterland zurück. Er fand es von benachbarten Völkern verwüstet, oder wenigstens bedrohet; er fand das Erbrecht des Neffen von verschiedenen Prinzen angefochten. Entschlossen übernahm er die vormundschaftliche Regierung, und er führte sie mit so vieler Klugheit, daß er sich das Zutrauen der Vornehmsten der Nation erwarb. Doch Philipp besaß auch manche Eigenschaft des Geistes und Körpers, die ihm die Gunst der Menschen versichern konnte. Man bewunderte seine schöne Bildung, seinen treffenden Wit, sein herrliches Gedächtniß, seinen hinreißenden und angenehmen Vortrag. Er war glücklich genug, den macedonischen Thron gegen diejenigen, die sich hinaufschwingen wollten, zu vertheidigen; er war aber auch glücklich genug, das Dankgefühl der macedonischen Großen so lebhaft rege zu machen, daß sie ihm selbst die Königswürde an-

antrugten. Der Ausspruch eines Orakels hatte es ihnen geböthen.

Für einen so entschlossenen und planvollen Fürsten, als Philipp, war das väterliche Reich Macedonien nicht groß genug. Um ihn herum lag westlich Epirus, nördlich und östlich Thracien, und südlich Griechenland. Lauter Länder, die seine Eroberungsbegierde reizen konnten. Vor allen Dingen aber wünschte er sich der reichen Seestädte an der südlichsten Küste seines Landes zu bemächtigen. Unter diesen zogen besonders Amphipolis und Olynth seine Aufmerksamkeit auf sich. Er mußte jedoch bey der Ausführung seines Planes sehr behutsam verfahren, weil die Athener diesen Städten ihren Schutz verliehen. Erst gestand er der Stadt Amphipolis die Unabhängigkeit zu, um sie von der Parthey der Athener abzuziehen; hernach schloß er sie ganz unversmuthet ein. Die Regierung von Amphipolis flehete nun die Athener um Beystand an; sie wollte sich verbindlich machen, Athens Oberherrschaft anzuerkennen. Demosthenes, der des schlauen Philipps Plan sehr wohl durchschaute, und der es für höchstündthig hielt,

der

der emporstrebenden Macht desselben zu rechter Zeit Widerstand zu thun, wendete alle seine Beredsamkeit an, um die Vorsteher Athens zu bewegen, daß sie dem bedrängten Amphipolis zu Hilfe kommen möchten; aber alle seine Mühe war vergeblich, weil es Philippi's Unterhändler und Freunde wahrscheinlich zu machen wußten, daß er Amphipolis nur für Athen einzunehmen gedächte. Wie schrecklich sahen sich aber die Athener getäuscht! Amphipolis wurde bald darauf (357) vom Philipp mit Sturm erobert, und unbarmherzig beherrscht. Ein ähnliches Schicksal hatten Pydna und Potidäa, zwey andre Seestädte. Der athenischen Besatzung der letztern gestattete Philipp einen ehrenvollen Abzug, weil er zu klug war, mit den Athenern zu frühzeitig Handel anzufangen. Eben diese Klugheit hielt ihn damals auch noch ab, sich an das mächtige Olynth zu wagen. Er schloß viel mehr mit dieser Stadt ein Bündniß, und räumte ihr sogar Potidäa ein, weil er überzeugt war, daß ihm dereinst mit dem Ganzen auch die Theile zufallen würden. Während daß er hier Dörfer zu verschenken schien, eroberte er den an die Ostseite seines Reiches grän-

gränzenden Theil Thraciens, den die Flüsse Strymon und Nessus einschließen. Nach dem Besitze desselben machten ihn vornehmlich die Goldgruben des Pangäus lüstern. Seine Eroberungssucht kostete ihm aber auch ein Auge. Als er (331) die Stadt Methone zwischen Pella und Pydna belagerte, traf ein Pfeil, während daß er über einen Fluß schwamm, sein rechtes Auge. Des heftigen Schmerzes ungeachtet, kehrte er ruhig an das erste Ufer zurück. Ein Arzt zog den Pfeil so geschickt heraus, daß Philipp nur die Sehkraft verlor, und daß also das Auge nicht entstellt wurde. Das Schicksal von Methone war übrigens sehr traurig. Die Einwohner mußten ihre Häuser einreißen, und ihre Ländereyen unter die Soldaten vertheilen sehen.

Philipp's eroberungsfüchtige Plane wurden aber auch vom Glücke unterstützt. Hätten die verschiedenen Staaten Griechenlands patriotisch genug gedacht, um sich seinen Absichten mit vereinigten Kräften entgegen zu stemmen, so würden ihm diese Absichten nicht so leicht gelungen seyn. So aber waren sie fast
be;

beständig unter sich in Händel, in Fehden, verwickelt.

Diese Händel und Fehden veranlaßte hauptsächlich das Bestreben einiger der mächtigsten unter diesen Staaten, vornehmlich der Athener und Lacedämonier, die übrigen ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Am deutlichsten ließen die Lacedämonier diese Absicht merken. Seit dem Frieden mit dem Könige von Persien *) behandelten sie bald diesen, bald jenen kleinen Staat sehr eigenmächtig. Endlich wagte es (382) sogar ein nach Thracien marschirender Kriegshaufe derselben, die thebanische Festung Cadmea in Besitz zu nehmen. Nun (378) traten auf Antrieb der vom Pelopidas gewonnenen Athener, der beständigen Nebenbuhler der Lacedämonier, alle übrigen Staaten Griechenlands in ein Bündniß gegen sie zusammen. Der thebanische Feldherr Pelopidas befreyte, durch einen Ueberfall, seine Vatersstadt von der spartanischen Besatzung, und vertheidigte es nicht nur glücklich

*) Theil II, S. 216.

gegen die Angriffe der Spartaner, sondern besetzte auch Thebens Herrschaft über Böotien. Noch größere Verdienste und Talente hatte Epaminondas, einer der ersten Männer seiner Zeit. Aus leidenschaftlicher Neigung für die Philosophie, und besonders für die pythagoräische, war er lange Zeit selten öffentlich, und meistens nur in der Absicht erschienen, um Staatsämter von sich abzulehnen. Endlich ließ er sich von seinem Vaterlande (372) nach Sparta schicken, um gegen den Frieden mit Persien zu protestiren, weil Theben dadurch in die Gefahr gerieth, der spartanischen Herrschaft sich bald wieder unterwerfen zu müssen. Bey dem darauf folgenden Kampfe mit Sparta durfte sich nun Epaminondas nicht länger weigern, die Anführung des vaterländischen Heeres zu übernehmen, und da erfocht er über die Lacedämonier einige herrliche Siege, welche Folgen seiner höhern Taktik waren. Zuerst schlug er sie (371) bey Leuctra in Böotien. Die Spartaner büßten ihren König Kleombrotus, und noch 4000 andre Krieger, ein. Die Macht der Spartaner wurde dadurch so geschwächt, daß Epaminondas und seine Thebaner bis in den

den

den Peloponnes vordringen konnten. Die Athener sahen jetzt das Kriegsglück der Thebaner mit neidischen Augen an, und diese würden dadurch auch so übermüthig, daß sie nach der Herrschaft zur See strebten. Doch ihr vortrefflicher Epaminondas, der Urheber ihrer größten Siege, wurde vom Tode in einer siegreichen Schlacht überrascht, die (362) bey Mantinea in Arcadien vorfiel. Beyde Theile fochten mit der bewundernswürdigsten Tapferkeit, als wenn dieses Treffen durchaus entscheidend seyn sollte. Epaminondas setzte sich der Gefahr so unerschrocken aus, daß er endlich verwundet wurde. Er sank zu Boden, und wurde sprachlos weggetragen. Sein Unfall erfüllte die Thebaner mit Wuth, und die Feinde wurden geschlagen. Kaum hatte sich Epaminondas wieder etwas erholt, so erkundigte er sich nach seinem Schilde. Man sagt ihm: es wäre gerettet. Er läßt es holen, und küßt es. „Wer hat die Schlacht gewonnen?“ fragte er hierauf weiter. „Die Thebaner,“ war die Antwort. „Nun, sagte er, „so ist alles gut!“ Als es seine Freunde bedauerten, daß er so frühzeitig, und ohne Kinder sterben müßte, antwortete er: „Meine

Siege

Siege bey Leuctra und Mantinea werden, so gut wie Söhne, mein Andenken auf die Nachwelt bringen!" Darauf riß er selbst die Spitze des Wurfspießes, die ihm die tödliche Wunde verursacht hatte, aus seiner Brust heraus, und — verschied. Der Sieg bey Mantinea brachte die Folge hervor, daß die kriegsführenden Partheyen sich verglichen. Jetzt stand kein griechischer Staat mehr an der Spitze. Theben hatte seine guten Feldherren verlohren, und Sparta geboth nicht mehr über Messene, dem es seine Unabhängigkeit hatte zugestehen müssen. Athen schwächte seine Macht durch einen unglücklichen Krieg mit den Seestädten und Inseln, die seine Bundesgenossen gewesen waren (358 — 356). Die Griechen überließen sich hierauf den Vergnügungen der Sinnlichkeit so sehr, daß ihr ehemals so kriegerischer Geist sich immer mehr verlohr. Um so leichter unterlagen sie der Tapferkeit der muthigen Macedonier.

Der macedonische Philipp bekam durch den sogenannten heiligen Krieg eine schöne Gelegenheit, sich in die Händel der Griechen zu mischen. Die Ursache dieses Krieges war
fol:

folgende. Delphi, der Sitz des apollinischen Orakels, lag in der Landschaft Phocis, und die Einwohner derselben stellten also die natürlichen Schutzherrn des Orakeltempels vor. Sie glaubten sich dadurch berechtigt, einen Theil seiner Länder zu benutzen. Dieser Annahmung wegen wurden sie (357) von den Priestern des Apolls bey dem hohen Gerichte der Amphiktyonen verklagt. Die Amphiktyonen verurtheilten die Phocier, den der Gottheit zugefügten Schaden durch eine große Geldsumme zu ersetzen. Das Oberhaupt der Phocier war damahls Philomelus, ein sehr kühner und unternehmender Mann, der bey dieser Gelegenheit eine bedeutende Rolle spielen wollte. Dieser erklärte das Urtheil der Amphiktyonen für ungerecht, weil die Strafe, im Verhältnisse gegen die kleine, benutzte Länder, zu groß sey, und weil die Landeshoheit über den delphischen Tempel den Phociern schon seit alten Zeiten zustehe. Er ermahnte sein Volk, sich bey seinen Rechten zu behaupten. Da man ihn nun zum Feldherrn mit uneingeschränkter Vollmacht erwählte, so kam er auf den Einfall, die Spartaner, welche, wegen der Besetzung der Burg Cadmea

Cadmea zu Theben, von den Amphiktyonen gleichfalls zu einer großen Geldstrafe verurtheilt worden waren, zur Theilnahme an seiner Sache zu bewegen. Der spartanische König Archidamus gab ihm Geld. Philomelus schaffte sich nun Kriegsvolk an, mit welchem er den Tempel besetzte. Die übrigen Griechen, und vornehmlich die Thebaner, wollten den delphischen Tempel nicht in der Gewalt der Phocier lassen. Die Lokrer, deren Gebieth zunächst an das phocische stieß, machten einen Versuch, die Freyheit des Tempels zu behaupten. Als dieser unglücklich ausfiel, schlossen sich die Thebaner an sie an. Allein des Philomelus Armee von 15000 Mann war ihnen zu furchtbar. Die Thebaner forderten hierauf die Thessalier, und andre griechische Völker, auf, die Sache des Tempels zu helfen, und die Amphiktyonen ließen (353) eine feyerliche Kriegserklärung gegen die Phocier ergehen. Philomelus wußte aber nicht allein die Spartaner, und verschiedene andre Peloponneser, sondern auch die Athener, in sein Interesse zu ziehen. Griechenland theilte sich daher in zwey Partheyen. Da der erweiterte Krieg einen größern

Galletti Weltg. 3r Th. B Auf:

Aufwand verursachte, so scheute sich Philo-
 melus (352) nicht länger, von den im del-
 phischen Tempel verwahrten Schätzen Gebrauch
 zu machen. Er blieb aber nicht lange mehr
 Feldherr der Phocier. Als er in einem Treffen
 gegen die Thebaner und ihre Bundesgenossen
 die Gefahr, in die Gefangenschaft zu gerathen,
 ganz unvermeidlich sah, stürzte er sich von
 einem Felsen herab. An seine Stelle trat
 sein Bruder Onomarchus, der, nach dem
 Beyspiele seines Vorgängers, die Schätze des
 Apolls sehr gut benutzte, um sein Heer durch
 Truppen der Bundesgenossen zu vergrößern.
 Nach wenig Jahren waren aber auch 4000
 Talente an Gold, und 6000 an Silber
 (17000000 Thaler), durchgebracht, und dieser
 Aufwand hatte am Ende auch noch die für
 Griechenland traurige Folge, daß der mace-
 donische Philipp zur Einmischung in seine
 Händel eine erwünschte Gelegenheit bekam.
 Hierzu bahnte ihm eben dieser Onomarch den
 Weg.

Philipp war (353) von den Oberhäuptern
 der Thessalier gegen den Lykophron, den
 Tyrannen von Phera, der ihre Freyheit

unterdrücken wollte, zu Hülfe gerufen worden. Dieser rief nun den Onomarch um Beystand an, und der phocische Obergeneral ließ ihm (351) seinen jüngern Bruder Phayllus mit 7000 Mann zu Hülfe ziehen. Als dieser vom Philipp aus Thessalien wieder herausgejagt wurde, erschien Onomarch selbst an der Spitze seiner ganzen Kriegsmacht; Philipp verlor gegen die überlegene Zahl der Feinde zwey Treffen, und mußte sich nach Macedonten zurückziehen. Da jedoch Philipp Thessalien zur Ausführung seiner Plane für schlechterdings nothwendig hielt: so verstärkte er, mit Hülfe der Thessalier, sein Heer bis auf 23000 Mann. Onomarch zog ihm zwar mit einer Armee von 25000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern entgegen; allein Philipp siegte, durch die Menge seiner braven thessalischer Reiter, so entscheidend, daß über 6000 Phocier, nebst ihrem Generale, getödtet, 3000 aber gefangen wurden. Die getödteten Phocier durften, als Tempelräuber, nicht ehrlich begraben werden, und selbst der Feldherr Onomarch wurde erst aufgehängt, und hernach ins Meer gestürzt.

Philipp's Krieger waren vor dieser Schlacht mit Lorbeerzweigen bekränzt. Hierdurch sollten sie das Ansehen gewinnen, als wenn sie für den delphischen Gott fochten, und die leicht zu reizende Phantasie der Griechen ließ sich durch diesen Umstand bis zur Bewunderung täuschen, und verschaffte dem schlauen Philipp viele Freunde. Er wußte die vortheilhafte Meynung, die man von ihm hegte, dadurch zu unterhalten, daß er in Thessalien, welches sich nun in seiner Gewalt befand, alle Städte in Freyheit setzte. Nun wollte er sich auch den Weg in das übrige Griechenland sichern, um die Phocier in ihrem eigenen Lande bekriegen zu können. Er beschloß daher, den Paß bey Thermopylä zu besetzen; die Athener, die Bundesgenossen der Phocier, kamen ihm aber zuvor. Seitdem war Philipp's Bestreben hauptsächlich darauf gerichtet, die Macht der Athener allmählig zu vernichten. Seine Flotte von kleinen Schiffen söhrte ihren Handel, und er nahm sich ernstlich vor, die athenischen Colonien in Thracien zu vertilgen. Um die Regierung zu Athen von der Aufmerksamkeit auf seine eigentlichen Entwürfe abzuziehen, gewann er den Staatsredner Aeschis

Aeschines. Der weise Demosthenes both das gegen alle seine Redekünste auf, um die Versammlung zu bewegen, daß sie den thracischen Colonien Hülfsstruppen schicken möchte.

Philipp wollte durchaus keine fremden Staaten innerhalb des Gebietes von Macedonien dulden. Daher vereinigte er den Bezirk von Chalcis, zu welchem 32 kleine Städte gehörten, mit seinem Reiche; daher verlangte er (346), daß auch das ansehnliche Olynth, dessen Gebieth er vorher vergrößert hatte, seine Oberherrschaft anerkennen sollte. Die Oberhäupter des olynthischen Staates bewarben sich nun um den Beystand der Athener, und Demosthenes gab sich alle Mühe, ihr Gesuch zu unterstützen. Die Athener schickten auch den Olynthern Hülfsstruppen; aber ihre Feldherren setzten den Philipp in keine große Verlegenheit. Indessen brachten die Olynther, mit Hülfe der Athener, die ihnen allmählig auf 14000 Mann zu Hülfe ziehen ließen, eine so ansehnliche Kriegsmacht zusammen, daß Philipp seine Absicht, sich Olynths zu bemächtigen, nicht so bald erreichen konnte.

konnt

konnte. Da es so sehr seine Wunsch war, sich an den Athenern zu rächen, so machte er einen Versuch, sich auf der Insel Eubda festzusetzen, und schon hatte es ihm geglückt, die meisten Städte derselben auf seine Seite zu ziehen; aber Phocion, der vortreffliche Feldherr den Athener, befreyte sein Vaterland von der drohenden Gefahr, indem er die Macedonier, die sich auf Eubda festsetzen wollten, wieder fortjagte. Dagegen gelang dem Philipp nun die Eroberung von Olynth, Manchen Sturm hatten die tapfern Vertheidiger desselben zurückgeschlagen, und mancher Krieger Philipps getödtet, als dieser durch Bestechung einiger Magistratspersonen und Officiere das bewirkte, was ihm die Gewalt der Waffen bisher nicht hatte verschaffen können. Der unbarmherzige Philipp opferte nun Olynth seiner Rachsucht auf. Die schöne Stadt wurde geplündert und zerstört; die unglücklichen Einwohner wurden als Sklaven verkauft. Zwey Stiefbrüder des Philipps die in Olynth Schutz suchten, mußten sterben. Der grausame Philipp war frech genug, sich einzubilden, daß ein Dankfest, das er wegen der Eroberung von Olynth anstellte, den

Göt;

Göttern angenehm seyn würde. Während daß die Olynther in Ketten weinend auf dem Aschenhaufen ihrer zerstörten Stadt saßen; daß sie in großen Schaaren als Sklaven ihrer neuen Herren fortwanderten; sahen Philipp und seine Macedonier den herrlichen Spielen, die sie zu Ehren des olympischen Jupiters angestellt hatten, und den vortreflichen Schauspielen, in welchen die Talente der vorzüglichen Künstler Griechenlands glänzten, mit stolzer Freude zu. Durch eine einzige Handlung der Großmuth verwischte Philipp etwas den schlimmen Eindruck, den sein hartes Verfahren gegen Olynth bey dem Publicum gemacht hatte. Das herrliche Fest schloß sich mit einem prächtigen und frohen Gastmahle, bey dem Philipp sich alle Mühe gab, unter den Anwesenden, durch Erfüllung ihrer Wünsche, oder durch reizende Versprechungen, Heiterkeit und Vergnügen zu verbreiten, und besonders auch den großen Künstlern, deren Spiel ihn so entzückt hatte, seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Nun bemerkte er, daß der vortrefliche komische Schauspieler Satyrus ein finstres Stillschweigen beobachtete. Philipp machte ihm darüber Vorwürfe: „Wie!“ rief er,
 „weil

„zweifelt du an meiner Großmuth, an der Achtung, die ich für dich hege? Willst du dir nichts von mir ausbitten?“ Satyrus sagte zu ihm: daß er sich allerdings etwas von ihm ausbitten möchte, daß er jedoch eine abschlägliche Antwort befürchte. Philipp versicherte ihn aber, daß er jeden Wunsch desselben erfüllen würde. Satyrus sagte ihm hierauf: es befänden sich unter den gefangenen Olynthern auch zwey junge Töchter eines seiner Freunde, eines gewissen Apollophanes, der wegen der Beschuldigung, an einer Verschwörung gegen Philipp Antheil genommen zu haben, hingerichtet worden wäre. Die beyden Mädchen hatten sich zu ihren Verwandten nach Olynth begeben, und jetzt giengen sie der Sklaverey, giengen sie einer unedeln Behandlung entgegen. Diese wünschte Satyrus in Freyheit zu sehen, und Philipp wagte es nicht, ihm seine Bitte abzuschlagen.

Philipp's Plan leuchtete aus seinem Verfahren gegen Olynth deutlich hervor, und dennoch ließen sich die Athener, durch ihre, von demselben gewonnene, Staatsredner, und besonders durch zwey Schauspieler, bereden,
ihm

ihm ein Bündniß anzutragen. Die Schauspieler hatten auf die Staatsangelegenheiten Athens damahls einen mächtigen Einfluß. Daher befand sich unter der Gesandtschaft von zehn Personen, welche die athenische Regierung an den König von Macedonien schickte, auch ein Schauspieler, Namens Aristodem. Philipp wußte die friedlichen Gesinnungen der Athener sehr gut zu benutzen. Während daß seine Minister den Faden der Unterhandlungen recht lange fortspannen, besetzte er noch verschiedene ihm vorthethhaft liegende thracische Städte, bemächtigte er sich der thessalischen Stadt Pherá. Vergeblich waren alle Warnungen, alle Vorstellungen des klugen Demosthenes. So wenig vermögen oft die stärksten Gründe, auf die überzeugendste Art vorgebracht, gegen Leidenschaften und eigennützigte Absichten etwas auszurichten! Es war ganz offenbar, daß Philipp den Plan hatte, sich des Passes bey Thermopylä zu versichern; allein Aeschines und andre Staatsredner beschönigten diesen Plan durch das Vorgeben, daß es ihm nur darum zu thun wäre, Böotien von der Oberherrschaft der Stadt Theben zu befreyen. Ehe man

es vermuthete, hatte Philipps Heer den Paß bey Thermopylä glücklich zurückgelegt. Die unnachtsamen Phocier, die sich zehn Jahre hindurch gegen die Thebaner und Thessalier so standhaft gewehrt hatten, sahen sich nun auf einmahl in der Gewalt des mächtigen Philipps, der ein trauriges Schicksal über sie verhieng.

Philipp versammelte, sobald er nach Delphi gekommen war, die Amphiktyonen, und erklärte sich für denjenigen, der die Bestrafung der Tempelräuber über sich nehmen wollte. Durch die Mehrheit der Stimmen, welche die Thebaner und Thessalier bewirkten, wurden die Phocier ihres Rechtes, an den Versammlungen Antheil zu nehmen, für verlustig erklärt, und Philipp bekam die beyden Stimmen, in deren Besitze sie bisher gewesen waren. Nun erfolgte die Vollziehung der Achtsklärung gegen die Phocier. In ihren Städten, deren 22 waren, wurden alle Häuser, bis auf 50, niedgerissen. Aufferdem wurden die Phocier verurtheilt, alle Waffen und Pferde auszuliefern, und alle Jahre so lange 60 Talente (75000 Thaler)

zu zahlen, bis der entwendete Schaß wieder ersetzt wäre. Die Städte der Phocier verwandelten sich nun in Aschen; und Schutthausen, und traurig wurden die Bewohner derselben als Sklaven fortgetrieben. Jetzt sahen die Athener ihre Täuschung endlich ein; aber nun war es zu spät. Dem Philipp, der sich im Besitze des Passes bey Thermopylä befand, der die Thebaner und Thessalier auf seiner Seite hatte, dem konnte man keinen sehr nachdrücklichen Widerstand mehr entgegen setzen.

Philipp, der mehr auf schlaue Unterhandlungen, als auf die Gewalt der Waffen rechnete, glaubte den Zeitpunkt, wo er die ihm so verhaßten Athener unmittelbar angreifen könnte, noch erwarten zu müssen. Indessen fuhr er fort, die athenischen Colonien in seiner Nachbarschaft immer eigenmächtiger zu beherrschen. Der Oberbefehlshaber über die Truppen, welche die Athener in dieser Gegend unterhielten, wagte es, Philipps Aufmerksamkeit durch einen Einfall in Macedonien von den Colonien abzulenken. Der schlaue Philipp unterdrückte damahls noch seine Empfindlichkeit,
und

und erlaubte sich weiter nichts, als daß er den General zu Athen verklagte. Auf die Vorstellungen des Demosthenes schickte man neue Truppen nach den Colonien: als aber Philipp von einem glücklichen Zuge gegen die Illyrier zurückkam, hielten es die meisten griechischen Pflanzstädte in Thracien für rathsam, seiner Parthey beyzutreten.

Jetzt zeigte sich Philipps mächtiger Einfluß aber auch in Ansehung des Peloponneses. Argos und Messene suchten, gegen die Bedrückungen der Lacedämonier, bey Theben Schutz. Die thebanische Regierung mischte den Philipp mit ins Spiel, und dieser brachte es dahin, daß durch eine Verordnung der Amphiktyonen den Lacedämoniern angedeutet wurde, die Freyheit von Argos und Messene ungekränkt zu lassen. Aus Dankbarkeit wollten sich diese beyden Staaten mit dem Philipp in eine Verbindung einlassen; die Athener machten sie aber noch zu rechter Zeit auf die Gefahr derselben aufmerksam.

Philipp arbeitete indessen mit allem Eifer daran, die Macht der Athener zu schwächen.

Am

Am Propontis (Mare di Marmora) lag die wichtige Stadt Perinth, welche für die Athener eine besondere Ergebenheit hatte. Dieser wollte sich Philipp (339) gleichfalls bemächtigen; da sie aber eben sowohl durch die Natur, als durch die Kunst, sehr fest war, so trozte sie allen Sturmbocken, Thürmen und Minen der Macedonier, deren 30000 waren. Die Perinthier hatten die Athener um Beystand gebeten, und diese schickten ihnen, durch die Vorstellungen des Demosthenes bewogen, ein kleines Heer von Hülfsstruppen. Allein Chares, der Oberbefehlshaber desselben, war wegen seines raubsüchtigen Charakters so berüchtigt, daß ihm die Perinthier den Hafen verschlossen. Philipp suchte nun die Regierung zu Athen durch ein weitläufiges Schreiben zu überzeugen, daß sie gar nicht Ursache hätte, sich in seine Händel zu mischen; doch Demosthenes rettete die Athener noch von der Gefahr, sich von dem schlauen Macedonier täuschen zu lassen, und Chares wurde gegen den viedern und vortreflichen Phocion vertauscht, der dem Philipp glücklich entgegen arbeitete. Das bedrängte Perinth wurde aber auch von andern nachdrücklich unterstützt.

Der

Der persische Monarch, der bey Philipps Unternehmungen, die so sehr in der Nähe seiner kleinasiatischen Provinzen vorgiengen, nicht gleichgültig bleiben konnte, befahl seinen Satrapen dieser Gegend, Perinth mit Mannschaft, ingleichen mit Lebensmitteln, und andern Kriegsbedürfnissen, zu versehen. Auch die benachbarte Stadt Byzanz schickte den Perinthern ihr auserlesenstes Kriegsvolk zu Hülfe. Der tapfern Vertheidiger der Stadt Perinth wurden dadurch so viele, daß Philipp sein Vorhaben, diese Stadt zu erobern, aufgeben mußte. Er glaubte nun Byzanz mit leichterer Mühe in seine Gewalt bringen zu können; allein auch dieser Plan wurde ihm durch den Phocion vereitelt.

Durch Philipps Unglück wurde ein scythischer Fürst (in dem jetzigen Ungern) zu einem Einfalle in Macedonien aufgemuntert. Philipp rächte diesen Streifzug sehr nachdrücklich und brachte eine große Beute mit zurück. Nun wollten ihn die Triballer, ein kriegerisches Volk in dem jetzigen Bulgarien, nicht eher durchlassen, als bis er die Beute mit ihnen theilte. Darüber entstand ein lebhaftes Ge-

Gefechte. Philipp wurde in den Schenkel verwundet; sein Pferd stürzte, und schon war er von den Feinden umringt, als ihm sein sechzehnjähriger Sohn Alexander zu Hülfe eilte. Der unerschrockene Jüngling bedeckte den Vater mit seinem Schilde, und focht so glücklich, daß Philipp wieder zu Pferde kommen konnte. Die Tritballer wurden völlig besiegt.

Allein Philipps gute Laune und Zufriedenheit wurde dadurch nicht wieder hergestellt. Es kränkte ihn, daß seine Absichten auf Perinth und Byzanz vereitelt worden waren, daß die athenische Flotte sich nicht scheute, die macedonischen Küsten zu beunruhigen, daß die Athener sich nach dem Frieden gar nicht mehr zu sehnen schienen. Philipp suchte nun eine Gelegenheit, ihnen näher zu kommen. Er ließ sich (338) von den Amphiktyonen eine Execution gegen die Lokrier auftragen, die sich, nach dem Beyspiele der Phocier, gleichfalls unterstanden hatten, einige dem delphischen Apoll gehörige Länderey zu benutzen. Hierdurch bekam Philipp einen Vorwand, nach Griechenland zu marschiren.

Die

Die darüber bestürzten Athener fühlten nun, daß ihnen der Rath des Demosthenes unentbehrlich war. Dieser bestand darauf, daß sie alle Griechen, und vornehmlich die Thebaner, zur gemeinschaftlichen Ergreifung der Waffen auffordern sollten. Demosthenes gieng selbst nach Theben, um die dasige Regierung zur Theilnahme an dem Bündnisse zu bereden. Philipp gewann die Priester zu Delphi, damit sie den Athenern zum Frieden rathen möchten: aber Demosthenes sagte: die Pythia spräche gut philippisch. Genug, die athenischen und thebanischen Truppen vereinigten sich, und bey Chäroneä, einer Stadt in Böotien, erfolgte eine entscheidende Schlacht. Den Muth der Griechen feuerten die Thaten ihrer Vorfahren, feuerte die Liebe zur Freyheit an; aber es fehlte ihnen an geschickten Feldherren, weil der unselige Partheygeist die talentvollsten Männer nicht emporkommen ließ. Die Thebaner fürchteten sich vor dem Philipp und seinem Phalanx so gewaltig, daß sie sich vergleichen wollten; die Athener bestanden jedoch auf die Schlacht. Nach Philipp wäre derselben gern ausgewichen; allein sein Sohn Alexander neigte seinen Entschluß zum Treffen hin.

hin. Die Athener bewiesen nicht leicht einen größern Muth, und schon waren sie in den macedontischen Phalanx eingedrungen; aber ihre Generale wußten diesen Vortheil nicht zu benutzen. Philipp sagte, indem er die Ordnung in seinem Phalanx wieder herstellte, ganz kaltblütig: „die Athener verstehen nicht zu siegen!“ Alexander, der den linken Flügel anführte, trug zum Siege der Macedonier das meiste bey, indem er die beste Schaar der Thebaner in Unordnung brachte. Das Gefecht war sehr blutig. Ueber 1000 Athener wurden erschlagen, und über 2000 gefangen. Den Verlust der Thebaner schätzte man ungefähr eben so hoch. Demosthenes bewies in dieser Schlacht, daß er weniger ein großer Held, als ein großer Redner war. Er war der erste Athener, der sich auf die Flucht begab, und seine Angst gieng so weit, daß er, als sein Noth an einem Strauche hängen blieb, ausrief: „schone nur mein Leben!“ Philipps Benehmen gleich nach diesem Siege schändete seinen Charakter. Er begab sich nach dem Mittagmahle, bey welchem er freylich ganz unmäßig getrunken hatte, auf das Schlachtfeld, spottete der

Galletti Weltg. 3r Th. C braven

braven Krieger, die zu seinen Füßen hingestreckt lagen, und deklamirte im spöttischem Tone des Demosthenes Aufforderung an die Griechen, sich zu bewaffnen. Doch ein gefangner Redner, Nahmens Demades, wußte ihn auf das Unanständige seines Benehmens so gut aufmerksam zu machen, daß er ihn nicht nur in Freyheit setzte, sondern daß er auch der Tapferkeit der besiegten Griechen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Philipp benütze überhaupt die durch seine Siege erlangte Uebermacht mit einer rühmlichen Mäßigung. Die Thebaner mußten in ihre Festung eine macedonische Besatzung einnehmen, und von denen, die den Krieg gegen ihn betrieben hatten, wurden einige hingerichtet, andre verwiesen. Hierdurch war Philipps Rache befriedigt. Man rieth ihm, sich der festesten Oerter Griechenlands zu versichern; Philipp erklärte aber, daß er den Ruf milder Gesinnungen dem vergänglichem Glanze der Herrschaft vorzöge. Seine Minister und Generale waren der Meynung, daß besonders die Athener gezüchtigt werden müßten, weil sie ihm so viel Berdruß verursacht hätten.

„Wie?“

„Wie?“ sagte er, „ich arbeite so sehr für den Ruhm, und ich sollte den Hauptsteg des Ruhmes zerstoßren?“ Philipp schickte seinen Sohn Alexander, vom Antipater begleitet, nach Athen, um der dasigen Regierung einen Freundschaftsbund anzutragen. Er gab die Insel Samos wieder heraus, und verlangte weiter nichts, als daß die Athener Gesandten nach Korinth schicken möchten, wo er eine allgemeine Versammlung von den Bevollmächtigten der griechischen Staaten halten wollte. An dieser Versammlung weigerten sich die Lacedämonier Theil zu nehmen. Philipp beklagte sich darüber in einem sehr gebietherischen Tone. Hierauf erhielt er von den Lacedämoniern zur Antwort: „hältst du dich nach deinem Siege für größer, so miß nur deinen Schatten, und du wirst ihn nicht um eine Linie verlängert finden.“ Philipp versetzte ganz zornig: „wenn ich nach Lakonien komme, so soll kein einziger von euch im Lande bleiben.“ Die lacedemonische Regierung schrieb bloß zurück! „Wenn!“

Die Versammlung zu Korinth wurde indessen (337) doch gehalten. Philipp that

E 2

den

den anwesenden Deputirten den Vorschlag, zuvörderst alle Handel zwischen den einzelnen Staaten beizulegen, und sodann einen immerwährenden Rath zu errichten, der für die Erhaltung des allgemeinen Friedens sorgen sollte. Auch schlug er den Krieg gegen den persischen Monarchen vor, und wer als Er verdiente mehr die Ehre, den Oberfeldherrn vorzustellen? Die griechischen Staaten sollten, ohne die Macedonier und deren Unterthanen, ein Heer von 200,000 Mann zu Fuß und 15000 zu Pferd zusammenbringen. Wie sehr mußte der Gedanke, an der Spitze eines solchen Heeres nach Asien zu ziehen, Philipps Ehrgeitz schmeicheln! Allein Philipp wurde vom Schicksal an der Ausführung dieses glänzenden Planes verhindert. Dieses Schicksal zogen seine Familienhandel herbey.

Philipp hatte die Olympias, eine Prinzessin von Epirus, zur Gemählin, die mit einem unbändigen Ehrgeitz die feinste weibliche List, und das ärgste Sittenverderbniß, verband. Sie hatte auf die Handlungen ihres Gemahls lange Zeit einen mächtigen Einfluß. Endlich aber erlebte sie das Mißvergnügen, daß sich
Phi

Philipp eine jüngere Gemahlin, Kleopatra, die Nichte des Attalus, eines seiner Generale, zulegte. Attalus wurde durch den Gedanken, den König zum Neffen zu haben, zu einem so unmäßigen Uebermuthе verleitet, daß er bey dem Hochzeitschmause der Kleopatra sich nicht scheute, zum Philipp, in Gegenwart seines Sohnes, zu sagen: die Macedonier schmeichelten sich mit der Hoffnung, er würde ihnen nunmehr einen rechtmäßigen Thronerben geben. „Wie? Nichtswürdiger!“ versetzte Alexander, „hältst du mich also für den Sohn einer Hure?“ Indem er dieses sagte, warf er ihm auch eine Flasche an den Kopf. Attalus ließ diese Mißhandlung nicht unerwiedert, und Philipp wurde über seinen Sohn so aufgebracht, daß er, sein Podagra vergessend, von der Tafel aufstand, um mit dem bloßen Schwerte über Alexandern herzuzufallen. Allein die kranken Füße vermochten den erzürnten Mann bey seiner Hitze nicht genug zu unterstützen. Er fiel, und die Anwesenden gewannen hierdurch Zeit, den Ausbruch seines Zornes zu verhindern. Alexander hielt es indessen für nöthig, sich zu entfernen. Vorher kränkte er seinen Vater noch durch
die

die Worte: „Wie können die Macedonier sich einbilden, Asien zu erobern, da der König, der sie anführen soll, so schlecht zu Fuße ist, daß er ohne Gefahr, den Hals zu brechen, nicht von einem Tische zum andern kommen kann!“ Alexander begab sich hierauf, mit seiner Mutter, nach Epirus. Olympias warf auf ihren Gemahl, der ihr die Cleopatra vorgezogen hatte, einen unverföhnlichen Haß, und Alexander fühlte die Kränkung seiner Mutter so innig, daß durch dieses Gefühl die Liebe zu seinem Vater, die ohnedies nicht sehr stark war, gänzlich unterdrückt wurde. Indessen blieb doch Alexander vom väterlichen Hofe nicht lange entfernt. Ein angesehenener Korinther, Namens Damaratus, den Philipp seiner Gastfreundschaft würdigte, legte um diese Zeit bey demselben einen Besuch ab. Philipp erkundigte sich bey ihm: ob in Griechenland überall Ruhe herrsche? „Du hast,“ versetzte Damaratus, „auch Ursache, nach dem Frieden in Griechenland zu fragen, da du in deinem eignen Hause Streit und Uneinigkeit herrschen lässest.“ Philipp fühlte das Richtige dieses Vorwurfes so gut, daß er seinen Sohn aus Epirus zurückrief; daß er

er sogar der Olympias die Rückkehr an seinen Hof erlaubte.

Olympias vergaß jedoch die erlittene Kränkung nicht, und diese wurde noch dadurch verstärkt, daß sie nicht im Stande war, ihre Nebenbuhlerin Kleopatra aus Philipps Gunst zu verdrängen. Sie nahm daher an einer Verschwörung Antheil, die dem Philipp das Leben kostete. Der Urheber derselben war Pausanias, ein blühender Jüngling, den Attalus, der Onkel der Kleopatra, zur Befriedigung seiner ausschweifenden Wollust, gemißbraucht hatte. Bey einem Schmause, wo er ihn berauscht hatte, gab er ihn sogar den Mißhandlungen seiner Gäste preis. Pausanias beklagte sich darüber bey dem Philipp, und sah sich, anstatt Genugthuung zu bekommen, noch obendrein verspottet. Indessen fand doch Philipp selbst an dem schönen Pausanias so viel Wohlgefallen, daß er ihn reichlich beschenkte, und zum Officier bey seiner Leibwache ernannte. Pausanias fühlte aber sein getränktes Ehrgefühl dadurch so wenig beruhigt, daß er vielmehr zu einer schrecklichen Rache den Plan machte. In diesem

Gez

Gedanken wurde er von dem Sophisten Hermokrates unschuldigerweise bekräftigt. Er legte demselben einst die Frage vor: was derjenige thun müsse, der berühmt werden wolle? „Er muß,“ versetzte Hermokrates, „einem, der große Thaten gethan hat, das Leben nehmen.“ Pausanias fühlte das Richtige dieser Antwort auf das Innigste. Doch war er eigentlich nur das Werkzeug der Verschwörung, welche Olympias, nebst einigen mißvergünstigten Prinzen des Hauses, verabredet hatte. War diese Verschwörung vielleicht aber nicht eine Wirkung persischer Veranstaltung?

Diese brach (336) zu der Zeit aus, als Philipp zu dem asiatischen Feldzuge die ernstlichsten Anstalten machte. Schon hatte er den Parmenio und den Attalus mit einem Theile seiner Armee nach Kleinasien geschickt, um die griechischen Städte von der persischen Oberherrschaft zu befreien, schon stellte er die herrlichsten Opfer an, um sich die Gunst der Götter zur Beförderung seiner Unternehmung zu erwerben. Hierzu munterte ihn ein Ausspruch des delphischen Orakels auf, der also lautete: „der Priester steht fertig; bald

„bald wird das Schlachtopfer bluten!“ Philipp dachte sich unter dem letztern natürlich niemand anders, als den persischen Monarchen. Philipp wünschte, noch vor dem Antritte seines Feldzuges, die Ruhe und Einigkeit in seiner Familie zu sichern. Daher vermählte er seine Tochter Kleopatra mit dem Bruder der Olympias, dem Könige Alexander von Epirus. Um eben diese Zeit bekam er von seiner zweyten Gemahlin Kleopatra einen Sohn. Um sein Freudengefühl über diese angenehmen Begebenheiten recht lebhaft zu äussern, veranstaltete er zu Aegä (einer Stadt in Macedonien) die feyerlichsten und prächtigsten Spiele aller Art, zu welchen die Abgeordneten aller griechischen Staaten, zu welchen alle seine Bekannten, so wie die Freunde seiner Hofleute, eingeladen wurden. Die Versammlung war äusserst zahlreich und glänzend. Die griechischen Abgeordneten, und andere vornehme Personen, überreichten dem Philipp goldene Kronen. Den ersten Tag des Festes füllte man mit großen Schmausereyen aus. Am folgenden sollten die Schauspiele ihren Anfang nehmen, und noch vor Tagesanbruch strömte das neugierige Volk zusammen. Mar
er:

eröffnete das Fest mit einem prächtigen Aufzuge der zwölf obersten Götter, an welche das Bildniß Philipps in Göttercostume sich anschloß. Auf diesen Zug folgte Philipp, in weißem Gewandte, und mit der Krone auf dem Haupte. Er schritt in großer Entfernung von seiner Leibwache her, um die Griechen zu überzeugen, daß er seine Sicherheit nicht auf die Waffen, sondern auf die Liebe seines Volkes, gründete. Durch diesen Umstand wurde der Plan der Verschwornen aufferordentlich begünstigt. Pausanias, der sich an den Eingang des Schauplatzes gestellt hatte, verwundete den Philipp, als er sich demselben näherte, mit einem Dolche so tief in der linken Seite, daß derselbe sogleich todt zur Erde niederstürzte. Der Mörder eilte nach der Thür, wo Pferde auf ihn warteten; aber ein Weinstock fesselte seinen Fuß so mächtig, daß ihn einige Officiere einholen, und niederz machen konnten. Philipp hatte 24 Jahre regiert und 47 gelebt. Das Lob, einer der größten Könige des Alterthums zu seyn, kann man ihm durchaus nicht streitig machen. Er war der größte Feldherr, der einsichtsvollste Politiker seiner Zeit. Doch hat er seine

Mo:

Monarchie weniger durch seine militärischen Talente, als durch sein kluges Betragen, erweitert. Verschwiegen, ohne zurückhaltend zu scheinen, bewies er im Umgange Leutseligkeit und Gefälligkeit, konnte er den Ausbruch seiner Hitze meistens sehr glücklich unterdrücken. Aber sein Ehrgeiz, seine Ruhmsucht war so unbändig, daß er der Befriedigung derselben alles aufopferte, daß er seine Plane mit erstaunenswürdiger List durchsetzte. Gegen das Ende seines Lebens bewies er für Tugend und Sittlichkeit wenig Achtung, fand er ein Vergnügen an Personen, die seine Ohren mit Schmeicheleyen kitzelten, überließ er sich nicht selten dem unmaßigen Genusse des Weines. Ganz so schlimm, als Demosthenes ihn schildert, mag er aber doch nicht gewesen seyn.

Zweytes Kapitel.

Geschichte des Welteroberers, Alexanders des Großen.

Alexander befand sich (336) bey dem Tode seines Vaters im zwanzigsten Jahre; folglich in dem Alter, in welchem rascher Sinn noch manchmal der Ueberlegung zuvoreilt. Er hatte eine Adlernase, große feurige Augen, (das rechte kohlschwarz, das linke gelb) regelsmäßige Gesichtszüge, eine schöne, blühende Farbe, blonde, lockige Haare, und einen hohen, etwas gegen die linke Schulter geneigten Kopf. Der Wuchs war von mittlerer Größe, der Körper gut gebaut, und der Anstand ungezwungen. An Mühsetigkeiten aller Art hatte er sich durch die erstaunenswürdigste An-

Anstrengung und Standhaftigkeit gewöhnt. Dem Schläfe überließ er sich sehr wenig, und er brauchte allerley Mittel, um sich der Schläfrigkeit zu erwehren. In allen Leibesübungen, und selbst im Laufen, war Alexander ein Meister. Durch häufige Bewegungen, die er bis zum Schweiß fortsetzte, schaffte er alle schädlichen Feuchtigkeiten unter seiner Haut so glücklich weg, daß sein Körper sich immer wohl befand. Eben deswegen liebte er aber auch, besonders gegen das Ende seines Lebens, den Genuß feurriger Getränke, weil sie die Wärme in seinem Blute unterhielten. Den überreichten Gang, den er dem Leonidas, seinem Hofmeister, abgelernt hatte, konnte er sich nicht wieder abgewöhnen.

Alexander besaß viele vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens; aber auch manche, welche den schwachen, von Leidenschaften unterjochten Menschen, nur zu sehr bezeichneten. Mit einem großen Geiste, und glänzenden Fähigkeiten, vereinigte er eine unersättliche Begierde nach Unterricht, und ein eifriges Bestreben, die Künste zu befördern. Angenehm im Umgange, sanft und treu in
der

der Freundschaft, erhaben in seinen Gesinnungen und Ideen, besaß er eine leidenschaftliche Herrschsucht, die ihn beständig unruhig machte, die in seinen Blicken, in seinen Reden, in seinen kleinsten Handlungen, in seinem ganzen Aeufferlichen, sich offenbarte. Sein Lieblingswunsch war, er möchte der einzige König in der ganzen Welt, der einzige Besizer aller menschlichen Kenntnisse, seyn. Seine Standhaftigkeit artete in Starrsinn, seine Ruhmbegierde in Tollkühnheit, seine Tapferkeit in Wuth, aus. Sein Wille dachte sich keine Hindernisse, kein andres Mittel, als sein Schwerdt. Zum Beweise seiner Eitelkeit, oder vielleicht noch mehr eines edlen Selbstgeföhls, wollte er auf den olympischen Spielen blos Könige zu Gegnern haben, ließ er sich nur von den größten Künstlern abbilden.

Alexander legte schon frühzeitig Beweise seines erhabnen Geistes ab. Als er kaum sieben Jahre alt war, kamen einige persische Herren an den Hof seines Vaters. Diese fragte der kleine Alexander sehr fleißig nach der persischen Regierung, nach den Staats Einkünften, nach der Kriegsverfassung, nach den

den Waffen, der Tapferkeit und den Pferden der Perser, nach der Lebensart und dem Charakter des Monarchen, nach der Entfernung Macedoniens von Susa. Doch Alexander war eben so viel dem Unterricht, als der Natur schuldig. Er hatte die vortrefflichsten Erzieher und Lehrer. Leonidas, ein Verwandter seiner Mutter, und ein äusserst tugendhafter Mann, war sein Hofmeister. Der berühmte Aristoteles gab seinen Lehrer ab.

Aristoteles, von Stagira im thracischen Macedonien, ein magerer, dünner Mann, mit schnarrender Stimme und kleinen, feurigen Augen, der Sohn des Arztes Nikomachus, eines Vertrauten des Königs Amyntas, bildete Alexanders großen Geist mit der bewundernswürdigsten Anstrengung aus. Plato zog ihn allen seinen Schülern vor, und er fand an ihm weiter keinen Tadel, als daß er sich zu sorgfältig putzte. So erstaunlich die Menge seiner Kenntnisse war, so hielt man seinen Witz dennoch für größer. Seine ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse hatte er einem ganz ausgezeichneten Beobachtungsgeiste, hatte er einem alles durchdringenden Scharfsinne, hatte

er seiner erstaunenswürdigen Arbeitsamkeit, seiner eigen sinnigen Beharrlichkeit, zu danken. Da er von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, so sah er sich im Stande, unabhängig von jedermann, blos für sich zu leben. Nur mit vieler Mühe ließ er sich daher vom Philipp bereden, die Erziehung seines Sohnes Alexanders zu übernehmen. Philipp schrieb deswegen an den Aristoteles einen kurzen Brief, der seiner Denkart Ehre macht. „Ich habe,“ schrieb er an ihn, „einen Sohn; dieß freuet mich aber nicht so sehr, als daß er gerade zu deiner Zeit gebohren wurde. Deine Sorgfalt und deine Einsichten sollen ihn, wie ich hoffe, sowohl meiner, als dieses Reiches, würdig machen.“

Aristoteles gab sich alle Mühe, die geistigen Anlagen seines königlichen Zöglinges auszubilden. Er stützte ihn besonders eine überwiegende Liebe für die Naturgeschichte ein. Diese bewies Alexander durch den Aufwand von 800 Talenten (1,000,000 Thaler), mit welchem er seines Lehrers naturhistorische Untersuchungen unterstützte. Aristoteles brachte dem Alexander aber auch andere Kenntnisse,
als

als Philosophie und Medicin, bey, und dieser fühlte das, was er seinem großen Lehrer zu danken hatte, so innig, daß er zu sagen pflegte: er wäre dem Aristoteles eben so viel schuldig, als seinem Vater; diesem, daß er lebe, aber jenem, daß er zu leben wisse. — Alexander war durch des Aristoteles Unterricht und Beyspitel, für Künste und Wissenschaften so sehr gewonnen worden, daß er die größten Männer in jedem Fache um sich her versammelte, daß er sie außerordentlich reichlich beschenkte. Vorzüglich schätzte er den Homer, dessen Werke er während des Schlafes unter seinem Kopfkissen verwahrte, und er benedete das Glück des Achills, einen solchen Herold seiner Tapferkeit zu haben. Auch hatte er den Homer so fleißig gelesen, daß er ihn fast aus dem Gedächtnisse hersagen konnte, und unstreitig hat das Studium des vortrefflichen Dichters, der so manchen Helden, und so manche große That mit den lebhaftesten Farben schildert, auf den raschen Geist Alexanders einen wichtigen Einfluß gehabt.

Seine Entschlossenheit und seinen Muth bewies Alexander, schon während des Lebens
 Galletti Weltg. 3r Theil. D sei

seines Waters, bey mancher Gelegenheit. Als er erst funfzehn Jahre alt war, vertraute ihm sein Vater, der gegen Perinth zu Felde zog, die Aufsicht über die Truppen an, die er in Macedonien zurückließ. Der muthige Prinz schlug die Illyrier, die einen Einfall gewagt hatten, tapfer zurück; der Vater wurde aber wegen der Unerfrohenheit seines Sohnes so besorgt, daß er ihn zu sich berief. Er war hierauf ein treuer Kriegsgefährte seines Waters, den er mehr als einmahl aus einer großen Verlegenheit rettete. Für einen so unerschrockenen Prinzen schickte sich das berühmte Pferd, der Bucephal (Ochsenkopf) genannt. Diesen Nahmen hatte es von einem dem Ochsenkopfe ähnlichen Zeichen auf dem einen Buge, oder von einer Blässe, erhalten. Sein Vaterland war das, wegen seiner vorzuefflichen Pferdezuucht berühmte Thessalien, und der Besitzer desselben brachte das edle Roß zum Könige Philipp, weil er niemand kannte, für dessen Stand und Vermögen es sich besser paßte. Jetzt sollten die vorzüglichen Eigenschaften dieses Pferdes untersucht werden; aber keiner von dem Gefolge und der Leibwache Philipps war im Stande, dasselbe zu

rei/

reiten. So sehr bäumte sich das stolze Roß, so sehr schreckte es schon durch seine trotzigte Bewegung zurück! Schon erfolgte der Ausspruch: daß es wegen seiner Unbändigkeit gar nicht gebraucht werden könne. Da sagte Alexander seufzend: „Schade um das herrliche Pferd, welches die zaghaften, des Reitens unkundigen Leute, nicht zu behandeln wissen!“ Als er diesen Ausruf mehr als einmahl wiederholte, gab ihm sein Vater einen Verweis, daß er wegen einer Sache, die sich doch nicht ändern ließe, ältere und erfahrene Leute zu tadeln sich unterstände. „Ich will sie aber,“ versetzte Alexander, „ändern, lieber Vater! wenn du es erlaubst.“ „Und was soll die Strafe seyn,“ fragte der Vater, „wenn es dir mißlingt? — „Ich will den Preis des Pferdes bezahlen.“ — Alle Anwesenden brachen darüber in ein lautes Gelächter aus. Es wurde ausgemacht, der Vater sollte das Pferd kaufen, wenn es der Sohn bezwingen würde. Alexander ergriff hierauf die Zügel des Pferdes, und stellte es der Sonne gerade gegenüber, so daß es seinen Schatten nicht sehen konnte, weil, wie der Prinz bemerkte, der Anblick desselben die Unbändigkeit des

Pferdes vermehrte. Zwar stellte sich das Pferd noch immer sehr wild an; Alexander wußte sich aber so glücklich hinauf zu schwingen, wußte sich auf demselben so gut festzuhalten, und es durch anhaltend schnelles Reiten so zu entkräften, daß es endlich keine Widerspenstigkeit mehr zeigte. Als er abstieg, empfing ihn der bis zu Freudenthränen gerührte Vater mit einer Umarmung. „Sieh dich,“ sagte er zu ihm, „nach einem größern Reiche um, denn Macedonien ist für deinen Geist nicht groß genug.“ Auch in der Folge ließ sich der Bucephalus, der übrigens sechzehn Talente (4000 Louisd'or) kostete, von niemand, als vom Alexander, besteigen.

Für diesen Alexander war das macedonische Reich allerdings viel zu klein. Aber die Lage, in der sich der zwanzigjährige König bey dem Antritte seiner Regierung befand, schien ihm nichts weniger als eine glänzende Laufbahn zu verkündigen. Ein großer Theil der Nation wurde, durch den Haß gegen die Olympias, verhindert, dem Sohne sein Vertrauen zu widmen; das Heer war aus Leuten von verschiedenen Völkern, und folglich auch von

ver-

verschiedenem Interesse, zusammengesetzt. Der Prinz schien das zur Regierung gehörige Alter noch nicht erreicht zu haben; auch fehlte es in der Staatskasse an Geld. Wie schwer mußte es nicht unter diesen Umständen für den Alexander werden, die bezwungenen Völker noch ferner unter der macedonischen Herrschaft zu unterhalten, und das väterliche Ansehn über die griechischen Staaten zu behaupten! Demosthenes forderte mit aller seiner Beredsamkeit die Athener auf, alle griechischen Staaten in ein gemeinschaftliches Bündniß gegen den jungen macedonischen König, den er einen unbesonnenen, der Regierungsgeschäfte unfähigen Jüngling, nannte, zu vereinigen. Dieser Plan war für Alexandern um so gefährlicher, da Attalus, der nebst dem Parmenio in Kleinasien stand, die Armee für sein Interesse zu gewinnen suchte.

Doch der eben so kluge als unerschrockene Alexander wußte sich aus allen diesen Verlegenheiten glücklich herauszuwinden. Zuerst zog er diejenigen zur Strafe, die an der Verschwörung gegen seinen Vater Antheil genommen hatten. Er wollte sich dadurch von dem

dem

dem Verdacht, als wenn ihm der Plan derselben nicht unbekannt gewesen wäre, zu reizen suchen; er wollte seine Hochachtung für den Vater beweisen. Sodann machte er so gute Anstalten, daß Artalus, der ihm die Regierung streitig machen wollte, ums Leben kam. Seine Entschlossenheit, und seine plötzliche Erscheinung in Thessalien an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, bewirkte auch, daß nicht nur die Thessalier, sondern auch die Amphiktyonen zu Thermopylä, so wie die Versammlung zu Korinth, ihn für den Oberfeldherren der Griechen erklärte. Zwar verweigerten die Lacedämonier ihre Einwilligung, und die Athener bemüheten sich, den deswegen gefaßten Schluß wieder umzustossen; seine Annäherung stimmte aber ihre Gesinnungen bald wieder um.

Alexander zog hierauf (335) gegen die benachbarten Völker aus, die sich der macedonischen Herrschaft entziehen wollten, oder die er derselben noch zu unterwerfen wünschte. Sein Marsch war zuerst nach Thracien gerichtet. Er gieng von Amphipolis aus bis an den Berg Hämus, erstieg das mit Weibern,
Kin:

Kindern und Vieh angefüllte Lager der Thracier, langte drey Tage nachher an der Donau an, setzte einen Theil seiner Soldaten auf den Fellen seiner Zelte über, und zerstörte einen der vornehmsten Orter der Geten. Diese Geten wurden zwar zu den thracischen Völkern gerechnet; sie wohnten aber schon jenseits des Hämus, zwischen diesem Gebirge und der Donau, folglich in Bulgarien. Die in dieser Gegend lebenden Völker wurden durch Alexanders Zug so in Schrecken gesetzt, daß sie ihm ihre Unterwerfung oder Freundschaft anbieten ließen. Unter diesen Völkern befanden sich auch Celten, welche die Länder zwischen der Donau und dem adriatischen Meere bewohnten, und sich eben so sehr durch ihrer außerordentlichen Muth, als durch ihren großen Körper, auszeichneten. Sie gehörten zu den Stammvätern der Germaner, oder Deutschen. Als die ungeheuer großen, muthigen Abgeordneten derselben vor dem Alexander erschienen, fragte sie derselbe: was ihnen wohl die meiste Furcht abzingen könnte? Er hoffte durch diese Frage aus ihnen das Geständniß herauszulocken, daß ihnen seine Macht vorzüglich fürchtbar sey.

Antwort

Antwort aber war: daß sie sich vor nichts sehr fürchteten, und daß ihnen nicht eher bange seyn würde, als wenn der Himmel über sie einfallen sollte. — Mit solchem Muthe befeelt erscheinen die Vorfahren der Deutschen gleich das erstemahl, als sie in der Weltgeschichte auftreten! Alexander, dessen Gedanken auf die Eroberung der persischen Monarchie gerichtet waren, hielt sich nicht länger in diesen Gegenden auf, sondern zog gegen die illyrischen Fürsten, die sich gegen ihn vereinigt hatten, und die jetzt seine Uebermacht nachdrücklich fühlten.

Doch Alexander wurde nicht allein durch den persischen Feldzug, sondern auch durch die feindseligen Aeufferungen der Thebaner, Athener und anderer Griechen, zurückberufen. Alexanders weite Entfernung, verbunden mit der Sage, daß er auf dem Zuge gegen die Illyrier seinen Tod gefunden habe, ermunterte die Griechen, einen abermahligen Versuch zu machen, sich der macedonischen Herrschaft zu entziehen. Schon machten sie zur Versammlung eines Heeres Anstalten; schon wagten es die Thebaner, die macedonische Besatzung aus

aus ihrer Burg zu verzagen. Allein Alexander marschirte mit solcher Geschwindigkeit herbey, daß er am 14ten Tage vor den Mauern von Theben erschien. Die Thebaner dachten so wenig an die in Illyrien befindliche Armee Alexanders, daß sie die vor ihren Thoren stehende Mannschafft für andere im Lande zurückgebliebene Macedonier hielten. Durch Alexanders schnelles Anrücken wurden auch die Kriegsanstalten der Griechen so vereitelt, daß er nirgends Widerstand fand. Die bestürzten Athener mußten sich jetzt auf ihre eigene Vertheidigung einschränken. So richtig war das, was Alexander bey seinem Einmarsche in Böotien gesagt hatte: „Demosthenes nemte mich, wie ich noch in Illyrien war, ein Kind, und wie ich nach Thessalien kam, einen Jüngling: wenn ich jetzt aber bald vor den Mauern Athens erscheine, so will ich ihm zeigen, daß ich ein Mann bin.“ — Er both der Stadt Theben einen Vergleich an; unglücklicherweise aber waren die Thebaner zu stolz, sich seinen Bedingungen zu unterwerfen. Da beschloß Alexander, über Theben ein Schicksal zu verhängen, welches die Empörungslust den Griechen völlig niederschlagen sollte.

sollte Von den Einwohnern der mit Sturm
 eroberten Stadt wurden 6000 gleich nieders-
 gehauen, und 30000 als Sklaven verkauft,
 für die Alexander 440 Talente (594000 Thaler)
 lösete. Nur wenige verschonte Alexanders
 unerbittliche Strenge, (die er jedoch in der
 Folge bereute) und dieß waren die Priester,
 die Gastfreunde der Macedonier, die Nach-
 kommen des berühmten Pindars, und endlich
 diejenigen, die sich der Empörung widersezt
 hatten. Ausser den Tempeln, und dem Hause
 Pindars, blieb kein Gebäude unzerstört.
 Alexander suchte das Gehässige seines Ver-
 fahrens durch das Vorgeben, daß er das
 Urtheil der Amphiktyonen hätte zur Vollziehung
 bringen müssen, von sich abzuwälzen. In-
 dessen brachte es doch die Wirkung hervor,
 daß sich die Griechen recht angelegentlich um
 seine Gunst bewarben, und Alexander bewies
 gegen die Athener so viel Mäßigung, daß er
 weiter nichts, als die Auslieferung von
 zehn Staatsrednern verlangte; daß er sich
 endlich bey der Verweisung eines einzigen
 beruhigte.

Alexander wurde hierauf in der Versamm-
 lung der griechischen Deputirten zu Corinth,
 gleich

gleich seinem Vatter, zum Oberfeldherrn der Griechen einstimmig ernannt. Die Begierde, den jungen macedonischen König, der seine Regierung so glänzend angefangen hatte, kennen zu lernen, lockte viele Gelehrte nach Korinth, die ihm nun ihre Aufwartung machten, und ihre Glückwünsche darbrachten. Vergebens wartete Alexander darauf, daß der Philosoph Diogenes, der sich zu Korinth gewöhnlich aufhielt, gleichfalls vor ihm erscheinen würde. Da er nun seinen Wunsch, den sonderbaren Mann zu sehen, nicht länger unterdrücken konnte, so suchte er ihn in seinem Wohnorte, einer korinthischen Vorstadt, selbst auf. Diogenes, der nach den Vorschriften der cynischen Philosophen, sich einer freywilligen Armuth widmete; der ein unabhängiges, völlig zwangloses Leben, allen Reichthümern, und den damit verknüpften Sorgen, vorzog; der lag gewöhnlich bey einem kleinen Cypressenwäldchen, und wärmte sich an der Sonne. Alexander gab ihm Erlaubniß, sich eine Gnade von ihm auszubitten. „Gehe mir, wenn ich bitten darf, aus der Sonne.“ Dieß war alles, was sich der Philosoph Diogenes vom König Alexander aus;

aus;

ausbat. Dieser verstand den Stun desjentgen, was Diogenes sagte, so richtig, daß er sich vernehmen ließ: „wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes seyn.“

Alexander rüstete sich nun mit großem Eifer zum persischen Feldzuge. Vorher überlegte er die Sache noch in einer Versammlung seiner Staatsräthe und Generale. Die Vornehmsten unter denselben, Antipater und Parmenio, waren der Meynung, daß Alexander wohl thun würde, sich vor dem persischen Kriege noch zu vermählen. Für den feurigen Prinzen war aber alles, was ihn von der glänzenden Laufbahn der Siege und Eroberungen noch auf einige Zeit entfernt halten konnte, äußerst unangehm. Er beschleunigte daher den Abmarsch, so sehr als es ihm möglich war. An ein feyerliches Opfer, das er dem olympischen Jupiter und den Musen brachte, schloß sich ein herrliches Gastmahl an, welches sich damit endigte, daß Alexander alle seine noch übrigen Kammergüter und Einkünfte unter seine Minister und Generale austheilte. „Was behälst du denn aber für dich?“ erlaubte sich Perdickas, einer derselben, ihn

ihn

ihm zu fragen. „Meine Hoffnung!“ versetzte Alexander. „Nun so wollen wir,“ sagte Perdikas, „als Theilnehmer deiner Gefahr, auch deine Hoffnung theilen.“ Auf eine so edle Art schlug Perdikas dasjenige aus, was ihm Alexander bestimmt hatte, und einige seiner Freunde folgten seinem Beyspiele.

Alexanders ganze Kriegsmacht war, als er den persischen Krieg anfieng, 50,000 Mann stark; den vierten Theil von denselben ließ er unter der Aufsicht des Antipaters, in Macedonien zurück; mit den übrigen 30000 Mann Fußvolk, und 5000 Reitern, wollte er die persische Monarchie erobern. Wo blieben aber die Hülfstruppen der griechischen Staaten, die sie schon zu Philipps Zeiten versprochen hatten? Traute ihnen vielleicht Alexander nicht genug? Wollte er etwa die Ehre, den großen persischen Monarchen zu besiegen, mit niemand theilen? — Der ganze Geldvorrath, den Alexander bey dem Antritte seiner Regierung in seiner Gewalt hatte, betief sich auf 70 Talente (94,500 Thaler). Schuldig war er 200 Talente (270,000 Thaler).

Die

Die Perser ließen (334) den Alexander ruhig über den Hellespont gehen. Er hatte sich vorgenommen, die Stadt Lampsacus, wegen ihrer großen Ergebenheit für den persischen Monarchen, zu zerstören; Anaximenes, ein bekannter Geschichtschreiber, rettete sie aber durch seine Schlaueit. Alexander, der seine Absicht merkte, glaubte es sich durch einen Schwur unmöglich zu machen, dessen Bitte zu erfüllen. Allein Anaximenes bat ihn um das Gegentheil, um die Zerstörung der Stadt, und Alexander sah sich nun durch seinen eignen Schwur besiegt.

Alexanders Unternehmungen gegen die persische Monarchie wurden ganz ausserordentlich vom Glück begünstigt. Dieß zeigte sich gleich bey dem Anfange dieses Krieges. Memnon von Rhodus, der Oberbefehlshaber der griechischen, im persischen Solde befindlichen Niethruppen, gab den Satrapen den Rath, das ganze vorliegende Land von Kleinasien zu verwüsten, und sogar die Städte zu zerstören, dem Alexander auch meistens griechisches Fußvolk entgegen zu stellen. Hätte man diesen klugen Rath befolgt, so wäre
Alex:

Alexander durch den Mangel an Unterhalt bald in Noth gekommen; so hätte er einen nachdrücklichen Widerstand gefunden. Aber die auf den Memnon neibischen Satrapen folgten ihren eignen Ideen. Sie beschloffen den Alexander vom Uebergange über den Granikus (einem jetzt ausgetrockneten Flusse), abzuhalten. Der reißende Strom und die steilen Ufer schienen ihre Absicht zu begünstigen. Die Ufer waren mit einer großen Linie von Truppen, vorn Reiterey und hinten Fußvolk, zusammen 110000 Mann stark, besetzt. Diese schickten dem Alexander und seinen Macedoniern einen Regen von Pfeilen und Wurffspießen zu. Alexander setzte aber dem ungeachtet muthig und unerschrocken über den Fluß, und jagte die Perser auseinander. Die zuerst übersehenden Macedonier hatten starken Widerstand gefunden, und ihre ersten Glieder waren vom Memnon, und seinen Söhnen, niedergehauen worden. Dennoch berechnete man den macedonischen Verlust an Todten nicht höher als zu 130 Mann, während daß von den Persern 1200 getödtet, und 20000 gefangen wurden. Der Sieger Alexander befand sich in großer Gefahr, indem

er

er erst in die Seite, hernach in den Kopf, verwundet wurde; auch stürzte sein Pferd.

Die Folgen dieses Sieges waren für Alexandern sehr wichtig. Er konnte sich jetzt an der westlichen Küste von Kleinasien festsetzen. Cardes, Ephesus, Tralles, und Magnesia öffneten ihm sogleich die Thore; aber bey Milet fand er Widerstand. Der eben so tapfere als kluge Memnon vertheidigte diese wichtige Stadt so lange, bis Alexanders Sturmbocke die Mauern gänzlich niedergefürzt hatten. Alexander schickte jetzt seine aus 182 Schiffen bestehende Flotte nach Europa zurück. Er wollte entweder seine kleine Seemacht der großen persischen nicht entgegenstellen, oder er glaubte, da er auf der Küste von Kleinasien sich festgesetzt hatte, die Flotte entbehren zu können. Memnon, dem Alexander einen freyen Abzug aus Milet zugestanden hatte, vertheidigte nun auch die Stadt Halykarnas mit vieler Standhaftigkeit. Als er sich endlich herauszog, war die Stadt ein Schutthaufe. Auf seiner Flotte retteten sich die meisten Einwohner, nebst ihren Habseligkeiten. Alle griechischen Städte in Kleinasien erklärten sich nun

nun für den Alexander, der sich für ihren
 Befreyer ausgab. In der Folge unterwarf
 sich ihm die ganze westliche Küste Kleinasiens.
 In Karien fand Alexander eine Königin,
 Dahmens Uba, die sich sehr gefällig gegen
 ihn bewies. Sie schickte ihm täglich herrliche
 Gerichte und schönes Zuckergebackenes, und sie
 wollte ihn auch mit geschickten Köchen und
 Pastetenbeckern versehen. Er dankte ihr aber
 für ihre Fürsorge, indem er sagte: sein
 Hofmeister hätte ihm in Ansehung der Tafel
 die gute Lehre gegeben, daß er sich zum
 Mittagmahle durch starke Bewegung, und
 zum Abendessen durch ein mäßiges Mittags-
 mahl, vorbereiten sollte. Da Alexander gegen
 die Königin von Karien so freundschaftlich
 verfuhr, so wurden viele kleinasiatische Fürsten
 dadurch bewogen, sich unter seinen Schutz zu
 begeben. Während des Winters beschloß er
 sein Heer ausruhen zu lassen. Daher schickte
 er alle neuverehyratheten Soldaten zu ihren
 Weibern nach Macedonien, auch holten Par-
 menio, und andre Feldherren, neue Mannschaft.

Mit dem angehenden Frühjahr (333)
 rückte Alexander von Karien aus, um das
 Gallotti Weltg. 3r Th. E übrige

übrige Kleinasien in seine Gewalt zu bringen. Zuerst besetzte er Pisidien und Phrygien. Bey Gordium, der Hauptstadt des letztern Landes, zog er sein Heer zusammen. Man verwahrte daselbst das Vordergeschirr von dem Wagen des Gordius, der die Stadt erbaut hatte. Um dieses war das Riemenwerk der Pferde so zusammengewickelt, daß niemand den Knoten zu lösen vermochte, und dennoch sollte dieß dem, welchem es gelingen würde, die Herrschaft Asiens verkündigen. Alexander lösete den Knoten ganz leicht, indem er erst den Nagel, durch den die Deichsel an dem Vorderwagen befestigt war, und hernach die Vorderräder, herauszog. Nach andern Nachrichten lösete er ihn noch leichter, indem er ihn mit seinem Schwerte zerhieb. Er drang hierauf durch Paphlagonien und Kappadocien, bis an den Halys vor. Von dem mit Vergelt eingeschlossenen Ellicien hätten ihn die Perfer mit leichter Mühe abhalten können; sie verließen aber den Paß, den sie besetzt halten sollten, zu frühzeitig. So sehr begünstigte den Alexander das Glück!

Dieß zeigte sich jetzt aber bey einer noch viel wichtigern Sache. Memnon gab dem

Das

Darius den weisen Rath, den Kriegsschauplatz nach Macedonien zu versetzen, wo er auf den Beystand der mißvergnügten Griechen rechnen könnte. Diesem Plane zufolge segelte Memnon mit der Flotte von der Insel Kos (Stingo) aus, und besetzte die Inseln Chios und Lesbos im ägäischen Meere. Eben machte er zum Uebergange nach Cubba Anstalten, als sich sein Tod ereignete. Der General Charidem, ein Athener, gab hierauf dem Darius den Rath, einem erfahrenen Feldherrn ein Heer von hunderttausend Mann, ein Drittel griechische Soldtruppen, zu übergeben, und demselben die Anordnung der Unternehmungen gegen den Alexander zu überlassen. Allein der Neid der persischen Großen wußte den Charidem bey dem Monarchen so verdächtig zu machen, daß er hingerichtet wurde. Seit dem wagte es niemand mehr, dem Darius die Augen zu öffnen.

Darius führte nun (333) diesen Krieg nach der Weise seiner Vorfahren. Er zog mit einem Heere von einigen hunderttausend Mann, das er bey Babylon versammelt hatte, dem Alexander entgegen. Die Perser zündeten

die Stadt Tarsus in Cilicien an, damit sich Alexander daselbst nicht festsetzen könnte; dieser eilte jedoch mit solcher Geschwindigkeit herbey, daß er den Brand noch zu rechter Zeit löschen konnte. Von dem schnellen Marsche ganz erhitzt, stürzte sich Alexander in den Fluß Cydnus, dessen Wasser, setner schattigen Ufer wegen, auffallend kalt war. Kaum war daher Alexander ins Wasser gekommen, als er alle Glieder erstarrt fühlte, als er sich in sein Zelt mußte bringen lassen. Bey der Kraftlosigkeit und der Fieberhitze, die ihn jetzt ans Bett fesselte, kränkte ihn nichts inniger, als der Gedanke, daß er dadurch abgehalten wurde, dem anmarschirenden Darius entgegen zu rücken. In der Ungeduld wünschte er, daß ihm die Aerzte recht schnellwirkende Mittel geben möchten. Diese trugen aber Bedenken, seinem Verlangen Gnüge zu leisten, weil sie wegen der Folgen zur Verantwortung gezogen werden konnten, und weil des Darius Versprechen, dem Mörder Alexanders 1000 Talente zu geben, ohnedieß schon Verdacht erregen konnte. Endlich wagte es Philipp von Marnanien, dem Alexander eine stark wirkende Arznei zu geben. In dem Augenblicke,

blicke, da Philipp die Arznei zubereitete, empfing Alexander einen Brief vom Parmenio, der ihm meldete, daß sich Philipp gegen den Darius verbindlich gemacht habe, dem Alexander das Leben zu nehmen. Alexander gab bey dieser Gelegenheit einen sehr überzeugenden Beweis von seiner Entschlossenheit, und Unerschrockenheit. Er brauchte in dem gefährlichen Augenblicke weiter keine Vorsicht, als daß er, während er die Arznei hinnahm, dem Philipp den empfangenen Brief in die Hände gab, und den Trank alsdann ruhig hinunterschluckte. Der Arzt las den Brief mit der Wiene der sichtbarsten Unschuld, und sagte weiter nichts, als der König möchte sich beruhigen, und in den Schlaf zu kommen suchen. Die Arznei wirkte eben so geschwind, als stark, und Alexander war nach drey Tagen wieder so hergestellt, daß er sich seinem Heere zeigen konnte. Nie vergaß er den Ketter seines Lebens.

Darius war indessen bis in die mesopotamischen Ebenen, zwischen dem Tigris und dem Euphrat, vorgerückt. Hier, wo er seine zahlreichen Truppenhaufen gehörig ausbreiten
 konnt

konnte, sollte er, dem Rathe der griechischen
 Officiere zufolge, den Alexander erwarten.
 Allein der zu seinem Unglück verblendete
 Darius that immer dasjenige, was ihm den
 größten Nachtheil brachte. Er eilte jetzt nach
 den Gebirgen von Cilicien. Sein Zug war
 äußerst prachtvoll. Vor demselben gieng, auf
 silbernen Altären getragen, das heilige, ewige
 Feuer her, welches die Magier, Hymnen
 singend, nebst 365 auserlesenen Jünglingen
 in Kleidern von Scharlach, begleiteten. Auf
 dieses folgte ein, dem Hauptgotte der Perser
 (der Sonne) geweihter Wagen, von weißen
 Pferden gezogen, an welchen sich noch ein
 solches Pferd von außerordentlicher Größe,
 das Sonnenpferd, angeschlossen. Die weißgeklei-
 deten Stallleute führten goldne Stäbe in der
 Hand. Darauf kamen noch 10 kostbare,
 prächtiggeschmückte Wagen, welche vielleicht
 Monathe vorstellten. Nun erst folgte der
 Vortrab der Reiterrey, von zwölf verschiedenen
 Völkern, jedes in seiner eignen Rüstung.
 Jetzt erschien die 10000 Mann starke Leib-
 wache des persischen Monarchen, die sogen-
 nannten Unsterblichen, in dem prächtigsten
 Aufzuge; denn an dem Halse eines jeden
derz

derselben glänzten goldne Ketten, und ihre langen Röcke waren von feinem Zeuge mit Gold durchwirkt, und an den breiten Ermeln mit Edelsteinen besetzt. In einer kleinen Entfernung von denselben folgte eine 15000 Köpfe starke Schaar der sogenannten königlichen Verwandten, die sich weniger durch ihre Rüstung, als durch ihren weiblichen Putz, auszeichneten. Nach dieser kam Darius selbst auf einem glänzenden, mit Bildsäulen und andern Zierrathen auf das prächtigste ausgeschmückten Wagen, vor dem die sogenannten Lanzenträger, eine Leibwache des Königs, hergingen. Des Darius Gewand war äußerst kostbar; der Rock von Purpur mit Silber gestreift, und über demselben eine Art von Mantel mit goldnen Habichten. An einem goldnen Gürtel hieng ein Schwert herab, dessen Scheide so dicht mit Edelsteinen besetzt war, daß sie ganz von Edelsteinen zu seyn schien. Um die Eidas, die Kopfbedeckung des Monarchen, wand sich eine himmelblaue, mit Silber durchwirkte, Binde. Die Lanzen der 10,000 Mann, die auf den Wagen des Darius folgte, waren mit Silber beschlagen und hatten goldne Spitzen. Auf beiden Seiten

des

des Wagens giengen 200 der vornehmsten Verwandten des königlichen Hauses. An diese schloß sich ein Heer von 30,000 Mann Fußvolf an, nach welchem 400 Reitpferde des Königs kamen. In einer Entfernung von einigen hundert Schritten folgten die Mutter und die Gemahlin des Darius, jede auf einem besondern Wagen; folgten die Hofdamen und Kammerfrauen derselben, ingleichen die Verschnittene in funfzehn Wagen; folgten endlich 360 Beyschläferinnen des Monarchen, in königlichem Schmucke, gleichfalls auf Wagen. Die königliche Kasse wurde von 600 Maulthieren und 300 Kameelen getragen, und von einem Haufen von Bogenschützen bewacht. Nun kamen die Weiber der Verwandten und Vertrauten des Königs, ingleichen die Marketer und die Wäscherinnen. Den Zug schlossen die leichtbewaffneten Truppen. Gegen diesen so buntgemischten und mit so vielen lästigen Dingen beschwerten Menschenhaufen stach das Heer der Macedonier ganz gewaltig ab. Hier schimmerte kein Gold und kein köstliches Gewand, sondern bloß Eisen und Erz, in die Augen. Die Abtheilungen, deren Bewegungen durch kein zu großes Ge-

Gez

Gepäcke gehemmt wurden, befanden sich immer in der besten Ordnung, und waren immer bereit, den Befehl, ja selbst den Wink, ihres Oberanführers zu befolgen. Für dieses Heer fehlte es auch niemahls an einem zum Lager schicklichen Orte, und an hinlänglichem Vorrathe von Lebensmitteln.

Man rieth dem Darius, seine ungeheure Armee, die nach den genauesten Angaben, aus 250000 Mann Fußvolk, und 67200 Reitern, zusammen also aus 317200 Menschen bestand, wenigstens zu theilen; aber die Hofränke vereitelten jeden guten Rath, besonders wenn er von Ausländern herrührte. Darius rückte bis nach Issus in Cilicien vor, und er benahm sich dabey so unvorsichtig, daß er den Alexander, ehe er es vermuthete, im Rücken hatte, eben als er sich einbildete, daß Alexander schon auf der Flucht begriffen sey. Die kranken und verwundeten Macedonier, die er in Issus antraf, ließ er niederhauen, und nur einige blieben am Leben, damit er ihnen die Pracht seines Lagers zeigen könnte. Alexander benutzte den eingeschlossenen Boden bey Issus ganz vortreflich, um seinem

Klei;

kleinen Heere eine Stellung zu geben, wo es von der großen Armee das Darius nicht überflügelt werden konnte. Er ließ seine Truppen in einer engen Ebene aufmarschiren, wo sie auf der einen Seite von Bergen, und auf der andern von der See, gedeckt war. Darius mußte seine Armee, für die er nicht Platz genug hatte, in viele Linien hinter einander stellen. Dadurch entstand, als die Macedonier die erste Linie der Perser durchbrachen, sogleich Verwirrung unter denselben, indem nun die vordern Glieder auf die hintern zurückdrängten, und der Widerstand der muthigsten und tapfersten Leute dadurch vereitelt wurde. Vergebens war es, daß die griechischen Soldtruppen von dem macedonischen Phalanx auf 120 Officiere, und viele Gemeine, getödtet hatten. Alexander fiel ihnen in die Seite, und dadurch wurde der Sieg entschieden. Darius, der in der ersten Linie gefochten hatte, warf Bogen, Schild und Mantel weg, um nur desto schneller fliehen zu können. Die Perser sollen auf 100,000 Mann verlohren haben. Die Griechen berechneten ihren Verlust kaum zu 4 bis 500 Mann. Das ganze prachtvolle Lager

Lager der Perser kam in die macedonische Gewalt. In demselben fanden die Sieger die Syfigambis, die Mutter des Darius, ingleichen seine Gemahlin, die zugleich seine Schwester war, einen Sohn von 6 Jahren, Namens Ochus, und zwey erwachsene Töchter. Der größte Theil des königlichen Schatzes war noch zu rechter Zeit nach Darius' Tod geschickt worden; daher belief sich alles Silber, was die Macedonier im Lager noch fanden, auf 3000 Talente (4,050,000 Thaler). Indessen war die übrige Beute an kostbaren Geräthschaften noch immer so groß, daß der Muth der Macedonier, die persische Monarchie zu erobern, gewiß sehr zunahm.

Alexander wußte sich, bey dem außerordentlichen Glücke, das ihn begünstigte, auf eine rühmliche Art zu maßigen. Er ließ die gefangenen Damen nicht nur mit aller Ehre erbiethung behandeln, sondern er besuchte sie auch selbst. Syfigambis sah den Hephästion, der den Alexander begleitete, für der König an, mit dem er fast von gleichem Alter war, und warf sich ihm zu Füßen. Als sie aber von ihrem Irrthume durch einige gefangene
Verz

Verschnittene belehrt wurde, stand sie geschwind auf, um dem wirklichen Alexander ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Alexander, der ihre Verzagenheit gewahr wurde, ergriff ganz freundschaftlich ihre Hand, indem er zu ihr sagte: „beruhige dich, Mutter! du hast dich nicht geirrt; denn auch dieser ist ein Alexander!“

Die Schlacht bey Issus verschaffte dem Alexander die glänzendsten Vortheile, und vielleicht entwarf er jetzt zuerst im Ernst den Plan, sich der ganzen persischen Monarchie zu bemächtigen. Da der geschlagene Darius lange Zeit brauchte, um ein neues Heer zu versammeln, so eroberte Alexander, ohne einen nachdrücklichen Widerstand zu finden, eine wichtige Stadt, und eine schöne Provinz nach der andern. Weil die kostbarsten Sachen des Darius nach Damast geschafft worden waren, eilte Parmenio an der Spitze eines Cavalleriehaufens dahin. Der Oberbefehlshaber machte gar keine Umstände, die Stadt zu übergeben, und so geriethen alle die herrlichen Schätze ohne Mühe in die Hände der Macedonier. Diese erbeuteten 2600 Talente im baarem Gelde, und 500 Talente in Gold;

Goldstangen, also 3100 Talente, oder 4,185,000 Thaler. Hierzu kamen noch 30,000 Gefangene und 7000 Kameele. Die meisten übrigen Städte Syriens ergaben sich freiwillig, und selbst die Satraben überlieferten sich und ihre Schätze.

Darius fieng indessen an zu fühlen, daß er am Alexander einen sehr gefährlichen Feind hatte, und daß er wohlthun würde, sich von demselben zu befreyen. Dabey dachte er sich aber über den kleinen macedonischen König doch noch immer zu sehr erhaben, als daß er sich herablassen, als daß er um Frieden hätte bitten sollen. Er schrieb daher in einem ziemlichen stolzen Tone an den Alexander, dem er nicht einmahl den Königstitel beylegte. Er möchte, schrieb er an ihn, das Lösegeld für seine gefangenen Verwandten so hoch bestimmen, als er wollte; der Streit wegen der Herrschaft Asiens würde sich am besten durch zwey gleich große Heere entscheiden lassen. Diesem Antrage fügte er die Ermahnung hinzu, daß Alexander, wenn er der Ueberlegung noch einigermaßen fähig wäre, sich mit seinem Reiche begnügen, und fremde,

Mo,

Monarchen unangefochten lassen möchte. Der Ton dieses Schreibens erregte bey dem Alexander den lebhaftesten Unwillen, der sich in seiner Antwort deutlich genug äusserte. Er fieng sie gleich so an: „Der König Alexander an den Darius.“ In dem Schreiben selbst warf er dem Darius die persischen Einfälle in Griechenland, und die durch Verräther bewirkte Ermordung seines Vaters Philipps, vor; er erboth sich, ihm seine Familien ohne Lösegeld zurückzugeben, wenn er selbst, im Aufzuge eines Demüthigen, darum bitten würde; zuletzt erinnerte er denselben, daß er, wenn er künftig wieder an ihn schriebe, ihn nicht nur einen König, sondern auch seinen König, nennen sollte. So sehr das Schreiben des Alexanders mit seiner Denkart übereinzustimmen scheint, so ist doch folgende Angabe des Inhalts dieses Briefwechsels noch wahr: scheinlicher. Darius erinnerte den Alexander an die freundschaftliche Verbindung, die zwischen ihren Vorfahren statt gefunden hätte, und trug auf die Erneuerung derselben an. Alexander warf hingegen in seiner Antwort dem Darius verschiedene Dinge vor, die ihn zum Kriege bewogen haben sollten. Darius hätte,

hätte, sagte er, der Stadt Perinth Beystand geleistet, an der Ermordung des Philipp's, so wie er sich selbst in seinen Briefen gerühmt hätte, Antheil gehabt, und die Griechen zu Feindseligkeiten gegen ihn aufgemuntert. Da er nun Herr von ganz Asien wäre, so sollte er nur zu ihm kommen; seine fernern Gesandten sollte er nicht als an einen Monarchen seines Gleichen, sondern an den Beherrscher Asiens, schicken.

Auf diese Art waren Alexander und Darius von einem Vergleiche noch weit entfernt. Ein Vergleich war auch für Alexandern, dessen feurige Phantastie sich mit so großen Entwürfen beschäftigte, etwas sehr verhaßtes. Die Vorsichtigkeit rieth ihm, vorher seinen Rücken zu sichern, ehe er in das Innere der persischen Monarchie eindrang. Daher gieng er jetzt nach Sidon in Phönicien. Hier herrschte seit einiger Zeit Strato, den die Perser zum Könige erhoben hatten. Schon dieser Umstand war hinlänglich, seinen Unterthanen einen Widerwillen gegen ihn beyzubringen; aber Stratos Betragen war auch so beschaffen, daß es diesen Widerwillen noch vergrößerte.

Er

Er stellte öffentliche Feste an, um Gelegenheit zu bekommen, sich der schönsten Frauenzimmer, als Opfer seiner Wollust, zu bemächtigen. Die Sidonier hatten daher über Alexanders Anmarsch eine so große Freude, daß sie die Stadt, wider den Willen des Strato, übergaben. Dieser wurde des Thrones entsetzt, und Alexander übertrug es dem Hephästion, dem sidonischen Staate einen neuen Regenten zu geben. Hephästion bot die Krone seinem Wirthe, einem der angesehensten Bürger, an. Dieser dachte edel genug, auf die Ehre Verzicht zu leisten, um den Abdolonymus, einen Prinzen vom königlichen Hause, auf den Thron zu bringen. Abdolonymus war so arm, daß er sich von dem Ertrage eines kleinen Gartens nähren mußte. Hier fanden ihn die Abgeordneten, die ihm das königliche Gewand überreichen sollten, in schlechter Kleidung, Wasser schöpfend. Abdolonymus folgte ihnen nach der Stadt, und wurde mit lautem Beyfalle zum Könige angerufen.

Die Regierung zu Tyrus hatte, nach der Schlacht bey Issus, dem Sieger Alexander ihre Ergebenheit bezeugen lassen, und sie glaubte

glaubte dadurch zu bewirken, daß Alexander und seine Macedonier nicht näher kommen möchten. Diese fanden sich aber dennoch ein, und Tyrus hatte ein höchsttrauriges Schicksal. Alexander verlangte in die Stadt zu kommen, und dem tyrischen Hercules zu opfern. Dieß wollten die Oberhäupter von Tyrus durchaus nicht zugeben. Es erfolgte nun (332) eine Belagerung von 7 Monathen, bey welcher sich Anstrengung und Erfindungsgeist in ganz außerordentlichem Maße äußerte. Alexander näherte sich der Stadt Tyrus vermittelst eines Dammes, der vom festen Lande bis zu der Insel geführt wurde, auf welcher die berühmte Handelsstadt lag. Die hierzu nöthigen Steine wurden von den Trümmern des vom Nebuzadnezar zerstörten Alttyrus genommen, und das Bauholz gab der Libanus her. Die Tyrrier lachten anfangs über das Unternehmen der Macedonier; wie erstaunten sie aber nicht, als der Damm an verschiedenen Stellen sich herauszuheben anfing! Nun suchten sie durch allerley listige Mittel, unter andern durch Brandschiffe, die Arbeit der Macedonier zu vereiteln, und wirklich wurden auch viele derselben getödtet; allein demungeachtet rückte

Gallesi Weltg. 3r Th. F der

der Damm der Stadt immer näher. Jetzt schien die Natur den bedrängten Tyriern Hülfe verleihen zu wollen. Der Damm wurde durch einen heftigen Sturm in Trümmern verwandelt. Alexanders Muth wurde durch dieses Unglück so niedergeschlagen, daß er nicht nur das ganze Unternehmen aufgab, sondern auch der Regierung von Tyrus Vergleichsvorschläge that. Diese wurden aber von derselben mit solchem Stolze abgewiesen, daß der dadurch äusserst gekränkte Alexander den Entschluß faßte, zur Wiederherstellung des Dammes alle möglichen Mittel aufzubieten. Durch standhafte Arbeit wurde der Damm in kurzer Zeit bis zu den Mauern der stolzen Stadt geführt, die nun unter den heftigen Stößen der Sturmböcke einstürzten, während daß ganze Regen von Pfeilen und Steinen in die Stadt flogen. Die Tyrier setzten diesen heftigen Angriffen die bewundernswürdigste Unerfrohenheit und Anstrengung entgegen. Sie führten hinter den zerstörten oder stark beschädigten Mauern eine neue auf, 10 Ellen breit, und füllten den 5 Ellen breiten Zwischenraum mit Steinen und Erde aus. Alexander bediente sich nun auch seiner sehr verstärk-

stärkten Flotte, um die Eroberung der Stadt zu beschleunigen. Es wurden allemahl zwey Schiffe zusammengebunden. Von dem Verdecke derselben stürmten Bogenschützen gegen die Stadt. Viele von diesen Schiffen wurden zwar durch einen Sturm zertrümmert, durch Alexanders Veranstaltung aber jedoch bald wieder hergestellt, und mit Sturmdecken versehen. Die Macedonier stürmten hierauf durch eine hundert Schuh breite Oeffnung heran, und dennoch wurden sie von den tapfern Tyriern zurückgeschlagen. Noch vor dem Anbruche des folgenden Tages war die beschädigte Mauer wieder ausgebessert. Jetzt stiegen aber auf dem macedonischen Damme Thürme mit Sturmbrücken empor. Dem neuen Angriffe setzten die schlaun Tyrrier die scharfsinnigsten und wirksamsten Mittel entgegen. Bald rissen sie die Macedonier mit dreyzinkigen Haken, die vermittelst eines Seiles fortgeschleudert wurden, von der Besatzung herunter; bald fiengen sie dieselben in Fischernetzen; bald griffen sie sie mit spitzigen Stangen, mit großen Stücken glühenden Eisens, die ganze Glieder niederstürzten, mit brennendem Sandregen, an. Mancher Ma-

cedonier gerieth darüber so in Angst, daß er in die See sprang. Fast wurde Alexanders Standhaftigkeit ganz erschüttert. Endlich wagte er noch einen allgemeinen Sturm vor den Schiffen, der zwar sehr blutig, aber glücklich ausfiel. Alexander selbst stieg, von seinen vornehmsten Feldherren begleitet, von einem Belagerungsthurme auf den Wall. Während daß die Armee durch eine Maueröffnung einbrach, drangen verschiedene Schiffe in den Hafen ein. Tyrus konnte jetzt nicht länger widerstehen. Der erzürnte Sieger ließ die herrliche Stadt abbrennen, 7000 von seinen tapfern Bürgern niederhauen, 2000 ans Kreuz schlagen, und 13,000 als Sklaven verkaufen. Die Länderey der unglücklichen Tyrer, von welchen die meisten sich nach Karthago gerettet hatten, wurde unter die Colonisten vertheilt.

Während der Belagerung von Tyrus erhielt Alexander ein zweytes Schreiben vom Darius, in welchem derselbe seinen stolzen Ton sehr herabgestimmt hatte. Er both dem Sieger 10,000 Talente (13,500,000 Thaler) als ein Lösegeld, eine seiner Töchter zur Gemahlin und

und alles Land vom Euphrat bis an den Archipelagus, an. Dies war jedoch für den Alexander, der jetzt keinen andern Gedanken als die Eroberung der persischen Monarchie hatte, noch lange nicht genug.

Sein Zug gieng hierauf nach Aegypten. Auf dem Marsche dahin belagerte er die Stadt Gaza, die sich zwey Monathe hindurch mit der größten Hartnäckigkeit wehrte. Die Macedonier verlohren viel Leute, und Alexander selbst wurde zweymahl verwundet. Als ein edel denkender Feind hätte er die aussehrende Tapferkeit der Belagerten bewundern sollen; aber jener erhabene Sinn, der Alexanders erste Unternehmungen bezeichnete, verzohr sich jetzt immer mehr, wurde von der leidenschaftlichen Eroberungssucht des glücklichen, und durch sein fortdauerndes Glück übermüthig und gefühllos gemachten Siegers, immer stärker verdrängt. Alexander dachte unmenschlich genug, den braven Commandanten Betis an einem durch die Fersen gezogenen Seile um die Stadt schleifen zu lassen. Noch vorher näherte sich Alexander, welches aber blos jüdische Nachrichten melden, der Stadt

Stadt Jerusalem, weil die Juden, aus großer Ergebenheit für den König von Persien, sich geweigert hatten, die Belagerungsarmee vor Tyrus mit Lebensmitteln zu unterstützen. Die Juden stellten bey der ihnen drohenden Gefahr Buß, Beth, und Fasttage an. Sie giengen weiß gekleidet, den hohen Priester in seiner Amtskleidung an der Spitze, dem Alexander entgegen. Und durch eben diesen Aufzug wurde der Zorn des macedonischen Königs besänftigt. Alexander erinnerte sich, eine so ehrwürdige Figur, wie der hohe Priester war, einst im Traume gesehen zu haben. Er hielt diese Zusammenstimmung der Umstände für einen Wink der Gottheit, und wurde dadurch so gerührt, daß er dem hohen Priester sogar seine Ehrerbietung bezeugte, daß er im Tempel zu Jerusalem dem Jehova opferte, und den Juden allerley Wohlthaten angedeihen ließ.

100

101

102

103

104

105

106

107

108

109

110

111

112

113

114

115

116

117

118

119

120

121

122

123

124

125

126

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

152

153

154

155

156

157

158

159

160

161

162

163

164

165

166

167

168

169

170

171

172

173

174

175

176

177

178

179

180

181

182

183

184

185

186

187

188

189

190

191

192

193

194

195

196

197

198

199

200

201

202

203

204

205

206

207

208

209

210

211

212

213

214

215

216

217

218

219

220

221

222

223

224

225

226

227

228

229

230

231

232

233

234

235

236

237

238

239

240

241

242

243

244

245

246

247

248

249

250

251

252

253

254

255

256

257

258

259

260

261

262

263

264

265

266

267

268

269

270

271

272

273

274

275

276

277

278

279

280

281

282

283

284

285

286

287

288

289

290

291

292

293

294

295

296

297

298

299

300

301

302

303

304

305

306

307

308

309

310

311

312

313

314

315

316

317

318

319

320

321

322

323

324

325

326

327

328

329

330

331

332

333

334

335

336

337

338

339

340

341

342

343

344

345

346

347

348

349

350

351

352

353

354

355

356

357

358

359

360

361

362

363

364

365

366

367

368

369

370

371

372

373

374

375

376

377

378

379

380

381

382

383

384

385

386

387

388

389

390

391

392

393

394

395

396

397

398

399

400

401

402

403

404

405

406

407

408

409

410

411

412

413

414

415

416

417

418

419

420

421

422

423

424

425

426

427

428

429

430

431

432

433

434

435

436

437

438

439

440

441

442

443

444

445

446

447

448

449

450

451

452

453

454

455

456

457

458

459

460

461

462

463

464

465

466

467

468

469

470

471

472

473

474

475

476

477

478

479

480

481

482

483

484

485

486

487

488

489

490

491

492

493

494

495

496

497

498

499

500

501

502

503

504

505

506

507

508

509

510

511

512

513

514

515

516

517

518

519

520

521

522

523

524

525

526

527

528

529

530

531

532

533

534

535

536

537

538

539

540

541

542

543

544

545

546

547

548

549

550

551

552

553

554

555

556

557

558

559

560

561

562

563

564

565

566

567

568

569

570

571

572

573

574

575

576

577

578

579

580

581

582

583

584

585

586

587

588

589

590

591

592

593

594

595

596

597

598

599

600

601

602

603

604

605

606

607

608

609

610

611

612

613

614

615

616

617

618

619

620

621

622

623

624

625

626

627

628

629

630

631

632

633

634

635

636

637

638

639

640

641

642

643

644

645

646

647

648

649

650

651

652

653

654

655

656

657

658

659

660

661

662

663

664

665

666

667

668

669

670

671

672

673

674

675

676

677

678

679

680

681

682

683

684

685

686

687

688

689

690

691

692

693

694

695

696

697

698

699

700

701

702

703

704

705

706

707

708

709

710

711

712

713

714

715

716

717

718

719

720

721

722

723

724

725

726

727

728

729

730

731

732

733

734

735

736

737

738

739

740

741

742

743

744

745

746

747

748

749

750

751

752

753

754

755

756

757

758

759

760

761

762

763

764

765

766

767

768

769

770

771

772

773

774

775

776

777

778

779

780

781

782

783

784

785

786

787

788

789

790

791

792

793

794

795

796

797

798

799

800

801

802

803

804

805

806

807

808

809

810

811

812

813

814

815

816

817

818

819

820

821

822

823

824

825

826

827

828

829

830

831

832

833

834

835

836

837

838

839

840

841

842

843

844

845

846

847

848

849

850

851

852

853

854

855

856

857

858

859

860

861

862

863

864

865

866

867

868

869

870

871

872

873

874

875

876

877

878

879

880

881

882

883

884

885

886

887

888

889

890

891

892

893

894

895

896

897

898

899

900

901

902

903

904

905

906

907

908

909

910

911

912

913

914

915

916

917

918

919

920

921

922

923

924

925

926

927

928

929

930

931

932

933

934

935

936

937

938

939

940

941

942

943

944

945

946

947

948

949

950

951

952

953

954

955

956

957

958

959

960

961

962

963

964

965

966

967

968

969

970

971

972

973

974

975

976

977

978

979

980

981

982

983

984

985

986

987

988

989

990

991

992

993

994

995

996

997

998

999

1000

1001

1002

1003

1004

1005

1006

1007

1008

1009

1010

1011

1012

1013

1014

1015

1016

1017

1018

1019

1020

1021

1022

1023

1024

1025

1026

1027

1028

1029

1030

1031

1032

1033

1034

1035

1036

1037

1038

1039

1040

1041

1042

1043

1044

1045

1046

1047

1048

1049

1050

1051

1052

1053

1054

1055

1056

1057

1058

1059

1060

1061

1062

1063

1064

1065

1066

1067

1068

1069

1070

1071

1072

1073

1074

1075

1076

1077

1078

1079

1080

1081

1082

1083

1084

1085

1086

1087

1088

1089

1090

1091

1092

1093

1094

1095

1096

1097

1098

1099

1100

1101

1102

1103

1104

1105

1106

1107

1108

1109

1110

1111

1112

1113

1114

1115

1116

1117

1118

1119

1120

1121

1122

1123

1124

1125

1126

1127

1128

1129

1130

1131

1132

1133

1134

1135

1136

1137

1138

1139

1140

1141

1142

1143

1144

1145

1146

1147

1148

1149

1150

1151

1152

1153

1154

1155

1156

1157

1158

1159

1160

1161

1162

1163

1164

1165

1166

1167

1168

1169

1170

1171

1172

1173

1174

1175

1176

1177

1178

1179

1180

1181

1182

1183

1184

1185

1186

1187

1188

1189

1190

1191

1192

1193

1194

1195

1196

1197

1198

1199

1200

1201

1202

1203

1204

1205

1206

1207

1208

1209

1210

1211

1212

1213

1214

1215

1216

1217

1218

1219

1220

1221

1222

1223

1224

1225

1226

1227

1228

1229

1230

1231

1232

1233

1234

1235

1236

1237

1238

1239

1240

1241

1242

1243

1244

1245

1246

1247

1248

1249

1250

1251

1252

1253

1254

1255

1256

1257

1258

1259

1260

1261

1262

1263

1264

1265

1266

1267

1268

1269

1270

1271

1272

1273

1274

1275

1276

1277

1278

1279

1280

1281

1282

1283

1284

1285

1286

1287

1288

1289

1290

1291

1292

1293

1294

1295

1296

1297

1298

1299

1300

1301

1302

1303

1304

1305

1306

1307

1308

1309

1310

1311

1312

1313

1314

1315

1316

1317

1318

1319

1320

1321

1322

1323

1324

1325

1326

1327

1328

1329

1330

1331

1332

1333

1334

1335

1336

1337

1338

1339

1340

1341

1342

1343

1344

1345

1346

1347

1348

1349

1350

1351

1352

1353

1354

1355

1356

1357

1358

1359

1360

1361

1362

1363

1364

1365

1366

1367

1368

1369

1370

1371

1372

1373

1374

1375

1376

1377

1378

1379

1380

1381

1382

1383

1384

1385

1386

1387

1388

1389

1390

1391

1392

1393

1394

1395

1396

1397

Memphis wurde ihm mit einem Schatze von 800 Talenten übergeben, und er dachte politisch genug, dem Apis zu opfern, und die Aegypter durch große Feyerlichkeiten zu zerstreuen. Von Memphis fuhr Alexander den Nil herab. An der westlichen Mündung dieses Stromes eine neue Stadt seines Namens, ein Denkmahl seiner Größe, anzulegen, schien ihm ein herrlicher Gedanke. Der Gedanke wurde unter der Aufsicht des Dinochares, der den Dianentempel zu Ephesus gebaut hatte, sogleich ausgeführt, und bald stieg eine schöne, mit allen Handelsbequemlichkeiten ausgerüstete, Stadt empor, die Alexanders Ruhm noch nach zweytausend Jahren ins Gedächtniß zurückruft.

Doch Alexanders gränzenlose Ruhmsucht und Eitelkeit war auch Ursache, daß er so manche abentheuerliche Unternehmung wagte. Zu diesen Unternehmungen gehörte jetzt (331) sein Zug zu dem Orakel des amonischen Jupiters in Lybien *).

Alex:

*) Theil II, S. 22.

Alexandrien aus, erst 1600 Stadien (36 geographische Meilen) westwärts, und von da viele Tagereisen gerade nach Süden, durch eine dürre, wasserarme, unwegsame Wüste, die gleichsam ein Sandmeer vorstellte. Aber auch hier wurde Alexander vom Glücke begünstigt. Ein außerordentlich starker Regen befriedigte das dringende Bedürfnis nach Wasser. Eine große Menge Raben zeigte den Macedoniern den Weg, und Alexander gelangte glücklich zu dem Tempel, den er in einer sehr schönen, im Umfange von fünf Meilen sich ausdehnenden, mit Wäldern von Palmbäumen, mit vortrefflichen warmen und kalten Quellen, versehenen Ebene fand. Alexander war begierig, dem Orakel einen ihm schmeichelhaften Ausspruch zu entlocken, und die Ammonspriester bewiesen sich gefällig genug, seinen Wünschen Genüge zu leisten. Sie erklärten ihn für einen Sohn des ammonischen Jupiters, und verkündigten ihm die Herrschaft über die ganze Welt. Seit der Zeit schämte sich Alexander nicht, sich einen Sohn Jupiter Ammons zu nennen. Er that dieß selbst zum Verdrusse seiner Mutter Olympias, die ihn einst in einem Schrei

Schreiben ersuchte, er möchte ihr doch die Feindschaft der Juno (der Gemahlin des Jupiters) nicht zuziehen.

Nach seiner Rückkehr nach Memphis rüstete sich Alexander, um in den innern Theil der persischen Monarchie einzudringen, nachdem er sein Heer theils durch macedonische Rekruten, theils durch Ausländer, ergänzt und verstärkt hatte. Er gieng (330) ohne Widerstand über den Euphrat, und selbst über den Tigris, den die persischen Generale nicht bald genug besetzten. In der Nacht vorher (am 20sten September) ehe er weiter ziehen wollte, fiel eine Mondfinsterniß ein, welche allen Muth der, mit den Ursachen derselben unbekannt, Macedonier niederschlug. Jetzt schimpften sie auf die Ruhmsucht und den Ehrgeiz ihres Königes, der sie, wider den Willen der Götter, bis an das Ende der Welt führe; der so eitel wäre, sein Vaterland zu verachten, und seinen Vater zu verläugnen, um für einen Gott gehalten zu werden. Sie wollten auch durchaus nicht weiter marschiren. Zum Glück befanden sich bey der Armee einige ägyptische Wahrsager, welche den Muth
der

der

der bestürzten Macedonier, durch eine schlaue Vorsteltung, wieder zu beleben wußten. Diese Mondfinsterniß, sagten sie, verkündigte nur den Persern ein großes Unglück, weil der Mond vornehmlich in Persien, die Sonne aber in Griechenland herrsche.

Als die macedonische Armee ihren Zug fortsetzte, kamen abermahls Gesandte vom Darius mit Friedensvorschlägen an; Alexander machte es aber zur Hauptbedingung, daß ihn Darius für seinen Oberherren erkennen sollte. Darius rückte hierauf mit einem Heere von einer Million Leuten*), das er bey Babylon zusammengezogen hatte, dem Alexander entgegen, der so geschwind marschirte, daß sie einander bald nahe kamen. Alexander brach (am 2ten October) gegen Mitternacht auf, um den Darius anzugreifen. Dieser stand, in einiger Entfernung von der Stadt Arbasa, bey einem Dorfe, welches Gaugamela hieß.

Jetzt

*) Die Angaben von der Stärke der Armee des Darius sind sehr verschieden. Eine giebt sie nur zu 40000 Reitern, und 100000 Mann Fußvolk, an.

Jetzt überlegte er noch einmahl die ganze Gefahr seiner Lage. Alexander hatte bisher immer gesiegt; keine Macht schien groß genug, um ihn Widerstand zu thun. Eben dieser glückliche, dieser entschlossene Alexander hatte sich gegen die Familie des Darius sehr edel bewiesen, hatte noch erst kürzlich die Gemahlin desselben prächtig begraben lassen. Darius beschloß daher, dem großmüthigen Feinde noch einmahl einen Vergleich anzubieten. Er that dieß durch zehn Prinzen vom königlichen Hause, die er an ihn schickte. Alexander sollte 30,000 Talente, und alle Länder bis an den Euphrat bekommen; aber Alexander wies auch diesen Antrag mit Stolz zurück. Er glaubte sich hierzu um so mehr berechtigt, da Darius durch Verräthe, welche die Macedonier aufgefangen hatten, die griechischen Staaten zum Aufstande zu reizen gesucht hatte.

Der Boden der Ebene, auf welcher das mörderische Schauspiel jetzt gegeben werden sollte, war, auf die Veranlassung des Darius, geebnet, und hier und da mit eisernen Fuß angelegt bestreut worden. Das Heer des Darius übertraf des Alexanders Armee gar sehr

sehr an Größe, denn der Macedonier waren nicht mehr, als 40,000 zu Fuß, und 7000 zu Pferde. Diese hatten aber die Nacht über ausgeruhet, und neue Kräfte gesammelt, während daß die Perser, welche die ganze Zeit unter dem Gewehre standen, sich schläfrig und ermüdet fühlten. Darius hatte seine Fronte durch 200 Sisenwagen und 25 Elephanten furchtbar gemacht. Seine Perser fochten mit einem so bewundernswürdigen Muthe, daß sie die Macedonier in sichtbare Verlegenheit brachten. Endlich siegte aber doch die höhere Taktik Alexanders und seiner Generale. Den Macedoniern kostete dieses Treffen 10,000, den Persern 30 bis 40,000 Mann. Die letztern hatten, in Rücksicht ihrer großen Anzahl, keinen sehr beträchtlichen Verlust erlitten; aber ihre Armee befand sich einmahl in Unordnung und Verwirrung. Darius selbst floh, nach einiger Ueberlegung, erst nach Arbela, und dann nach Armenien, in der Absicht, aus den nördlichen Provinzen seines Reiches eine neue Armee zu sammeln. Alexander erbeutete in Arbela die ganze Kriegskasse, 4000 Talente (5,400,000 Thaler) an baarem Gelde, nebst vielen andern Kostz
 bare

barkeiten. Zu Babylon empfing man ihn, aus Widerwillen gegen die persische Regierung, mit lebhafter Freude. Alexander entsprach auch der guten Meynung, die man sich von ihm gemacht hatte, durch die Achtung, die er für die Religion der Babylonier zeigte. Zu Susa kam einer der größten Schätze, die es jemahls auf der Welt gegeben hat, in seine Gewalt. Dieser bestand, ausser einem unschätzbaren Vorrathe von Schmuck und allerley köstlichen Sachen, in 30,000 Talenten in ungemünztem Gold und Silber, und 40,000 Talenten in baarem Gelde; also zusammen in 70,000 Talenten, oder beynähe 100 Millionen Thaler. Noch sieben Wochen befand sich Alexander an der Gränze des eigentlichen Persiens, wo ihm hohe und steile Gebirge den Weg versperrten *). Wie leicht konnte ihm hier der Eingang verwehrt werden! Auch vertheidigte ihn Ariobarzanes, ein persischer General, mit 5000 Mann sehr standhaft. So wie aber einst Ephialtes dem Perres einen Weg über den Deta zeigte, so führte ein

*) Theil II, S. 3.

ein persischer Hirt den Alexander durch einen Nebenweg nach Persien. Als er von Persepolis, der Hauptstadt, nicht mehr weit entfernt war, meldete ihm der Oberbefehlshaber der dasigen Besatzung, daß das gemeine Volk im Begriffe wäre, den königlichen Schatz zu plündern, und daß er also seinen Anmarsch beschleunigen möchte. Alexander marschirte hierauf, an der Spitze seiner Cavallerie, die ganze Nacht hindurch. Als er nicht mehr weit von Persepolis war, kündigte er seinen Feldherren an, daß dieser Ort, als der Hauptstüz der persischen Macht, das Schicksal verdient habe, ein Gegenstand der ausgezeichnetsten Rache zu werden, und daß er ihn daher der Plünderung und Züchtigung seiner Soldaten überlassen werde. Diese drangen hierauf während in Persepolis ein, und mordeten, mit den erbeuteten Reichthümern nicht zufrieden, alle unschuldigen Einwohner desselben, die sich ihrer unbarmherzigen Behandlung nicht entziehen konnten. Alexander fand in der Stadt einen Schatz von 120,000 Talenten, die zur Bestreitung der Kriegskosten niedergelegt waren. Man berechnet die Summen, die er im Innern der persischen Monarchie in

in seine Gewalt bekommen hatte, auf 180 bis 190,000 Talente (250 Millionen Thaler). Eine Beute von dieser Größe kommt in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder vor!

Das ununterbrochen fortdauernde Glück, und die ungeheuer große Masse von Reichthümern, die Alexandern zu Theil wurde, hatten auf seinen Charakter den nachtheiligsten Einfluß. Der ehemahls so unerschrockene, so entschlossene, so biedere, gegen gefangene Feinde so gütige, in seinen Neigungen so gemäßigte Alexander, widerstand jetzt dem verführerischen Genuße sinnlicher Vergnügungen immer weniger, und brachte seine Zeit am liebsten in Gesellschaft der Mädchen und der Trinker zu. Es vergieng jetzt kein Tag, an dem er sich nicht förmlich berauschte, und an dem frohen Mahle nahmen gewöhnlich seine Lieblingsmädchen Antheil. Unter diesen befand sich auch die Thais, die einst, als die ganze Gesellschaft vom überflüssig genossenen Weine glühete, den Gedanken äusserte, daß Alexander durch die Verbrennung der persischen Hauptstadt Persepolis, der ganzen griechischen Nation, deren Städte ehemals von den

den

den Persern zerstört worden wären, etwas angenehmes erweisen würde. Diese Aeußerung der Thats fand bey den übrigen Anwesenden den lebhaftesten Beyfall, und Alexander selbst brach in die Worte aus: „wohlan, laßt uns Griechenland rächen, und die Stadt anzünden!“ Sogleich erhoben sich die berauschten Gäste, um die herrliche Stadt, die sie mit den Waffen in der Hand geschont hatten, in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Alexander war der erste, der mit einer Fackel den königlichen Pallast anzündete. Seinem Beyspiele folgten Gäste, Minister und Damen, eifrig nach. Das viele Ederngelälte des Pallastes fieng sehr geschwind Feuer, und die Feuersbrunst wurde fast allgemein. Als sie die in der Nähe der Stadt stehende Armee gewahr wurde, eilte sie, mit der Ursache derselben unbekannt, herbey, um löschen zu helfen. Als aber die Soldaten sich dem brennenden Pallaste näherten, erblickten sie ihren König mit einer Fackel in der Hand. Sie vertauschten daher die Wassereimer, die sie mitgebracht hatten, gegen Dinge, die den Brand vermehren halfen, und nun wurde nicht nur der prächtige königliche Pallast, sondern die ganze Stadt, ein Opfer

Opfer der Feuersbrunst, welche Alexander und seine Macedonier im Rausche angelegt hatten.

Im folgenden Frühjahr (329) zog Alexander von der Provinz Persien aus, um den Darius aufzusuchen. Er machte täglich über 8 Meilen, und schon nach 14 Tagen befand er sich zu Ekbatana. Darius war 5 Tage vorher nach den nördlichsten Provinzen seines Reiches abgegangen, wo er ein Heer von 40,000 Mann beysammen hatte. Auch fehlte es ihm nicht an Muth, eine dritte Schlacht zu wagen; allein Bessus und Nabarzanes, zwey seiner vornehmsten Feldherren, verschworen sich mit mehreren andern Officieren zu seinem Untergange. So heimlich diese Verabredung getroffen wurde, so blieb sie dem Darius doch nicht unbekannt. Der gutmüthige Fürst wollte aber die Nachricht nicht glauben. Patron, der Oberbefehlshaber der 4000 Griechen, die sich unter seiner Armee befanden, both ihm seinen Schutz an. Darius schlug sein Anerbieten aus. „Lieber will ich das größte Unglück über mich ergehen lassen, als bey Fremden meine Zuflucht suchen; haben

Galletti Weltg. 3r Theil. G mir

mir meine eignen Perser den Tod zuerkannt, so kann ich nicht bald genug sterben.“ Dieß war die Antwort des gutmüthigen Darius. Da er nun dem Unglücke, das ihm drohete, gar nicht auszuweichen suchte, so war er auch nicht zu retten. Die Verschwornen, welche die persischen Truppen gewonnen hatten, bemächtigten sich plötzlich seiner Person, legten ihm goldne Fesseln an, steckten ihn in einen bedeckten Wagen, und ließen ihn durch fremde Fuhrleute nach Bactrien schaffen.

Ehe noch Alexander von dieser Verschwörung Nachricht erhielt, faßte er den Entschluß, an der Spitze einer Schaar von Reitern und leichtem Fußvolke, dem Darius nachzueilen. Er marschirte mit so erstaunenswürdiger Geschwindigkeit, daß er in 10 Tagen einen Weg von fast mehr als hundert deutschen Meilen zurücklegte. Von seinem ganzen Gefolge waren aber auch nicht mehr als 60 Reiter übrig; die andern hatte Entkräftung, Krankheit und Tod von der weitern Fortsetzung des schnellen Marsches zurückgehalten. Alexander war nun nicht weit von den kaspischen Pässen

entz

entfernt. Da Darius schon weiter gebracht worden war, so schlug Alexander gleichfalls den Weg durch die Pässe ein. Jetzt erst erfuhr er die Verschwörung, und nun eilte er mit einer kleinen Schaar auserlesener Reiter, fast ohne auszuruhen, fort, bis er die Verräther beynahе einholte. Bessus verlangte nun vom Darius, er sollte ein Pferd besteigen, um geschwinder fortzukommen. Der unglückliche Monarch weigerte sich, dieß zu thun. Plötzlich wurde er von mehreren Wurfspeeren durchbohrt, und die Unmenschen ließen ihn, in seinem Blute liegend, zurück. Eine Schaar leichter Reiterey, die ihnen Alexander nachgeschickt hatte, hieb zwar einige tausend von den treulosen Soldaten des Darius nieder; den Bessus und Nabarzanes konnten sie aber nicht einholen.

Indessen hielt der Wagen, in welchem sich der tödtlichverwundete Darius befand, bey einem Dorfe, einige hundert Schritte von der Landstraße, still, weil die Fuhrleute von den nacheilenden Macedoniern getödtet worden waren. Hier, von jedermann verlassen, näherte sich Darius; noch vor kurzer Zeit der

§ 2 größte

größte Monarch der Erde, dem letzten Augenblicke seines Lebens. In dieser traurigen Lage fand ihn ein macedonischer Soldat, der bey einer nahen Quelle, wohin ihn der Durst trieb, das Nöcheln des sterbenden Fürsten hörte. Darius bath denselben noch um einen Trunk Wasser, den ihm der Soldat in seinem Helme überreichte. Ein persischer Gefangener diente zum Dolmetscher. Als Darius getrunken hatte, sagte er zu dem Soldaten: „in dem traurigen Zustande, in welchem ich mich jetzt befinde, ist es noch mein einziger Trost, daß meine letzten Worte nicht ungehört bleiben. Dem Alexander bitte ich dich zu sagen, daß ich mit dem Gefühle eines Menschen sterbe, dem er große Wohlthaten erwiesen hat, ohne daß ich sie ihm habe erwidern können; daß ich ihm die innigste Dankbarkeit schuldig bin für die Großmuth, die er gegen meine Mutter, meine Gemahlin und meine Kinder bewiesen hat; ihm, meinem Feinde, haben sie ihr Leben, und die Behauptung ihrer Würde zu danken, während daß mir durch eben diejenigen, die zu meinen Verwandten gehören, und die mir ihr Glück schuldig sind, Reich und Leben entrisen worden ist. Ich siehe zu den Göttern, daß

daß sie dem siegreichen Alexander die Herrschaft über die Welt verleihen mögen, und ich hege die gegründetste Hoffnung, daß er das an mir ausgeübte Verbrechen, schon des für die Monarchen so wichtigen Beyspieles wegen, nachdrücklich ahnden wird.“ Nachdem hierauf Darius auch dem macedonischen Soldaten, der ihm den letzten Trunk überreichte, seine Dankbarkeit geäußert hatte, verschied er. Kurz hernach kam Alexander herbey, und der Anblick des eben gestorbenen Darius preßte ihm Thränen aus. Dieß war das Ende des menschenfreundlichen, leutseltigen Darius, der vielleicht nur dadurch unglücklich wurde, daß er die Rathschläge, die man ihm erteilte, nicht genug zu beurtheilen wußte.

Alexander durchzog hierauf auch die nördlichen Provinzen seines Reiches, und er genoß nun die Freude, fast die ganze große persische Monarchie in seiner Gewalt zu sehen. Als er von diesem Zuge nach Hyrkanien zurückgekehrt war, besuchte ihn Thalestris, die Königin der Amazonen, deren Reich zwischen den Flüssen Phasis und Thermodon, an der Küste des schwarzen Meeres, lag. Ihr Ges
folge

folge bestand aus 300 gerüsteten Weibern, und sie hatte bey ihrer Reise hauptsächlich die Absicht, durch den Alexander in den Muttersstand versetzt zu werden, weil sie sich einbildete, daß ein Sohn, den sie, die tapferste unter allen Frauen, mit dem macedonischen Könige, dem bravsten unter allen Männern, zeugen würde, alle andere jungen Leute übertreffen müßte. Alexander erhörte ihren Wunsch, und sie blieb 14 Tage bey ihm.

Die Absicht seines Zuges nach Asien war nun erfüllt; auch waren seine Generale der Meynung, daß er sich mit dem bisherigen Erfolge seiner Unternehmungen begnügen, und also den Krieg aufgeben könnte. Wenigstens war dieß ihr lebhafter Wunsch, weil sie die erbeuteten Reichthümer nun in Ruhe genießen wollten. Diesem Genusse überließen sich die, wegen ihrer mäßigen und einfachen Lebensart so gepriesenen, Macedonier jetzt ohne alle Einschränkungen. Die orientalische Ueppigkeit und Schwelgerey schien so ganz nach ihrem Geschmacke, daß sie sich manche Uebertreibung erlaubten. Viele ließen sich ihren Körper nicht mit dem gewöhnlichen Olivenöhl, sondern mit

mit den kostbarsten Salben, einreiben; der eine trug silberne Nägel an seinen Schuhen; ein andrer unterhielt verschiedene Kameele, die ihm den feinen ägyptischen Sand holen mußten, mit welchem er sich bey dem Ringen zu bestreichen pflegte. Genug, Hephästion, Philotas und andre Feldherren Alexanders gewöhnten sich an die persische Lebensart immer stärker. Alexander, der die nachtheiligen Folgen dieser Sittenänderung vorausfah suchte sie nicht nur durch freundschaftliche Vorstellungen, sondern auch durch sein eignes Beyspiel, wieder auf den Weg der Rechtschaffenheit und Tugend zurückzuführen. Er setzte sich daher mehr als jemahls den Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten des Krieges und der Jagd aus. Aber der Hang zum Vergnügen war bey seinen Officieren schon zu sehr eingewurzelt. Sie konnten die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen, schlechterdings nicht einsehen, und sie machten dem Alexander bittere Vorwürfe, daß er sie von einer gefahrvollen Unternehmung zur andern führe. Anfangs ertrug er diese Vorwürfe mit Geduld, indem er sich zu sagen begnügte: es wäre die Pflicht eines Monarchen, das zu thun, was er für recht hielt,

hielt, ohne auf das Neden der Leute Rücksicht zu nehmen. Da er jedoch merkte, daß die Widersetzlichkeit zunahm, hielt er endlich eine öffentliche Rede an sein Heer, und er sprach mit so viel Nachdruck und Ueberzeugung, daß sich alle bereitwillig erklärten, an seinen fernern Kriegszügen Antheil nehmen zu wollen.

Diese Erklärung war jedoch größtentheils nur die Folge einer übereilten Begeisterung. Es gab unter den Officieren von Alexanders Armee noch immer viele, welche gegen die Fortsetzung des Krieges eine große Abneigung hatten. Diese gieng bey einigen so weit, daß sie sich gegen Alexanders Leben verschworen. Der Urheber dieser Verschwörung war ein gewisser Dymnus, der übrigens gar nicht zu den angesehensten Personen der Armee gehörte. Er entdeckte seinen Plan einem jungen Officiere, Namens Nikomachus, und dieser verabscheute ihn so sehr, daß er es seinem Bruder Rebalinus auftrug, das Geheimniß zu verrathen. Rebalinus begab sich sogleich in das Hauptquartier Alexanders, und machte den Philotas, den Sohn des Parmenio, mit der Verschwörung bekannt. Dieser hielt es jedoch

jedoch nicht für nöthig, von dieser Entdeckung Gebrauch zu machen, ungeachtet er vom Rebalinus einigemahl daran erinnert wurde. Darüber gerieth Rebalinus in eine ängstliche Verlegenheit. Der Tag der Ausführung nähete heran, und es konnte am Ende ver-rathen werden, daß ihm die Verschwörung bekannt gewesen war. Er beschloß daher, dem Alexander die Entdeckung selbst zu machen. Alexander ließ sogleich den Dymnus in Verhaft nehmen, und den Philotas zu sich rufen. Dymnus brachte sich, so bald er verhaftet war, einen tödtlichen Stich bey, welcher aller fernern Untersuchung ihr Ende bestimmte. Philotas wußte sich wegen seiner bewiesenen Nachlässigkeit so geschickt zu entschuldigen, daß Alexander beruhigt schien. Aber die vor-zügliche Gunst des Monarchen, die der junge Officier besaß, hatte ihn zum fast allgemeinen Gegenstande des Neides und Hasses gemacht. Craterus und andre Generale drangen darauf, daß die Verschwörung genauer untersucht wer-den möchte. Philotas wurde auf die Folter gebracht, und im Angstgeföhle der Schmerzen legte er das Geständniß ab, das man von ihm herauszupressen suchte. Er wurde hierauf
als

als ein Verräther hingerichtet. Eben das Schicksal traf seinen Vater Parmenio, der sich in Medien befand.

Alexander wünschte dem unruhigen Geiste seiner Macedonier eine Beschäftigung zu geben. Er beschloß daher, den Vessus in den entferntesten Provinzen der persischen Monarchie aufzusuchen. Sein Weg führte ihn über das, mit Schnee bedeckte Gebirge Paropamisus, einen Theil des Taurus, auf der Nord- und Ostseite des jetzigen Persiens. Das vom Schnee und Eise zurückprallende helle Licht schadete den Augen der marschirenden Macedonier, und die Kälte war so streng, daß mancher erstarbte. Auf diesem Wege gieng es sechzehn Tage nach einander fort. Als Alexander den beschwerlichen Paropamisus zurückgelegt hatte, baute er unter andern Orten auch eine Stadt seines Namens, und er besetzte diese Städte mit 7000 Soldaten, die zu entkräftet waren, um weiter marschiren zu können. Vessus hatte, um den Alexander aufzuhalten, das ganze Land zwischen dem Paropamisus und dem Orus
(jetzt

(Jetzt Amur oder Sihun*) verheert. Alexander drang aber dennoch bis Bactrien vor. Am Orus fand er alle Fahrzeuge verbrannt, und alle Bäume weggeschafft. Seine Generale hielten den Uebergang für unmöglich; allein des entschlossenen Alexanders Anstalten übertrafen alle ihre Erwartungen. Erst mußten sich alle kranken und alten Soldaten entfernen. Sodann dienten die mit Stroh ausgestopften Häute der Zelte statt der Pontons, und in Zeit von fünf Tagen schwamm die ganze Armee hinüber. Aber niemand widersetzte sich, und Bessus wurde von seinen eignen Vertrauten an den Alexander ausgeliefert. Dieser übergab ihn dem Bruder des Darius, der ihn auf eine schreckliche Art hinrichten ließ.

Alexander zog, nachdem er seine Reiterey mit neuen Pferden versehen hatte, an den Sarartes. Hier gerieth er mit den Bewohnern dieser Gegend (in der jetzigen Bucharey) in ein so lebhaftes Gefecht, daß er am Schenkel
ver-

*) Theil II, S. 4.

verwundet wurde, Nun erhob sich auch am Tarrates eine Stadt Alexandrien, die zwey deutsche Meilen im Umfange hatte, und deren Mauern dennoch in Zeit von drey Wochen gebaut wurden. In Zeit von drey Tagen waren 20,000 Flöße fertig, auf welchen Alexander und seine Macedonier über den Tarrates setzten, um die (im russischen Asien wohnenden) Scythen zu bekriegen, die jedoch diesem Angriffe durch ihre Demüthigung vorbeugten.

Alexander sah nunmehr die ganze große persische Monarchie in seiner Gewalt. Er befand sich gleichsam am Ende seiner glänzenden Laufbahn, und nun luden ihn die eroberten Länder, und die erbeuteten Reichthümer, zum ruhigen, ununterbrochenen Genuße der Lebensfreuden ein. Auf diesen Genuß verstanden sich die Perser vorzüglich gut. Die persische Lebensart, die persischen Sitten zogen daher den Alexander selbst nun immer stärker nach sich hin. Um die Veränderung, die er sich vorgesetzt hatte, seinen ernsthaften Macedoniern weniger auffallend zu machen, tauschte er die macedonischen Gebräuche nur allmählig gegen

gegen die persischen um. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, die beyden Nationen in eine zusammenschmelzen zu können. In dieser Absicht versuchte er es, 30,000 persische Knaben auf griechische Art erziehen zu lassen; auch theilte er die Statthalterschaften und andere Aemter an verdiente Leute von beyden Nationen ohne Unterschied aus. Da die persische Lebensart aber ungleich mehr Bequemlichkeit, als die macedonische gewährte; so fühlte sich Alexander immer mehr zu jener hingezogen. Er hatte das Schicksal, das die tapfern Besieger der im Wohlstande und in der Weichlichkeit lebenden Nationen fast jederzeit gehabt haben. Das warme Klima des persischen Himmelsstriches machte ihn aufmerksam auf den Vorzug, den die weitläufige Kleidung der Perser vor dem knappenliegenden Gewande der Macedonier hatte. Anfangs legte Alexander nur einige persische Kleidungsstücke an; anfangs trug er sie nur im Hause; allmählig scheute er sich aber nicht, auch öffentlich in denselben zu erscheinen. Den Macedoniern fiel diese Neuerung so sehr auf, daß sie ihren Tadel nicht zu unterdrücken vermochten. Der Eindruck, den dieser Tadel auf

auf Alexandern hätte hervorbringen können, wurde aber durch die Schmeicheleyen der ihn umgebenden Höflinge ganz unwirksam gemacht.

Die alten Feldherren des Alexanders, die an dessen Siegen und Eroberungen einen mächtigen Antheil hatten, kränkte es innig, den jungen, einst so biedern, so edeldenkenden, König in der Gewalt der Schmeichler zu sehen. Aber für keinen war dieß so leicht empfindlicher, als für den Klitus, seinen Milchbruder, seinen vornehmsten Vertrauten, einen von der ganzen Armee verehrten General. Bey einem herrlichen Feste, welches Alexander den beyden Helden des griechischen Alterthums, dem Kastor und Pollux, zu Ehren anstellte, versäumten es die Schmeichler nicht, den Alexander nicht nur über diese Götter, sondern selbst über den Herkules, erheben, und ihre Begeisterung, in die sie übergiengen, durch die Anmerkung zu rechtfertigen, daß der Meid und die Mißgunst der Menschen ihren Zeitgenossen niemahls Gerechtigkeit widerfahren ließen. Da konnte sich Klitus nicht enthalten, über die niederträchtigen Schmeichler, die ihren Gönner, selbst auf Kosten der Götter, priesen,

seiz

feinen Unwillen zu äuffern. Seine Thaten, sagte er, wären zwar groß und rühmlich; aber sie hätten doch gar nichts Uebernatürlichen, und die Armee, die zur glücklichen Ausführung derselben so viel beygetragen hätte, dürfte von der dadurch erworbenen Ehre keinesweges ausgeschlossen werden. Alexander besaß Verstand genug, um zu einer andern Zeit das Richtige dieser Behauptung einzusehen; aber jetzt, wo der Wein seine Sinne benebelte, wo die süßen Reden der Schmeichler alle Ueberlegung niederdrückten; jetzt wurde er über den Klitus, der die Wahrheit so offenzherzig sagte, zum Zorn gereizt. Um ihn von dem Verdruß erregenden Gegenstand abzulenken, giengen die Schmeichler zu einer Vergleichung zwischen ihm und seinem Vater Philipp über, bey welcher dieser natürlich wieder verlohr. Klitus, dessen Wahrheitsliebe gleichfalls vom Wein angefeuert wurde, scheute sich nun nicht, zu behaupten, daß Alexanders Unternehmungen mit den Thaten seines Vaters gar keine Vergleichung aushalten könnten. Jetzt wußte sich Alexander vor Unwillen nicht mehr zu fassen. Da nun Klitus noch immer fortfuhr, seinen Zorn zu

retz

reissen; da er ihm die Erhaltung seines Lebens
 in der Schlacht am Granicus vorwarf; da
 er mit ausgestrecktem Arme hinzusetzte: „diese
 Hand, Alexander! hat dich gerettet!“ so
 sprang dieser auf ihn zu, um ihn zu tödten.
 Zwar wurde er von den Anwesenden daran
 verhindert; jedoch Klitus vermochte seine Vor-
 wärfe auch jetzt noch nicht zu unterdrücken.
 Der zum äussersten Zorn gereizte Alexander
 rief seine Wache herbey. Da nun niemand
 kam, brach er in die Klage aus: er hätte
 mit dem Darius einerley Schicksal: es bliebe
 ihm von seiner Königswürde weiter nichts
 als der Titel übrig. Die durch diese Klage
 gerührten Vertrauten traten jetzt etwas zurück.
 Alexander bemächtigte sich hierauf eines
 Spießes, und Klitus fiel durchbohret nieder.
 Alexander, dessen Zorn jetzt besänftigt war,
 fühlte die ungerechte Handlung, zu welcher
 er sich hatte hinreissen lassen, so innig, daß
 er sich mit eben dem Spieß umbringen
 wollte, mit welchem er seinem Freunde das
 Leben genommen hatte. Als man ihn daran
 hinderte, brach er in Thränen, in Seufzer,
 in Klagen aus, versiel er in eine solche
 Betrübniß, daß er in drey Tagen keine
 Nahrung

Nahrung zu sich nehmen wollte, daß er endlich kraftlos zur Erde sank. Die um sein Leben bekümmerten Generale suchten seinen Schmerz dadurch zu lindern, daß sie dem Klitus, als einem Majestätsverbrecher, noch nach seinem Tode, den Proceß machten, um demjenigen, was Alexander gethan hatte, den Anstrich des Rechts zu geben. Die schlauen Priester suchten den Alexander durch die Behauptung zu besänftigen, daß der über das Fest des Castors und Pollux erzürnte Bacchus ihn in Wuth gesetzt habe.

Unter dem Gefolge Alexanders befanden sich auch zwey Philosophen, Kallisthenes, ein Verwandter und Schüler des Aristoteles, und Anaxarch von Abdera, ein Sophist. Kallisthenes suchte den Monarchen durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen; er richtete aber damit nicht so viel aus, als Anaxarch mit seinen Schmeicheleyen, der den Alexander leicht überzeugte, daß ein Regent, Eroberer über alle Vorurtheile sich wegsetzen, daß er sich, gleich dem Jupiter, als uneingeschränkter Herr und Meister aller seiner Handlungen betrachten müsse. Eben dieser Anaxarch, und

Galletij Weltg. 3r Th. S ander

andre Schmeichler dieser Art, verrückten dem Alexander den Kopf endlich so sehr, daß er sich für ein höheres Wesen, als für einen Menschen, hielt. Nun war er mit den macedonischen Beweisen der Ehrerbietigkeit nicht mehr zufrieden; nun verlangte er die bey den Persern gewöhnliche Verbeugung, welche die Griechen nur den Göttern zu widmen pflegten. Den Antrag hierzu that Anaxarch bey einem Gastmahle. Die Macedonier erstaunten. Kallisthenes suchte durch eine lange Rede den Alexander zur Besinnung zu bringen; er bewirkte aber dadurch weiter nichts, als daß er sich durch seinen strengen Sitteneifer bey dem Monarchen so verhaßt machte, daß er sich von ihm zu befreyen wünschte. Die Gelegenheit hierzu zeigte sich bald. Es wurde eine neue Verschwörung gegen Alexanders Leben verabredet. Der Urheber derselben, Namens Hermolaus, war einer von den 50 jungen Edelleuten, welche bey dem Monarchen die Aufwartung hatten. Dieser hatte ihn einst ungerecht behandelt, und dadurch so sehr gekränkt, daß er sich mit fünf andern Pagen heimlich vereinigte, dem Alexander das Leben zu nehmen.

Allein

Allein dieser Anschlag wurde durch eine syrische Wahrsagerin entdeckt. Da nun Hermolaus und seine Collegen lauter Schüler und Verehrer des Kallisthenes waren, so diente dieses Alexandern zum Vorwande, den tugendhaften Philosophen hinrichten zu lassen. Seitdem redeten bloß Schmeichler.

Alexanders Eitelkeit und Ruhmsucht gieng immer weiter. Da er sich auf die Aehnlichkeit mit dem Bacchus und Hercules so viel einbildete, so wollte er sich von denselben auch in Ansehung weitläufiger Kriegszüge nicht übertreffen lassen. Daher beschloß er, auch Indien, ein bisher noch wenig bekanntes Land, zu erobern. Doch mag die Begierde nach dem so hochgepriesenen Goldreichthume dieses Landes ihn nicht wenig gereizt haben. Vorher züchtigte er die Einwohner des Landes Sogdiana, die sich empört hatten. Ihre Hauptfestung lag auf einem hohen, steilen, fast unzugänglichen Felsen. Die Besatzung war auch mit allen Bedürfnissen so gut versehen, daß sie einer sehr langen Einsperrung trotzen konnte. Die Aufforderung zur Uebergabe beantworteten sie mit dem witzigen Einfalle: die Macedonier sollten

sollten sich, wenn sie ihre Festung erobern
 wollten, erst mit Flügeln versehen. Alexander,
 der sie doch durchaus nicht in ihrer Gewalt
 lassen wollte, setzte für diejenigen von seinen
 Soldaten, welche den Felsen zuerst ersteigen
 würden, hohe Preise aus. Durch diese wurden
 auf 300 Macedonier gereizt, einen Versuch
 zu machen. Sie erkletterten, mit Zeltnägeln
 und Pfeilen versehen, den unzugänglichsten
 Theil des Felsen, der am wenigsten besetzt
 war, und kamen alle, bis auf 30 Mann,
 glücklich hinauf. Alexander ließ hierauf den
 Belagerten sagen: seine Soldaten hätten nur
 Flügel bekommen, und jene wurden durch den
 unerwarteten Anblick derselben so in Schrecken,
 gesetzt, daß sie allen Widerstand aufgaben.
 Unter der Deute, die Alexander hier machte,
 befand sich das schönste Frauenzimmer des
 damahligen Asiens, die Prinzessin Roxane,
 eines bactrischen Fürsten Tochter. Diese wußte
 ihre Würde so glücklich zu behaupten, daß
 Alexander es nicht wagte, sie nach der damah-
 ligen Kriegsſitte zu behandeln. Er erklärte
 sie vielmehr feyerlich für seine Gemahlin.

Den Weg nach Indien trat Alexander (318)
 über den Caucasus (die Gebirge von Kandahar)

an. Nach zehn Tagen erreichte er die, von ihm angelegte, Stadt Alexandrien. Von hier verließ er eine Aufforderung an die Fürsten diesseits des Indus, ihm entgegen zu kommen*). Dieser Theil Indiens war bereits den Medern und Persern bekannt. Hier floß der Choaspes (Kow) dessen Wasser auf die Tafel des persischen Monarchen kam. Hier mußte sich Alexandern mit nomadischen Völkern herum schlagen, von welchen er auf 230,000 Stück Vieh erbeutete. Die schönsten unter denselben schickte er nach Hause, um die herrliche Zucht in sein Vaterland zu verpflanzen. Die Bewohner dieser Gegend waren weder so groß von Körperbau, noch so schwarz von Farbe, als die Indianer jenseits des Stromes. Es gab in ihrem Lande mehrere feste Städte, als Massace und Pekela (Pehkely) unweit dem Indus, im Gebieth der Assakener; so wie Bazira (Bijore), Arigäus (Irgab), und die Felsenfestung Aornus im Staate der Astaken. Die Heere dieser Völker bestanden größtentheils aus Fußvolk, und die Elephanten

*) Ch, II, S. 8.

wurden auch im Kriege gebraucht. Die Massaker rückten dem Alexander mit 20,000 Mann zu Pferde, 30,000 Mann zu Fuß, und 30 Elephanten, entgegen. Sie hielten sich auch so brav, daß sie vom macedonischen Phalanx erst nach vieler Anstrengung zerstreut werden konnten. Ihre Hauptstadt Massaca wehrte sich auch sehr tapfer. Die Eroberung der weitläufigen Felsenfestung Nornus erleichterte den Macedoniern ein alter Mann, der mit seinen Söhnen seit langer Zeit in einer Höhle dieses Felsens gewohnt hatte. Er zeigte dem Ptolemäus, einem Generale des Alexanders, einen Nebenweg, durch welchen eine beträchtliche Anzahl der macedonischen Soldaten unvermerkt auf den Gipfel des Felsens gelangen konnte. Nach einem Marsche von 16 Tagen kam Alexander an den Indus, über welchen ihn eine Schiffbrücke führte, die Hephästion und Kraterus indessen zubereitet hatten.

Alexander befand sich nun in demjenigen Theile Indiens, wo jetzt die Länder Lahore und Multan sich ausdehnen. Mit dem Hauptstrome Indus vereinigten sich in Lahore noch 4 andre Flüsse, welche von den nördlichen

II Gränz

Gränzgebirgen kommen. Man nennt daher dieses Land Panjab, d. i. das Land der fünf Flüsse. Hier war der Schauplatz der indischen Eroberungen Alexanders, und eben diese Eroberungen machen uns mit einem beträchtlichen Theile Indiens bekannt. Es war schon damahls ein sehr gutangebautes und bevölkertes, mit blühenden Städten und ordentlich eingerichteten Staaten angefülltes Land. Die Bewohner derselben zeichneten sich unter allen, den Macedoniern bekannten, Völkern Asiens, durch ihren ganz vorzüglich kriegerischen Muth aus. Die Macedonier fanden sie zwar nicht so schwarz, als die afrikanischen Aethioper, aber doch schwarzbraun. Mit ihrem hohen und schlanken Wuchse vereinigten sie außerordentlich viel körperliche Stärke und Gewandtheit. Sie waren in viele, von einander unabhängige, größere und kleinere Staaten vertheilt. Vom Indus bis zum Hydaspes (Behut) herrschte zuerst der Rajah von Attok oder Torila, der sich Alexanders Gunst durch ein Geschenk von 200 Talenten, 3000 Kindern, 10,000 Schafen, 30 Elephanten, erwarb, und zu dessen Heere 100 Mann zu Pferde, und 5000 zu Fuß, stoßen ließ. Seine Residenz war die größte Stadt

Stadt zwischen den gedachten beyden Flüssen. Jenseits des Hydaspes herrschte ein mächtiger Rajah, Nahmens Porus, der 30,000 Mann Fußvolk, 4000 Reiter, 200 Elephanten, 350 Kriegswagen ins Feld führte. Er war von jeher ein Gegner des Toxila gewesen. Uebers Haupt lebten die indianischen Fürsten damahls eben so wenig als jetzt in Einigkeit. Dieß benutzte Alexander, so wie es in unsern Zeiten die Britten benutzt haben. Die Sitten und Gebräuche der Indier waren um diese Zeit, also vor 2100 Jahren, denen, die jetzt zwischen dem Indus und Ganges herrschen, völlig ähnlich. Die damahligen Rajahs erschienen, so wie die jetzigen, öffentlich auf Pracht Elephanten, und nach der Anzahl dieser Thiere wurde ihre Macht bestimmt. Ihre und überhaupt die Kleidung der Großen bestand aus feinen baumwollenen Gewändern, die theils um die Schultern geworfen, theils um das Haupt gewunden wurden. Die Wärte wurden bald weiß, bald hochroth, bald blau, bald dunkel, gefärbt. Man trug kostbare Ohrensringe von Elfenbein, und die wohlhabenden schützten sich gegen die brennenden Strahlen der Sonne durch Schirme, die sie über ihren Kopf

Kopf halten ließen. Je vornehmer einer war, desto größer und zierlicher pflegte seine Kopfbedeckung zu seyn.

Die damaligen indischen Staaten waren aber nicht alle Monarchien. Als Alexander in Indien weiter vordrang, und über den Akefines (Zenab) gieng, traf er an diesem Flusse und dem Hyphasis (Beyah) Völker an, die eine republikanische Verfassung hatten. Die Regierung derselben befand sich gewöhnlich in den Händen eines Senats. Es waren sehr zahlreiche, mächtige und kriegerische Völker, die den Angriffen der Macedonier einen tapfern Widerstand entgegensetzten; die in großen Städten mit Mauern, Erdwällen und Citadellen ihr Zuflucht suchten; die ihr Lager mit einer dreysfachen Einschließung von Wagen verwarhten; die eben so viele Flußschiffe als Wagen hatten. Vey diesen Indiern gab es auch schon Braminen oder Brachmanen, die theils in eignen Städten, theils unter andern Leuten wohnten, und die Regierungsgeschäfte leiteten. Sie hatten schon diesseits des Indus zu Feindseligkeiten gegen den Alexander gereizt, und ihn dadurch so sehr erbittert, daß er einige

ders

derselben hatte aufhängen lassen. Die kriegerischen Völker jenseits des Indus gehörten wahrscheinlich zu der indischen Kriegercaste, oder den Nasbuten, von welchen die Wahurratten und Seiks unserer Zeit abstammen. Ihr meistens von hohen Bergen und engen Thälern eingeschlossenes Land war ihnen gegen fremde Angriffe eine so gute Schutzwehr, daß sie selten, und niemahls ganz, unterjocht wurden.

So war der Theil Indiens beschaffen, wo der erobrerungsfüchtige Alexander jetzt (328) umherzog. Unter den Fürsten, die den schnellen Fortgang seiner glücklichen Unternehmungen etwas hemmten, zeichnete sich Porus aus, dessen Gebieth sich an der Ostseite des Hydaspes ausdehnte. Der über 7 Fuß hohe, schöngelbildete, eben so kluge, als tapfere, Rajah beantwortete die Aufforderung Alexanders, sich ihm zu unterwerfen, mit Stolz. Alexander ließ daher seine Schiffbrücke vom Indus an den Hydaspes bringen. Dieser war, zur Zeit des südlichen Sonnenstillstandes, wo in jenen Ländern sehr häufige Regen fallen, außerordentlich stark übergetreten. An dem
jens

jenseitigen Ufer standen Elephanten, die, von den Indianern zum Zorn gereizt, durch ihr schreckliches Geschrey den Macedoniern Furcht einflößen sollten. Dennoch versuchte Alexander den Uebergang, den ihm eine in der Mitte des Stromes liegende, unbewohnte, mit Bäumen bewachsene Insel, und eine stürmische Nacht, erleichterte. Von dieser Insel gieng er mit dem Anbruche des folgenden Tages an das andere Ufer über, von welchem sich Porus mit seiner 34,000 Mann starken Armee, seiner tapfern Gegenwehr ungeachtet, zurückziehen mußte. Porus verlor 20,000 zu Fuß und 3000 zu Pferde. Seine beyden Söhne geriethen in Alexanders Gefangenschaft. Der Muth und die Tapferkeit des Porus flößte aber dem macedonischen Sieger so viel Hochachtung ein, daß er ihm durch den Toxila einen vortheilhaften Vergleich anbiethen ließ. Allein Porus wurde durch den Anblick seines alten Gegners so in Hitze gesetzt, daß er seinen Wurfspeer nach ihm schleuderte. Alexander trug es hierauf einigen gefangenen Generalen des Porus, und vornehmlich dem Meroes, seinem vornehmsten Vertrauten, auf, denselben zur Unterwerfung zu bereden. Dieser, müde

und

und durstig, ließ sich endlich durch viele Bitten bewegen, von seinem Elephanten herzuunterzusteigen, und dem Alexander entgegen zu gehen. Alexander, dem seine große und edle Bildung Ehrfurcht abnöthigte, ließ ihn durch den Merops fragen: wie er behandelt seyn wollte? „Wie ein Monarch!“ antwortete Porus. „Dies werde ich,“ sagte Alexander, „aus eignen Antriebe thun.“ — „Nun, so habe ich mir weiter nichts von dir auszubitten.“ Alexander ließ den Porus nicht nur bey dem Besitze seiner Länder, sondern er glaubte sich die fortdauernde Freundschaft desselben noch durch eine Vergrößerung seines Gebiethes versichern zu müssen. Der eitle Alexander wünschte nur, sich rühmen zu können, auch den Porus überwunden zu haben! Eitelkeit war es auch, daß er in dieser Gegend, so wie schon in so manchem andern Lande, zwey neue Städte anlegte, von welcher eine den Nahmen Bucephala bekam, weil hier sein Lieblingsroß, zwar nicht in der Schlacht, sondern auf dem ruhigen Lager, auf welchem es vom Alter festgehalten wurde, sein Leben endigte.

Alexander drang hierauf in Indien noch weiter vor. Er setzte über den Akesines, einen sehr breiten und reißenden Strom, der sich mit dem Hydaspes vereinigt. Hier eroberte er das Gebieth eines andern Rajah, der gleichfalls Porus hieß. Alexander schlug es zu dem Reiche des ältern. Er besiegte endlich auch die Katheri, das kriegerischste Volk unter den Indiern, von welchen sehr wahrscheinlich die Ketri oder Chitteri herkommen, welche jetzt zu den Masbuten, oder zu der Kriegscaste, gehören. Ihre Hauptstadt Sangala war so groß, daß sie auf 90,000 Mann faßte; denn als sie die Macedonier mit Sturm einnahmen, wurden 17,000 getödtet und 70,000 gefangen. Der macedonische Welteroberer rüstete sich nun, auch über den Hyphasis zu setzen, der von allen Armen des Indus am weitesten entfernt ist. Hierzu reizte ihn vorzüglich die Sage, daß von diesem Flusse der Ganges nicht weiter, als 11 Tagemärsche, entfernt wäre. Eben diese Sage erzählte ihm von dem mächtigen Reiche der Praster in dem jetzigen Bengalen und Aude, und von dessen Hauptstadt Palibothra (Patelputher), die in der Folge häufig für die

die

die Hauptstadt von ganz Indien gehalten wurde.

Wie sehr schmeichelte es nicht der Ruhmsucht Alexanders, seine Siege bis über den Ganges zu verbreiten! Allein seine Macedonier waren der ununterbrochenen und beschwerlichen Kriegszüge endlich so überdrüssig, daß sie sich zur Fortsetzung derselben schlechterdings ungeneigt fühlten. Vergebens versuchte es Alexander durch die Erinnerung an ihre bisherigen ruhmvollen Unternehmungen, und durch die reizende Aussicht zu herrlichen Belohnungen, ihren Muth wieder anzufeuern. Er mußte endlich nachgeben. Aber nun verkündigten auch die Staatswahrsager lauter unglückliche Zeichen, und Alexander durfte es daher nicht wagen, über den Hyphasis zu setzen. Dieser Fluß wurde also die Gränze von den indischen Eroberungen Alexanders, welcher hier einen abermahligten Beweis seiner großen Eitelkeit ablegte. Er ließ an verschiedenen Orten Waffen von ungeheurer Länge, ingleichen Krippen und Pferdegebisse von außerordentlicher Größe, herumstreuen, damit die Nachwelt zu dem Glauben verleitet werden möchte,

er

er wäre an der Spitze einer Armee von Niesen nach Indien gekommen. Zwölf Altäre von ungeheurer Höhe sollten, nebst einem 50 Fuß breiten und 40 Fuß tiefen Graben, den er mit einem verhältnismäßigen Walle um sein Lager führte, gleichfalls zum Denkmale seines Kriegsrühmes dienen.

Alexander wendete sich nun (326) nach dem Hydraottes (jetzt Rauvee). Zu seinem Rückzuge wählte er einen neuen Weg, der südlicher durch Multan gieng, und längs des Indus bis zu seiner Mündung fortließ. Auf diesem Strome hatte er 80 Schiffe von drey Ruderreihen, und auf 2000 andre Fahrzeuge. Die Landarmee zog an den beyden Ufern fort, und schlug sich noch immer mit den Indiern herum. Alexander gab bey der Bestürmung einer am Hydraottes liegenden Stadt Beweise von seiner Tollkühnheit. Die Leiter, auf welcher er die Mauer erstiegen hatte, zerbrach, und plötzlich sah er sich, nur von wenigen seiner Krieger begleitet, den Pfeilen und Wurffspießen der Feinde auf allen Seiten ausgefetzt. In dieser ängstlichen Verlegenheit stürzte er sich mit seinem kleinen Haufen unter
die

die Feinde, und trieb sie so muthig zurück, daß sie nur entfernte Angriffe wagten. Entlich durchdrang ein Pfeil sein Panzerhemd so unglücklich, daß er, von dem starken Blutzverlust geschwächt, auf seinen Schild niedersank. Jetzt eilten aber seine Leute, die in dessen die Stadt erstiegen hatten, zu seiner Rettung herbey. Der ganz entkräftete Alexander wurde auf seinem Schilde in sein Zelt getragen, wo er einige Zeit fast ohne Hoffnung lag. Voll zärtlicher Unruhe umringten die Soldaten sein Zelt, und entfernten sich nicht eher, als bis sie von der Fortdauer seines Lebens überzeugt waren. Als er wieder öffentlich erscheinen konnte, drängten sie sich um ihn herum, küßten sie seine Hände, seine Knie, seine Füße, ja sein Kleid. Alexander nöthigte hierauf noch manchen Rajah, sich ihm zu unterwerfen. Weil die Braminen, die indischen Priester, die Indier zur Empörung aufmunterten, so ließ er einige derselben an das Kreuz schlagen. Eben das Schicksal hatte ein Rajah, der ihren Rathschlägen gefolgt war. Bey der schönen Insel Pattala besserte Alexander seine Flotten aus, und segelte hierauf, auf einem Arme des Indus, bis in das

Welt;

Westmeer. Seine Steuerleute waren so unwissend, daß sie über Ebbe und Fluth erstaunten, und daß sein eignes Schiff beynabe umgeschlagen wäre. Sein Admiral Nearch wagte es aber, durch den persischen Meerbusen bis in den Euphrat zu fahren, und er kam bis zur Insel Ormuz.

Alexander gieng indessen (326) von Pattala zu Lande nach Babylon. Vergeblich waren alle Vorstellungen, ihm von diesen Entschlusse abzuhalten. Er marschirte durch unbewohnte, wasserarme Gegenden, wo seine 130,000 Mann starke Armee mit Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen hatte. In dem sandigen und unfruchtbaren Gedrosien*), wo es weder Städte noch Dörfer gab, fehlte es so sehr an Lebensmitteln, daß man die Lastthiere schlachten mußte. Man erwartete Getreide, welches von der Seeseite hergeschafft wurde, Dieß wurde jedoch von denen, die es bringen sollten, verzehret, weil sie die Hungersnoth nöthigte, selbst die mit dem königlichen Siegel bezeich-

*) Theil II, S. 6.

bezeichneten Säcke zu öffnen. Auch der Wassermangel war so groß, daß viele vor Durst verschmachteten, daß sie, wenn sie ja einmahl Wasser bekamen, sich durch übermäßiges Trinken krank machten. Manchmahl verstrichen einige Tage, ohne daß sich Wasser und ein schicklicher Ort zum Lager fand. Viele Soldaten Alexanders erstarbten; viele blieben aus Entkräftung zurück. Von dem großen Heere langte nicht mehr als der vierte Theil in der Hauptstadt von Gedrosien an. Dieß war die traurige Folge von Alexanders Eitelkeit, auch das Unmögliche möglich machen zu wollen.

Alexander besuchte nach seiner Rückkehr (325) des Cyrus Grab zu Pasargada; vergeblich aber erkundigte er sich nach den Schätzen, die ehemals daselbst verwahrt worden waren. Es hatte sich ihrer schon ein andrer bemächtigt. In Persepolis erregte der Anblick der Trümmern des herrlichen Pallastes, den er abgebrannt hatte, in ihm so unangenehme Empfindungen, daß er sich selbst Vorwürfe machte. In Susa arbeitete er mit allem Eifer an der Ausführung seines sonderbaren Plans,

Plans, aus den Macedoniern und Persern Eine Nation zu bilden. Er glaubte dieß am leichtesten dadurch zu bewirken, wenn er die beyden Nationen durch Heyrathen in Verwandtschaft brächte. Er selbst wählte sich daher die Statira, die älteste Tochter des Darius, zur Gemahlin. Ihre jüngere Schwester vermählte er an den Hephästion. Seine übrigen Minister und Generale, so an der Zahl, wurden an andere persische Frauenzimmer von Stande verheyrathet, und die Feyer aller dieser 82 Hochzeiten vereinigte ein einziger Tag. Alle diese Bräute versah Alexander mit der Ausstattung. Ja er beschenkte auch alle die Macedonier, welche sich persische Mädchen ausgesucht hatten, und deren Anzahl sich auf 10,000 belief; er bezahlte zugleich alle Schulden, die seine Soldaten angaben, und welche die große Summe von 10,000 Talenten ausmachten; er theilte endlich unter diejenigen, die sich besonders ausgezeichnet hatten, goldne Kronen aus. Bey diesen Belohnungen machte er zwischen Macedoniern und Persern gar keinen Unterschied. Die Macedonier, die an seinen Siegen und Eroberungen einen so großen

Antheil hatten, fanden es aber unbillig, daß überwundenen Persern gleichgesetzt zu werden. Die Unzufriedenheit, die sie darüber empfanden, vermehrte noch Alexanders Erklärung, daß alle diejenigen, welche Alter und Schwächlichkeit zum fernern Kriegsdienste untüchtig machten, nach Hause gehen könnten. Obgleich Alexander versprach, sie sicher nach Hause zu bringen und zu belohnen, so konnten sie den Verdacht, daß er sich aus Vorliebe für die Perser, der Macedonier nur zu entledigen suche, doch nicht unterdrücken. Sie brachen vielmehr sämmtlich in ein lautes Geschrey aus, und bestanden darauf, alle auf einmahl verabschiedet zu werden. Einige waren dreist genug, auszurufen: er und sein Vater können nicht allein hinziehen, um die Welt zu erobern! Doch Alexander zeigte bey diesem Ausfritte eine außerordentliche Entschlossenheit. Er ließ dreyzehn von den vornehmsten Urhebern des Larms, die er sich besonders gemerkt hatte, auf der Stelle niederhauen. Die hierüber äußerst bestürzten Macedonier wagten jetzt keinen Laut, keine Bewegung mehr. Alexander bewies ihnen hierauf in einer nachdrucksvollen Rede die

Uns

Unbilligkeit ihres Verfahrens. Um sie dasselbe aber noch inniger empfinden zu lassen, verschloß er sich zwey Tage lang in seinem Pallaste, ohne sich von einem seiner Vertrauten sehen zu lassen, theilte er die vornehmsten Befehlshaberstellen an persische Herren aus. Als dieß die Macedonier erfuhren, stürzten sie auf seinen Pallast zu, warfen sie ihre Waffen, warfen sie ihre Blicke zur Erde nieder, schwuren sie, daß sie sich nicht eher entfernen würden, als bis ihnen der König verziehen hätte. Durch diesen Anblick wurde Alexander bis zu Thränen gerührt, und er erklärte nun den Macedoniern, nach einigen gelinden Verweisen, daß sie seiner völligen Gunst wieder versichert seyn könnten. An diesen zärtlichen Auftritt schloß sich ein herrliches Gastmahl an, an welchem 9000 Personen Antheil nahmen. Die Macedonier saßen zunächst beym Könige. Dieser schickte hierauf 10,000 zum Kriegsdienste untüchtige Leute nach Hause, nachdem er sie reichlich beschenkt hatte. Die Verordnung, die er ihrentwegen nach Macedonien ergehen ließ, macht seiner Denkart Ehre. Sie sollten die vornehmsten Plätze im Theater einnehmen, und

und daselbst mit Kränzen geschmückt, erscheinen; die unmündigen Kinder derer, die im Dienste des Vaterlandes ihr Leben verlohren hatten, sollten den Sold ihres Vaters bis zu ihrer Volljährigkeit bekommen.

Die Schauspiele und andre Lustbarkeiten, durch die Alexander sich und seine Macedonier für die ausgestandenen Mühseligkeiten zu belohnen suchte, wurden durch den unvermutheten Tod des Hephästions, Alexanders Liebling, unterbrochen. Die Unmäßigkeit, die damahls im Gefolge des macedonischen Welteroberers herrschte, stürzte denselben ins Grab. Alexander ließ ihm ein Denkmahl aufrichten, welches 10,000 Talente kostete, und der Aufwand, den sein Leichenbegängniß zu Babylon erforderte, betief sich noch einmal so hoch. Doch man erzählt bey dieser Gelegenheit manches, welches, wenn es wahr wäre, Alexanders Verstand beschimpfen würde. Darunter gehört, daß er befohlen habe, allen Pferden und Maulthierern die Schwänze abzuschneiden, die Mauerzinnen der benachbarten Städte niederzureißen, und den Arzt, den Hephästion in seiner letzten Krankheit

zu Rathe gezogen hatte, an das Kreuz zu schlagen.

Alexanders letzte kriegerische Unternehmung war ein Zug gegen die Kossäer, welche die medischen Gebirge bewohnten, und sich auf ihre unzugänglichen Bohnsitze stolz verließen; sie wurden aber dennoch genöthigt, sich dem Alexander zu unterwerfen. Dieser begab sich jetzt (324) auf den Weg nach Babylon. Vor dieser Stadt warnten ihn chaldäische Wahrsager, und er fand ihre Verkündigungen so beunruhigend, daß er es nicht wagte, nach Babylon selbst zu gehen. Durch die Vorstellungen der griechischen Philosophen, welche über die Sterndeuterey der Chaldäer spotteten, ließ er sich aber doch bewegen, seine Furchtsamkeit aufzugeben, und er hielt nun zu Babylon einen prächtigen Einzug. Hier gab er den Gesandten der fremden Mächte, die zum Theil aus den entferntesten Ländern gekommen waren, eine feyerliche Audienz. Durch die Beweise von Hochachtung, welche ihm die fremden Mächte gaben, wurde seine Eitelkeit und seine Ruhmsucht von neuen angefeuert. Seine Phantasie beschäftigte

tigte

tigte sich mit den ungeheuersten Entwürfen. Er wollte die babylonischen Moräste ableiten, und bey Babylon, welches er zur Hauptstadt seines Reiches bestimmte, einen Hafen anlegen, der 1000 Schiffe fassen sollte. Bey diesen Unternehmungen des Friedens gedachte er sich aber so wenig zu verweilen, daß er sich vielmehr vornahm, erst Arabien zu erobern, dann Afrika zu umschiffen, durch die Meerenge bey Gibraltar in das mittelländische Meer zu gehen, und mit der Unterjochung der Staaten von Karthago und Italien zu endigen. Der Ausföhrung dieses weidläufigen Planes kam der Tod zuvor. Er zog sich durch sein unmäßiges Trinken *) ein hitziges Fieber zu, welches ihn (324 im April) im drey und dreyßigsten Jahre seines Alters, von dem irdischen Schauplaze seiner Ruhmsucht entfernte. Er hatte in Zeit von zehn Jahren die größte Monarchie erobert, die man in der Geschichte kennt;

*) Die Ursachen seines Todes werden sehr verschieden angegeben. Man schreibt ihn besonders einer Vergiftung zu, die aber gar nicht wahrscheinlich ist.

kennt; aber er bleibt auch immer einer der größten Könige der alten Welt! Wenn einige im Alexander nur den ruhmstüchtigen, zuletzt grausamen und unmäßigen, oder wohl gar wahnsinnigen Weltstürmer finden, so bezauern andre in ihm (und wohl nicht ganz mit Unrecht) den edlen Monarchen, der nur deswegen über die ganze Welt herrschen will, um sie glücklich zu machen; der sich eben deswegen so viele Mühe giebt, Griechen und Nichtgriechen zu Einer Nation zu vereinigen; der durch seine siebenzig Coloniestädte in Asien Cultur verbreitet; der, wenn er ja eine grausame Handlung begangen hat, zu derselben mächtig gereizt worden ist, und der endlich das persische Ceremoniell und das starke Weintrinken, blos aus Politik, oder aus Gefälligkeit, einführt.

Drittes Kapitel.

Alexanders Monarchie zerfällt wieder in mehrere Staaten.

Die Monarchie, die Alexander zusammengesetzt hatte, erstreckte sich nördlich bis an die Donau, östlich bis an den Hyphasis und Tarsartes, westlich bis an Illyrien und die große Syrte, und südlich bis an den indischen Ocean. Ihre Länge betrug über 500 Meilen. Das Schicksal dieses ungeheuern Staates war nun bey dem Tode Alexanders, seines Schöpfers, nicht bestimmt. Alexander hinterließ keinen männlichen Erben, der auf den Besitz derselben einen gerechten Anspruch machen konnte. Er hatte zwar einen Stiefbruder, Namens Arrhidäus; aber diesen schändete es ungleich weniger, daß er der Sohn

Sohn einer Weinschläferin war, als daß er sich eben so schwach am Körper als am Geist befand. Die persische Roxane sah zwar einer baldigen Niederkunft entgegen; aber noch war es ungewiß, ob sie einen Sohn zur Welt bringen würde, und auf alle Fälle war dieser Prinz noch ein kleines Kind. Wie leicht konnte bey diesen Umständen in den Generalen und Ministern Alexanders der Gedanke entstehen, die schönen Länder der macedonischen Monarchie unter sich zu theilen. Hatte doch Alexander, als ihn seine Minister und Feldherren deswegen fragten, die Nachfolge auf seinem Throne dem würdigsten bestimmt. Da sich aber Alexander über diesen Punkt nicht weiter herausgelassen hatte, so war dieß ein offener Beweis, daß er eine genauere Bestimmung für sehr schwer hielt, daß er die Theilung seiner Monarchie voraus sah. Dieß beweisen auch die letzten Worte, die er sprach: „die Großen unter meinen Staatsdienern werden bey meiner Leiche einen großen Kampf anstellen!“

Unter den Ministern und Feldherren Alexanders, die auf eine solche Theilung Anspruch machen

machen konnten, befanden sich Männer von den ausgezeichnetsten Verdiensten. Solche Männer waren besonders Perdicas, Antipater, Seleucus, Ptolomäus und Antigonus. Perdicas, einer der vornehmsten Feldherren Alexanders, schien dessen Zutrauen ganz vorzüglich zu besitzen, weil ihm derselbe seinen Siegelring übergeben hatte. Antipater, der Statthalter von Macedonien, Alexanders erster Minister, von vornehmer Geburt, aber noch mehr durch seine glänzenden Fähigkeiten und durch seine musterhaften Tugenden geadelt, hatte jene durch den Unterricht des Aristoteles so glücklich ausgebildet, daß er eben so sehr den Aristoteles, als die Wissenschaften, schätzte. Seleucus, der Sohn eines der vornehmsten Generale Philipps des Großen, der Antiochus hieß, war unter Alexandern oberster Befehlshaber über die Elephanten. Ptolomäus hatte, wie man sagt, den großen Philipp selbst zum Vater; dieser verheyrathete aber seine Mutter an einen gewissen Lagus, einen Mann von gemeiner Herkunft, von welchem er den Beynahmen: der Sohn des Lagus, erhielt. Er diente noch unter Alexandern als gemeiner Soldat; dieser wurde jedoch

jedoch auf den vortrefflichen jungen Mann so aufmerksam, und schenkte ihm, wegen seiner Klugheit und Entschlossenheit, so sehr sein Zutrauen, daß er ihm die wichtigsten Geschäfte und Unternehmungen anvertraute. So sehr Alexander den Ptolomäus schätzte, so sehr liebten ihn die Soldaten. Alle diese übertraf Antigonus, der Sohn eines macedonischen Edelmannes, an Ehrgeiz und Herrschsucht. Unter den übrigen Feldherren des Alexanders, deren 36 gezählt werden, zeichneten sich noch Meleager, Leonnatus, Kraterus, Lysimachus und Eumenes, aus.

Die allgemeine Bestürzung und Betrübniß, die Alexanders Tod verursachte, war Ursache, daß man erst zwey Tage hernach an das künftige Schicksal seiner Monarchie dachte. Endlich aber beriefen die ersten Vertrauten desselben die Oberbefehlshaber zu einem Staatsrathe zusammen, um sich über die künftige Regierungsverwaltung zu berathschlagen. Perdickas hoffte, durch einen auffallenden Beweis uneigennütziger Gesinnungen, die Versammlung zu seinem Vortheile einzunehmen. Er legte daher das Gewand, nebst
den

den übrigen Zeichen der Königswürde, auf Alexanders Stuhl, und erklärte, indem er den Siegelring hinzufügte, daß er allen Ansprüchen auf die Regierung, die ihm Alexander hätte zusichern wollen, freywillig entsage. Er täuschte sich aber in seiner Erwartung. Zwar übertrugen ihm alle einstimmig die Regentenschaft; als er aber aus verstellter Bescheidenheit den Siegelring nicht gleich zu sich nahm, bekam die Sache eine andre Wendung. Die Officiere des macedonischen Phalanx setzten es, von ihrem Generale Meleager angeführt, nach einem lebhaften Gezänke, durch, daß der schwache Arrhidäus zu Alexanders Nachfolger ernannt wurde. Allein Perdicas, Ptolemäus, und die meisten Oberbefehlshaber der Cavallerie waren damit so wenig zufrieden, daß sie nicht nur die Versammlung, sondern selbst die Stadt Babylon, verließen. Der Streit schien in einen bürgerlichen Krieg ausbrechen zu wollen; aber Eumenes von Cardia, Philipps und Alexanders Staatssecretär, ein Mann von ganz ausgezeichneten Talenten, brachte es durch sein Ansehen dahin, daß die beyden Partheyen mit einander einig wurden. Man ließ dem Arrhidäus, oder
Phi

Philipp, den königlichen Titel, und theilte die Regierungsgewalt unter die drey vornehmsten Feldherren, den Perdickas, den Leonnastus, und den Meleager.

Den größten Theil derselben eignete sich Perdickas zu, der gleichsam den dirigirenden Minister des Königs, oder den Reichsverweser, vorstellte. Da Meleager, der Oberbefehlshaber des Phalany, sein wichtigster Gegner war, so beschloß er, sich von demselben zu befreien. Vorher aber mußte er ihm die Unterstützung der Phalany entziehen. Er ließ die Armee zu einer Musterung ausrücken. Ganz unvermuthet wurden 30 von den vornehmsten Anhängern des Meleagers in Verhaft genommen, und den Elephanten vorgeworfen. Meleager verlor hierdurch so sehr den Muth, daß er in einem Tempel der Stadt seine Zuflucht suchte; aber selbst vor dem Altare wurde er auf des Perdickas Befehl ermordet.

Perdickas wünschte allein zu regieren, und die übrigen Generale wollten doch die Regierung mit ihm theilen. Jeder wollte herrschen, und keiner gehorchen. Man wurde daher einig, jedem

jedem als Statthalter eine besondere Provinz anzuweisen. Dem Ptolemäus Lagi wurde Aegypten, dem Leonnatus Mysien, dem Antigonus Phrygien, Lycien und Pamphylien, dem Lyfimachus das macedonische Thracien, zu Theil. Eumenes sollte Kappadocien bekommen; Antipater und Kraterus behielten die Aufsicht über Macedonien. Auch blieben die meisten übrigen Statthalter. So wurde zur Theilung der großen Monarchie des macedonischen Welteroberers der Grund gelegt.

Durch die Händel, die über das künftige Schicksal dieser Monarchie entstanden, waren die Generale so sehr beschäftigt worden, daß sie Alexanders Leiche acht Tage lang vergessen hatten. Endlich wurde die Besorgung des Leichenbegängnisses dem Archidäus, einem Generale, übertragen. Da die Feldherren sich um Alexanders Leiche so wenig bekümmerten, so widmeten sie der Vollziehung seines letzten Willens noch weniger Aufmerksamkeit. Freylich enthielt er Verordnungen, die mit ihrem Interesse sehr wenig zusammenstimmten. Eine Flotte von tausend großen Schiffen auf dem mittelländischen Meere, um die Karthager und

und andre Küstenbewohner dieser Gegend in Furcht zu setzen; eine breite und schöne Landstraße längs der nördlichen Küste von Afrika; sechs Tempel, deren jeder 1500 Talente kosten sollte, und andre dergleichen Pläne pasten sich nicht für die damaligen Zeitumstände, wo jeder von den Statthaltern blos die Befestigung seiner Macht in Gedanken hatte.

Perdikas nahm keine Provinz für sich, weil er als Oberbefehlshaber der Armee, die sich vorzüglich geltend machte, den Regenten vorzustellen hoffte; da ihn der schwache Philitipp, und der kleine Alexander, der Sohn der Korane, der erst 4 Monathe nach dem Tode seines Vaters geboren wurde, nicht daran verhindern konnten. Aber Perdikas wurde durch die Erfahrung sehr bald von seinem falschen Wahne überzeugt. Seine Collegen wollten sich nicht von ihm befehlen lassen. Um sich auf dem Throne zu befestigen, suchte er sich mit Alexanders Familie in Verbindung zu bringen. Er trennte sich daher, auf den Rath des Eumenes, von der Nicäa, Antipaters Tochter, um die Kleopatra, die Schwester Alexanders des Großen, heyrathen zu

K

Galotti Weltg. 3r Th. zu

zu können. Hierauf wollte er dem Antigonus und dem Ptolemäus, seinen zwey mächtigsten Nebenbuhlern, durch Anklagen der Armee, ihren Untergang zubereiten; Antigonus, der zum Antipater nach Macedonien flüchtete, beredete aber sowohl diesen, als den Kraterus, mit ihm und dem Ptolemäus gegen den Perdickas eine Verbindung zu schließen. Antigonus und Kraterus giengen hierauf sogleich mit einer Armee nach Asien, um den Perdickas auf allen Seiten Widerstand thun zu können.

Perdickas beschloß zuerst den Ptolemäus anzugreifen. Gegen diesen, der sich durch sein menschenfreundliches Betragen so beliebt machte, daß jedermann unter ihm zu dienen wünschte, suchte Perdickas die macedonische Armee durch falsche Anklagen einzunehmen. Allein Ptolemäus fühlte sich so unschuldig, daß er sich zur Verantwortung stellte, und eben dadurch erwarb er sich das Zutrauen der Macedonier. Dennoch nöthigte sie Perdickas gegen denselben zu Felde zu ziehen. Den Eumenes schickte er nach Asien, um den Antipater und den Kraterus zu bekriegen. Eumenes, der 20000 Mann Fußvolk von
 allers

allerley Nationen, und ein starkes Corps von 5000 Reitern hatte, fand den Kraterus und Neoptolemus, einen dem Perdickas untreu gewordenen General, mit 20000 Mann meistens braven Macedoniern, und 20000 Reitern, gegen sich im Anzuge. Aber Glück und Tapferkeit entschieden für den Eumenes. Kraterus wurde, als er zu muthig vordrang, getödtet, und den Neoptolemus überwand Eumenes selbst in einem Zweykampfe. Die fliehenden Macedonier begaben sich zum Antistater, der mit der Hauptarmee in Syrien stand, um dem Ptolemäus zu Hülfe zu ziehen.

Perdickas war indessen (321) auf seinem Zuge nach Aegyten bis Pelusium gekommen. Aber seine Unternehmung wurde gar nicht vom Glücke begünstigt. Die Macedonier, die er zur Theilnahme an derselben gezwungen hatte, waren so mißvergnügt, und führten für den Ptolemäus so viel Ergebenheit, daß sie in großen Schaaren zu demselben übergingen. Einen beträchtlichen Theil seiner Soldaten hüßte er bey einer plötzlichen Ueberschwemmung des Nils ein. Alle seine Versuche,

K 2 über

über diesen Strom zu setzen, wurden durch des Ptolemäus Entschlossenheit und Tapferkeit vereitelt. Da er nun, von seiner Flotte getrennt, in einer eingeschlossenen Gegend sich befand, so zeigte sich bald ein fürchterlicher Mangel an den Bedürfnissen des Lebens, und zur Verzweiflung der Soldaten gesellte sich eine solche Wuth, daß sie in das Zelt des Perdikas eindrangten, und ihn ermordeten. Eben dieses Schicksal widerfuhr seinen Verwandten und Vertrauten.

Das Zutrauen der macedonischen Officiere hatte niemand jetzt in einem größern Maße, als der eben so glückliche als kluge Ptolemäus. Aber er begnügte sich so sehr mit dem Besitze von Aegypten, daß er die ihm angetragene Stelle eines Reichsverwesers ausschlug. Zwey andre Generale, Python und Archidäus, legten sie auch bald wieder nieder. Nun vereinigten sich die Stimmen endlich für den Antipater, der (320) die Würde eines Regenten, mit einer uneingeschränkten Gewalt, erhielt. Man nahm damals zugleich einige Veränderungen in Ansehung der Staatsherrschaften vor. Seleucus erhielt die Provinz.

Das

Babylon, und Antigonus bekam zu seinen bisherigen Ländern noch alles das, was dem Cumenes, dem Freunde des Perdickas, abgesprochen worden war.

Antipater hatte die Würde eines Regenten hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß auch Leonnatus nicht mehr am Leben war. Dieser hatte die ihm zugetheilte Provinz Kleinsyrien kaum in Besitz genommen, als ihn Antipater, damals Statthalter Macedoniens, um seinen Beystand ersuchte. Gegen diesen hatten die der macedonischen Oberherrschaft überdrüssigen Griechen eine Verbindung geschlossen, an welcher blos die Spartaner und die Böotier keinen Antheil nahmen. Antipater konnte, weil Macedonien so viele junge Leute nach Asien hatte schicken müssen, der 30000 Mann starken Armee der vereinigten Griechen, noch nicht 14000 Mann entgegenstellen. Die Griechen bemächtigten sich daher des Passes bey Thermopylä, und schlugen den Antipater so nachdrücklich, daß er sich mit dem Ueberreste seines kleinen Heeres in die thessalische Stadt Lamia einschließen mußte. Schon war er in Gefahr, seinen Feinden sich
preiß;

preisgeben zu müssen, als Leonnatus, der mit der Hand der Kleopatra, der Schwester des großen Alexanders, dessen Thron zu bekommen hoffte, nach Europa übersehte. Doch auch dieser war gegen die Griechen unglücklich. Sie schlugen ihn, ungeachtet die Belagerung von Lamia ihnen viele Leute gekostet hatte, und Leonnatus selbst befand sich unter den Getödteten. Das Glück der Griechen hatte aber nunmehr sein Ende erreicht. Die Athener verlohren eine Seeschlacht, die sie der Herrschaft zur See beraubte, und Antipaters Truppen wurden von allen Seiten so vermehrt, daß seine Armee noch einmahl so groß, als die griechische war. Nun kamen die griechischen Staaten in ein so lebhaftes Gebränge, daß sie der Nothwendigkeit, eine macedonische Besatzung einzunehmen, und die demokratische Regierungsform gegen eine aristokratische zu vertauschen, nicht mehr ausweichen konnten. Unter diese Staaten gehörte auch Athen. Antipater drang nun auf die Auslieferung des Demosthenes, dessen Rednertalente schon dem Philipp so sehr geschadet hatten. Demosthenes suchte seine Zuflucht in einem auf einer Insel liegenden Neptunstempel. Aber auch hier ließ

ließ ihn Antipater auffuchen. Demosthenes, der nun die Gefahr, in Antipaters Gewalt zu gerathen, ganz unvermeidlich sah, bath sich nur noch die Erlaubniß aus, einen Brief nach Hause zu schreiben. Aber aus dem Rohre, mit welchem er gewöhnlich schrieb, sog er ein feines Gift, welches ihn tödtete, nachdem er kaum dem Tempel verlassen hatte.

Mit der Regentschaft des Antipaters, der an dem Tode des Demosthenes Schuld war, fängt sich der zweyte Zeitabschnitt in der Geschichte der über Alexanders Monarchie entstandenen Händel an. Antipater fieng, als Vormund der Könige, und als Regent, seine Regierung damit an, daß er alle Statthalter in ihren Nemtern bestätigte, aber den Eumenes von dieser Bestätigung ausschloß. Den Krieg gegen denselben übertrug er dem Antigonus, dem er seinen Sohn Cassander, als Oberbefehlshaber der Reiterey, zugesellte.

Eumenes, den Antigonus bekriegen sollte, erwarb sich, durch seine guten Eigenschaften, bey seinen Soldaten immer mehr Liebe und Ansehn. Hätten ihn die Anhänger des Per:
dikas

dickas unterstützt, so würde er dem Antigonus lange haben Widerstand thun können. Jene konnten sich aber nicht entschließen, den Befehlen eines Ausländers (Eumenes war ein Thracier) Folge zu leisten. Dieser mußte sich daher nach Kappadocien zurückziehen. Des Antigonus überlegene Macht von 70000 Mann brachte ihn auch endlich in eine so große Verlegenheit, daß er sich, nur mit einigen hundert Mann von seinen besten Leuten, in das feste Schloß Nora, an der Gränze von Kappadocien und Lykaonien, einschließen mußte. Eumenes konnte als ein Ausländer der Herrschsucht des Antigonus keinen Eintrag thun. Antigonus wünschte ihn, seiner vortreflichen Eigenschaften wegen, zum Freunde zu haben. Er that ihm daher (319) nach einer Einschließung von einem Jahre, die vortheilhaftesten Anerbietungen. Eumenes wurde durch dieselben, oder vielmehr durch den Wunsch, seine Freyheit wieder zu bekommen, bewogen, dem Antigonus seine Freundschaft eidlich zu versichern; doch wußte er sein Versprechen so einzurichten, daß er sich mehr dem königlichen Hause, als dem Antigonus, verbindlich machte.

Eu

Eumenes befand sich auch noch nicht lange wieder in Freyheit, als er ein neues Heer zu sammeln anfieng, um die gerechte Sache des königlichen Hauses zu unterstützen. Hierzu erhielt er nun eine besondere Aufforderung. Antipater, der, als Vormund der Könige in Europa uneingeschränkt geherrscht hatte, war (320) gestorben, und hatte seinen alten Freund, den Polyperchon, als seinen Nachfolger, hinterlassen. Dieser ernannte den Eumenes zum königlichen Obergeneral in Asien. Der einsichtsvolle und entschlossene Feldherr hatte aber mit großen Hindernissen zu kämpfen. Die gemeinen Soldaten erinnerten sich, daß er schon einmahl zum Tode verurtheilt worden war, und die Officiere fanden es unerträglich, sich von einem Ausländer befehlen zu lassen. Daher hatten seine Unternehmungen nicht immer den Erfolg, den sein Muth und seine Klugheit erwarten ließen; daher unterlag er endlich den Bemühungen des Antigonus, ihn unglücklich zu machen.

Eumenes, der wieder 15000 Mann zusammengebracht hatte, unterwarf zwar (318) einen Theil von der phöniciſchen See Küste
 seit

seiner Gewalt; aber Antigonus bemächtigte sich dagegen Lydiens, und schlug die königliche Flotte im Hellespont. Eumenes verstärkte sich hierauf durch die Statthalter der sogenannten obern Provinzen zwischen dem Euphrat und Indien; die Eifersucht der übrigen Officiere äufferis sich jedoch (315) wider so lebhaft, daß er, um sie an seine königliche Obergeneral's Stelle zu erinnern, in dem Zelte des Kriegsrathes abermals einen königlichen Thron aufschlagen ließ. Die meiste Eifersucht bewiesen die Officiere der Argyraspiden, die ihren Nahmen von ihren silbernen Schilden entlehnten. Ein unwiderstehliches Corps von 3000 ausgesuchten, wenigstens 60 Jahre alten Leuten, dessen Bewegung wie die eines einzelnen Mannes war. Diese vereitelten die muthvollsten Entwürfe des braven Eumenes. Als es zu einer entscheidenden Schlacht kommen sollte, wollten die Befehlshaber der Argyraspiden erst siegen, und ihn dann ermorden. Antigonus führte 22000 Mann Fußvolk, 9000 Reiter und 65 Elephanten, Eumenes 36000 Mann Fußvolk, 6000 Reiter, und 114 Elephanten in die Schlacht. Schon hatten die Argyraspiden den Sieg wieder in den

den Händen, als die Nachricht, daß ihr Lager von einem Corps des Antigonus überfallen worden wäre, daß ihre Weiber und Kinder gemißhandelt, daß ihre Schätze geraubt würden, ihre ganze Besonnenheit so mächtig niederdrückte, daß sie durchaus nicht mehr fechten wollten. Um ihre Familien und ihre Schätze zu retten, ließen sie sich in der Nacht mit dem Antigonus in Unterhandlungen ein. Daher sah sich Eumenes, als er am folgenden Tage seine Armee wieder in Schlachtordnung stellen wollte, verlassen; daher sah er sich unvermuthet gefesselt, und ausgeliefert. Antigonus wünschte das Leben des vortrefflichen Mannes zu retten; aber die dringenden Vorstellungen der neidischen Officiere hinderten ihn an der Ausführung seines menschenfreundlichen Entschlusses. Eumenes sollte nun den Hungertod sterben, weil Antigonus Bedenken trug, an demjenigen, der ehemals sein Freund gewesen war, Gewalt zu brauchen; aber von den Martern der schrecklichen Todesart befreyte ihn nach drey Tagen das Mitleiden einiger Macedonier. Ein solches Loos traf den rechtschaffensten unter Alexanders Feldherren! Doch die Argyraspiden,
die

die an seinem Unglücke Schuld waren, empfingen ihren verdienten Lohn. Antigonus vertheilte das furchtbare Corps so klug, daß es allmächtig ganz aufgelöset wurde.

Antigonus, der jetzt, bey einem Schatze von 35000 Talenten (47250000 Thalern) viele Provinzen, eine jährliche Einnahme von 11000 Talenten (14850000 Thalern) und ein großes gelübtes Heer besaß, konnte sich zur Oberherrschaft über ganz Asien mit Recht Hoffnung machen. Aber so leicht wurde ihm die Ausführung seines großen Planes nicht. Als die übrigen asiatischen Statthalter seine Absichten bald erriethen, so schlossen sie, um sich denselben nachdrücklich entgegen zu setzen, ein Bündniß.

Die Gelegenheit zu diesem Bündnisse gab Seleucus, der Statthalter von Babylon. Antigonus verlangte von demselben, daß er ihm von den Einkünften seiner Provinz Rechnung ablegen sollte. Seleucus weigerte sich dieß zu thun, und da der mächtige Antigonus drohete, so flüchtete jener (315) zum Ptolemäus, der ihm seinen Beystand versprach.

Dieser

Dieser Verbindung trat auch Lysimachus, der Statthalter von Thracien, und Cassander (oder Asander), der Statthalter von Karien, bey. Die Macht, die sie zusammenbrachten, war so fürchtbar, daß Antigonus zuletzt ins Gedränge gerieth. Zwar hatte er (313) Tyrus, dessen Belagerung ihm, wegen des Mangels einer Flotte, allein 14 Monate kostete, und andre Städte an der Küste von Syrien, erobert; allein Ptolemäus, der eine ansehnliche Seemacht hatte, schlug bey Gaza (312) seinen Sohn Demetrius, und eroberte Phönicien, Palästina und Syrien, und endlich auch Tyrus wieder. Selencus nahm nicht nur Babylon wieder in Besiz, sondern vermächtigte sich auch der Provinzen Medien und Susiana. Doch Demetrius hielt sich gegen die Generale des Ptolemäus so tapfer, daß dieser die eroberten Länder nicht lange behaupten konnte. Des Antigonus Feinde schlossen hierauf (311) mit demselben Frieden. Jeder sollte seine Eroberungen behalten. Den griechischen Städten wurde ihre Freyheit, und dem jungen Alexander der Thron, zugesichert.

Ans

Antigonus wurde durch sein Kriegsglück zu einem merkwürdigen Zuge nach Arabien aufgemuntert. Als Besitzer von Syrien besand er sich in der Nachbarschaft des petratischen Arabiens, das sich zwischen Syrien und Aegypten ausbreitete. Unter die in demselben wohnenden Völker gehörten die Idumäer und die Nabathäer. Jene, die Idumäer oder EDOM besaßen, stammten von Esau, Jacobs Sohne, ab. Die Nabathäer, Abkömmlinge Nabajoths, eines Sohnes Ismaels, breiteten sich zwischen dem Euphrat und dem rothen Meere aus. Ihr Land war reich an Bäumen und gut bevölkert. Ihre Hauptstadt Petra lag in einem zwey Meilen breiten, von hohen, unersteiglichen Felsen umgebenen, Thale, wo sie sich selbst auf einem fast unzugänglichen Felsen erhob. Gegen diese Stadt rückte (311) ein kleines Heer des Antigonus an. Da die wehrhaften Männer von Petra sich eben abwesend befanden, so war es dem Athenäus, dem Generale des Antigonus, leicht, die Stadt zu überraschen. Er hielt sich aber nicht länger, als einige Stunden in derselben auf, und zog mit einer fast unschätzbaren Beute wieder ab. Allein die Araber
 holz

hölten ihn ein, und hieben sein ganzes Corps bis auf 60 Reiter nieder. Antigonus erklärte zwar, daß Athenäus ohne seinen Befehl gehandelt habe; aber nicht lange hernach marschirte Demetrius mit 8000 Mann nach Petra. Er konnte jedoch die Festung nicht erobern, sondern mußte sich damit begnügen, daß die Araber Geschenke gaben, und seine Truppen mit Lebensmitteln versahen.

Antigonus herrschte jetzt in Sien, Aohne auf die Könige in Macedonien die geringste Rücksicht zu nehmen. Aber nicht nur Er, sondern auch die übrigen Statthalter, waren fest entschlossen, ihre Provinzen als eigen thümliche Staaten zu verwalten, und selbst in Macedonien wurde die Herrschsucht der Statthalter durch die Gegenwart der Könige so wenig unterdrückt, daß sie ihr vielmehr zum Opfer dienten. In Macedonien hoben sich nach Antipaters Tode (319) zwey Partheyen empor, welche den Polyperchon und den Cassander, Antipaters Sohn, an ihrer Spitze hatten. Jener, dem es eben so sehr an Klugheit als an Rechtschaffenheit fehlte, suchte sich gegen den Cassander und dessen
Buns

Bundesgenossen dadurch Hülfe zu verschaffen, daß er die griechischen Städte, durch die Wiedereinführung der demokratischen Regierungsform, auf seine Seite zog.

Die Athener, die ihren vortrefflichen Demosthenes verlohren hatten, befanden sich unter Antipaters Regierung ziemlich glücklich. Freylich hatten 20,000 athenische Bürger auswandern müssen: aber Antipater wies ihnen doch in Thracien den Platz zu einer neuen Stadt, und neue Länderey, an. Jetzt brachte des Polysperchons Auffoderung zur Freyheit doch die Wirkung hervor, daß die Athener den Abzug der macedonischen Besatzung verlangten; daß sie sich gegen Polysperchons Sohn Alexander, der sich zum Oberherrn Athens aufwerfen wollte, wehrten; daß sie ihre bisherigen Magistratspersonen, besonders den Phocion, verjagten. Phocion nahm seine Zuflucht zum Polysperchon, der ihn aber auslieferte. Die Bürger-Versammlung zu Athen betrieb nun seinen Proceß auf eine sehr ungestüme Art. Phocion, der sich um sein Vaterland so große Verdienste erworben hatte, entgieng kaum den Martern der Folter.

Als man ihn zum Nichtplatz führte, fragte ihn einer von seinen Freunden: was er noch an seinen Sohn zu bestellen habe? „Sage ihm,“ sprach er, „mein Sohn möchte das undankbare Verfahren der Athener gegen seinen Vater zu vergessen suchen.“

Polysperchon behandelte aber nicht alle Griechen mit so vieler Achtung, als die Athener. Er verfuhr besonders mit den Peloponnesern so streng, daß er sich sehr verhaßt machte. Kassander, der mit 4000 Mann und 35 Schiffen aus Asien, wo er bey dem Antigonus gewesen war, in Griechenland anlangte, und, mit Bewilligung des macedonischen Commandanten, sich des piräischen Hafens zu Athen bemächtigte, bekam daher immer mehr Anhänger. Doch Polysperchon begieng noch mehr Fehler der Unklugheit. Olympias, die ränkevolle Mutter des großen Alexanders, hatte bisher ihre Absicht, an der Regierung Theil zu nehmen, nicht erreichen können. Als aber Polysperchon so schwach war, den Philipp und seine Mutter Eurydice zur Theilnahme an den Regierungsgeschäften zu ziehen, so drang Olympias, die sich bisher

Galletti Weltg. 9r Theil. 2 in

in Epirus aufgehalten hatte, so lange in den
 Polyperchon, bis er sie nach Macedonien
 zurückholte. Philipp, oder vielmehr die Eurydice,
 war deswegen sehr besorgt, denn die Olympias
 hatte ihre Großmutter Kleopatra, des Philipps zweyte Gemahlin, ermorden
 lassen. Sie sammelte daher Truppen; auch
 bath sie den Kassander um Beystand. Allein
 die Mannschaft der Eurydice beweis so wenig
 Muth und Treue, daß sie und ihr Gemahl
 (317) in die Gewalt der Olympias geriethen.
 Diese sperrte sie in ein so kleines Zimmer
 ein, daß sie sich kaum regen konnten; daß sie
 ihre Lebensmittel nur durch eine kleine Oeffnung
 erhielten. Philipp ward endlich durch
 einen Pfeil getödtet, und Eurydice, die sich
 ihre Todesart wählen sollte, erhieng sich an
 ihrem eignen Gürtel. Es wurden auch viele
 andre Freunde und Anhänger des Antipaters
 ermordet. Nun kam Kassander herbey. Olympias
 suchte in Pydna ihre Zuflucht; da aber
 Polyperchon, von dem sie Hülfe erwartete,
 von seinen bestochnen Soldaten verlassen wurde,
 so mußte sich die Stadt der Hungersnoth
 wegen, ergeben, und Olympias wurde nunmehr,
 (315) auf die Veranlassung des Kassanders,

ders, von der Versammlung der macedonischen Großen, zum Tode verurtheilt, und sodann hingerichtet. Den Prinzen Alexander und seine Mutter Roxane ließ Kassander nach Amphipolis in Verwahrung bringen.

Polysperchons Parthey war jetzt so geschwächt, daß Kassander den Oberherrn über Macedonien vorstellte. Indessen war doch Polysperchons Einfluß nicht ganz unwirksam. Sein Sohn Alexander behauptete sich noch im Peloponnes. Auch schickte ihm Antigonus, Kassanders Feind, Geld und Kriegsvolk. Daher geschah es auch, daß die Versammlung der macedonischen Herren, (311) als der Prinz Alexander 13 Jahre alt war, den Ausspruch that, daß er nun selbst die Regierung übernehmen sollte. Doch dieß war sein Unglück. Kassander ließ ihn und seine Mutter ermorden. Polysperchon veranstaltete es hierauf, daß Hercules, ein Sohn Alexanders des Großen von der Barsine, der Tochter eines persischen Generals, zum Könige ausgerufen wurde; er war aber in der Folge (309) als ihm Kassander eine Theilung der Regierung anbot, so niederträchtig, diesen Prinzen umzubringen.

Kassander, der die Ausrottung der Familie Alexanders aus Herrschsucht befördere hatte, sollte, dem Verlangen des Antigonus zufolge, die macedonischen Besatzungen aus den griechischen Städten abmarschieren lassen, und ihnen also ihre Freyheit wieder geben. Da er sich nun hierzu nicht gutwillig entschließen wollte, so schickte Antigonus (308) seinen Sohn Demetrius nach Europa. Demetrius, damals 27 Jahre alt, einer der wohlgebildeten und muthigsten Prinzen der damaligen Zeit, der aber durch seine Eitelkeit, durch seine Neppigkeit, und durch seinen unbändigen Ehrgeiz sich und andre unglücklich machte, bemächtigte sich der Stadt Athen. Kassander hatte die Regierung derselben dem Demetrius von Phalerum, einem Nachkommen des Kanons, der eben so viel Rechtschaffenheit als Reichthum besaß, aufgetragen. Dieser trug zur Vermehrung der Staatseinkünfte, und zur Verschönerung der Stadt, so viel bey, daß ihm die dankbaren Athener 30 Bildsäulen widmeten. Wie wenig waren aber diese Beweise von Dankbarkeit auf wahres Gefühl gegründet! Wie bald änderten die Athener, die unzuverlässigsten Leute von der Welt,

Welt,

Welt, ihre Gesinnungen! Demetrius, der Sohn des Antigonus, brachte (307) seine Flotte vermittelst falscher Flaggen in den piräischen Hafen. Er beruhigte die Athener durch die Erklärung, daß er sie von dem Joche des Kassanders befreyen wollte, und die Athener legten die ergriffenen Waffen wieder nieder, und überhäuften nun den Demetrius von Phalerum, den sie noch vor kurzem mit so vieler Schmeicheley behandelt hatten, mit den bittersten Vorwürfen. Ja das Leben desselben befand sich so sehr in Gefahr, daß ihm der Prinz Demetrius eine Wache, und die Erlaubniß, sich nach Theben zu begeben, zugestehen mußte. Der Prinz Demetrius hielt, nachdem die macedonischen Truppen aus der athenischen Festung vertrieben worden waren, einen prächtigen Einzug. Hierauf stellte er, um sich der Liebe des großen Haufens zu versichern, die demokratische Verfassung wieder her; auch machte er den Athenern die reichlichsten Versprechungen. Die hierüber freudetrunkenen Athener nannten den Demetrius, und seinen Vater Antigonus, nicht nur Könige, sondern sogar Schutzgötter ihrer Nation; sie widmeten ihnen einen Priester; sie ließen die

Bild:

Bildnisse derselben in die Reihe ihrer Götter aufstellen. Kurz sie zeigten sich in den Beweisen ihrer Verehrung gegen den Sohn des Antigonus eben so ausschweifend, als sie gegen den Demetrius von Phalerum nun die niederträchtigste Undankbarkeit bewiesen. Man sprach demselben das Leben ab; man befahl, alle seine Bildsäulen niederzureißen; man schickte Leute aus, die ihn ermorden sollten. Bald zeigten sich aber die nachtheiligen Folgen der Volksregierung. Die bey derselben fast unvermeidlichen Partheyen verfolgten einander mit dem leidenschaftlichsten Ungeflüme. Wahrscheinlich hatten die Philosophen ihre Unzufriedenheit darüber ein wenig zu laut geäußert; denn sie erhielten die Verordnung, nicht eher Lehrstunden zu geben, als bis sie vom Senat und der Bürger: Versammlung die Erlaubniß dazu erhalten hätten. Diese Verordnung wurde jedoch bald wieder aufgehoben.

Von Athen, wo Demetrius so glücklich lebte, rief ihn die Herrschsucht seines Vaters Antigonus bald wieder hinweg. Es war demselben unerträglich, daß der ägyptische Ptolemäus;

mäus seine Herrschaft auf dem mittelländischen Meere immer weiter ausbreitete. Als er sich aber gar der herrlichen Insel Cypren bemächtigte, da konnte sich Antigonus nicht mehr halten, den vor einigen Jahren geschlossenen Frieden wieder zu brechen, und ihm (307) förmlich den Krieg anzukündigen. Antigonus glaubte seine Flotte nun groß und geübt genug, um sie der Seemacht des Ptolemäus entgegen zu stellen. An der Spitze derselben sollte Demetrius dem Ptolemäus die Insel Cypren wieder wegnehmen. Bey der Insel Solamis erfolgte eine der merkwürdigsten Seeschlachten der alten Welt. Von 140 Kriegsschiffen des Ptolemäus blieben nicht mehr als 8 übrig; 80 giengen im Treffen selbst verlohren, und die übrigen geriethen, nebst vielen kleinen Schiffen, und 10,000 Mann Landtruppen, in die Gewalt der Sieger. Nun mußte sich die Insel Cypren, nebst noch 60 andern Schiffen, an den Demetrius ergeben.

Demetrius schickte den Aristodem mit der Nachricht von diesem herrlichen Siege an den Hof seines Vaters. Als dieser, ein feiner
Hof:

Hofmann, den Antigonus erblickte, begrüßte er ihn sogleich als König, und die anwesende Versammlung stimmte mit Freuden ein. Man legte dem Antigonus, und seinem Sohne Demetrius, den Königstitel bey. Man band dem Antigonus das Diadem um, und Antigonus überschickte es auch seinem Sohne. Die Soldaten des Ptolemäus, des Lysimachus, des Seleucus, des Kassanders riefen nun ihre Statthalter und Oberbefehlshaber gleichfalls als Könige aus. Jetzt war eigentlich der dritte und letzte Act von dem großen Schauspieler, das die Streitigkeiten wegen Alexanders Monarchie zum Gegenstande hatte, ausgespielt.

Antigonus wollte (306) die Entkräftung der ptolemäischen Seemacht benutzen, um sich Aegyptens zu bemächtigen. Aber dieser Unternehmung setzten sich unübersteigliche Hindernisse entgegen. Den Angriff zu Lande erschwerte der Marsch durch eine unwirthbare Wüsteney. Auch war gerade um diese Zeit Aegypten vom Nil überschwemmt. Sodenn waren Sandbänke, waren die stürmischen Winde dieser Jahreszeit einer Landung sehr

ger

gefährlich. Alles dieses stellten erfahrene Seeofficiere dem Antigonus vergeblich vor. Er bestand auf seinem Entschlusse, den Feldzug gegen Aegypten keinen Tag länger aufzuschieben. Während daß er, von Gaza aus, mit 80,000 Mann Fußvold, 8000 Reitern und 80 Elephanten, zu Lande anrückte, sollte Demetrius mit einer Flotte von 250 Schiffen sich der Küste nähern. Aber die schlimmen Abhandlungen der erfahrenden Seeofficiere trafen nun leider ein. Manches Schiff scheiterte an den Klippen der unbekanntn Küste; manches wurde auf eine Sandbank getrieben eine Meile der Aegypter. Viele mußten nach Gaza zurücksegeln. Antigonus, der nun die reichen Borräthe seiner Flotte entbehrte, fand den ägyptischen Boden so überschwemmt, und von so vielen kleinen bewaffneten Fahrzeugen vertheidigt, daß er, so sehr es ihm auch kränkte, sein Vorhaben aufgeben mußte.

Antigonus beschloß hierauf, um für die verunglückte ägyptische Unternehmung sich einigermassen schadlos zu halten, die Insel Rhodus seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Stadt Rhodus, die erst vor 20 Jahren

ans

angelegt worden war, gehörte jetzt, nebst Karthago und Korinth, zu dem blühendsten Seestädten. Ein herrlicher Ort, mit herrlichen Tempeln, und unermesslichen Tempel: Schätzen, ingleichen vielen vortrefflichen Bildsäulen, angefüllt. Die Rhodier machten sich als Seefahrer so berühmt, daß ihre Seefahrtsgesetze in manchem Seestaate der alten Welt eingeführt wurden. Auch legten sie mehrere Colonien an, von welchen die auf den Schleuderer: Inseln am meisten bekannt sind. Dem Alexander unterwarfen sie sich freywillig. Da sie einen vortheilhaften Handel nach Aegypten trieben, so wurden sie dadurch bewogen, sich zur Parthey des Ptolemäus zu schlagen. Dieß war für den Demetrius ein hinlänglichcher Grund, einen Angriff auf Rhodus zu unternehmen. Er schloß (305) die Stadt mit 200 Kriegsschiffen und einer Landarmee von 40,000 Mann ein, bey welcher die Miethstruppen noch nicht gerechnet waren. Als einer der größten Kenner der Belagerungskunst *) both er alles auf, was die Eroberung der

wichti

*) Eben daher wurde er auch der Städte: Eroberer (Poliorcetes) genannt.

wichtigen Stadt befördern konnte. Besondere Kriegsmaschinen, welche die Festungswerke an Höhe übertrafen, schleuderten 150 Pfund schwere Steine gegen ihre Mauern; Bränder und angezündete Fackeln flogen in die rhodischen Schiffe. Doch die Vertheidigungsanstalten der Rhodier, die, ausser ihren bewaffneten Slaven, nicht mehr als 7000 Streiter zählten, bewiesen nicht weniger die größte Anstrengung, und ihre Gegenwehre war eben so standhaft als tapfer. Demetrius ließ seine größte Wurfmaschine ein. Er ließ hierauf eine neue bauen, welche die vorige an Höhe und Breite dreymahl übertraf. Als diese in den Hafen gebracht werden sollte, ward sie durch einen Sturm zertrümmert.

Demetrius ließ nunmehr eine Belagerungsmaschine bauen, die in der ganzen alten Geschichte nicht ihres gleichen hat. Man stellte sich einen 9 Stockwerke hohen Thurm vor, dessen Grundfläche auf jeder Seite beynahe 50 Ellen lang war. Drey Seiten desselben waren mit Eisenblech überzogen: an der vordern Seite befanden sich Oeffnungen, aus welchen große Wurfspieße und Pfeile
her-

Herausflogen. Das ungeheure Gebäude ruhet
 auf Rädern und Walzen, welche durch 3400
 Mann in Bewegung gesetzt wurden. Auf
 30,000 Matrosen arbeiteten daran, um den
 Boden von einer halben Meile, auf welchem
 sich dieser Belagerungsthurm bewegen sollte,
 recht eben zu machen. Demetrius rechnete
 auf die Wirkung desselben mit solcher Zuvers
 läßigkeit, daß er ihn den Städte:Bezwinger
 (Helepolis) nannte. Dieser Städte:Bezwing
 ger war aber dennoch nicht im Stande, die
 Eroberung von Rhodus zu bewirken. Die
 Rhodier führten hinter der Mauer, die er
 niederstürzen sollte, gleich eine zweyte auf.
 Sie rissen, um die nöthigen Steine zu bez
 kommen, selbst ihre Tempel nieder. Deme
 trius machte einen Versuch, die Stadtmauern
 untergraben zu lassen; die Rhodier arbeiteten
 seinen Absichten aber auch unter der Erde entz
 gegen. Ihr Muth wurde durch die Unters
 stützung, die sie von den Feinden des Anti
 gonus erhielten, immer wieder angefeuert.
 Sie waren bey einem Ausfalle so glücklich,
 alle Belagerungsthürme des Demetrius zu
 verbrennen, und selbst der Städte:Bezwinger
 befand sich in großer Gefahr. Während der
 Zeit,

Zeit, daß Demetrius an der Wiederherstellung seiner Thürme arbeiten ließ, führten die Rhodier eine dritte Mauer auf, die sie durch einen tiefen Graben verwahrte. Auch untergruben sie den Boden, auf welchem der Städte-Bezwinger stand. So wurden alle Bemühungen des Demetrius durch die standhaften Gegen-Anstalten der Rhodier vereitelt, und dieser sah sich endlich (304) genöthigt, die Belagerung von Rhodus, die ein volles Jahr gedauert hatte, aufzugeben. Zum Andenken dieser Begebenheit errichteten die Rhodier den berühmten Coloss, eine 105 Fuß hohe Bildsäule des Apolls, des Schutzgottes der Insel, deren Beine auf zwey Felsen so weit auseinander standen, daß Schiffe unter ihnen weggehen konnten. Die Rhodier verwendeten hierzu 300 Talente, die sie von den Belagerungsthürmen löseten, die ihnen Demetrius zurückgelassen hatte.

Demetrius hatte einen guten Vorwand, die Belagerung von Rhodus aufzuheben. Er sollte zum zweyten Mal den Ketter der griechischen Freyheit machen. Kassander und Polyperchon hatten während seiner Entfernung

faß

fast alle griechische Staaten sich unterwürfig gemacht. Jetzt (304) erschien nun Demosthenes mit einer Flotte von 330 Schiffen; Kasander mußte sich aus Attica nach Thessalien zurückziehen, und Demetrius zog abermahls in Athen ein. Das niederträchtige Volk der feinsten Stadt der alten Welt schmeichelte ihm so leidenschaftlich, daß es ihm den hintern Theil des Pallastempels, als das Haus seiner ältern Schwester, zur Wohnung anwies. Der wollüstige Prinz benutzte diese Gelegenheit, um die schönen Verehrerinnen der Göttin nach seinem Wunsche zu genießen. Mancher Vater und mancher Gatte fand ihn seitdem weniger liebenswürdig. Nun mischte er sich auch noch in die Angelegenheiten der Stadt; nun unterstand er sich auch, die Bürger mit Abgaben zu belegen. Er begnügte sich aber nicht damit, Athen von der macedonischen Gewalt befreit zu haben; er erwies eben diese Wohlthat (303) auch den Städten des Peloponneses. Hierauf versammelte er, so wie einst Philipp und Alexander, die Abgeordneten der griechischen Staaten, zu Corinth, die ihn zum Oberfeldhern der Griechen gegen Macedonien und Thracien ernannten.

Mit

Mit seinem Heere von 67000 Mann hoffte er auch alle griechischen Länder in Europa zu erobern.

Rassander fühlte des Demetrius Ueberlegenheit so sehr, daß er sich mit dem Antigonus zu vergleichen wünschte; aber der stolze Beherrscher Asiens bestand auf der Austiefesung seiner Person und seiner Länder. Dem Rassander blieb daher kein andres Rettungsmittel, als eine Verbindung mit den übrigen Königen, übrig. Lysimachus, der erste von diesen Bundesgenossen, der die Feindseligkeiten gegen den Antigonus anfieng, bemächtigte sich in der Geschwindigkeit eines großen Theiles von Kleinasien. Antigonus drängte ihn zwar wieder zurück; da jedoch zugleich Ptolemäus und Seleucus im Anzuge begriffen waren, so hielt es Antigonus für nöthig, seinen Sohn Demetrius von der Ausführung seines Lieblingsplanes, den Rassander zu unterdrücken, und den Griechen ihre Freyheit wieder zu geben, abzurufen.

So wie sich Demetrius mit seinem Vater vereinigte, so stieß Seleucus zum Lysimachus.
Der

Der behutsame Ptolemäus blieb, durch eine falsche Nachricht bewogen, zurück. Es erfolgte (301) bey Ipsus in Phrygien eine entscheidende Schlacht. Die vereinigten Könige hatten 80,000 Mann, 480 Elephanten und 120 Kriegswagen. Antigonus stellte ihnen 75,000 Mann und 75 Elephanten entgegen. Das Kriegsglück war ihm sehr ungünstig, Die vielen Elephanten der Vereinigten brachten das Fußvolk des Antigonus in Verwirrung. Er verlor Schlacht, und Leben. Des Demetrius Muth war dadurch so sehr niedergeschlagen, daß er, die väterlichen Länder ihrem Schicksale überlassend, mit einigen tausend Mann nach Athen eilte, wo er seine Gemahlin, und einen großen Theil der Flotte, zurückgelassen hatte. Jetzt erlebte er die Kränkung, daß die Athener, die ihm einst, als er im Wohlstande war, so niederrüchtig schmeichelten, ihn jetzt nicht in ihren Hafen hineinlassen wollten. Kaum ließen sie ihm seine Gemahlin und seine Schiffe verabsolgen. Nach einigen Jahren (297) hatte aber Demetrius, der einige Zeit hindurch gleichsam als Seeräuber über die Länder seiner Feinde herfiel, wieder so viele Kräfte gesammelt, daß

er

er Athen, sowohl zu Wasser als zu Lande belagern, und eine 150 Schiffe starke Flotte des Ptolemäus zurückschrecken konnte. Der Hunger nöthigte (296) die Athener, sich zu ergeben. Demetrius zog nun mit seiner ganzen Armee in die Stadt ein. Die Athener erhielten Befehl, sich im Schauplatz zu versammeln. Der Schauplatz wurde von Soldaten eingeschlossen, und das Theater war auch inwendig mit Mannschaft besetzt. Die bestürzten Athener dachten sich nun weiter nichts, als das traurige Schicksal, sämmtlich getödtet zu werden. In welches angenehme Erstaunen wurden sie aber nicht versetzt, als Demetrius auf der Bühne erschien, und, nachdem er ihnen wegen ihrer Undankbarkeit einen gelinden Verweis gegeben hatte, ihnen seine Gnade versicherte. Er bewies diese Gnade durch ein Geschenk von einer großen Menge von Getreide; auch ernannte er zu Magistratspersonen solche Männer, die bey den Bürgern sehr beliebt waren. Die Athener schweiften jetzt von neuen in schmeichelhaften Ehrenbezeugungen aus. Ihr Zutrauen zum Demetrius gieng so weit, daß sie ihm die Festung Munychia und den Hasen Piräus einräumten.

Demetrius wurde hierauf von dem macedonischen Prinzen Alexander nach Macedonien gelockt. Cassander hatte (298) zwey Söhne hinterlassen, die sich um den väterlichen Thron stritten. Der älteste, Antipater, glaubte zu bemerken, daß seine Mutter Thessalonice den jüngern Bruder Alexander begünstige, und die Herrschsucht unterdrückte alle kindliche Gefühle so sehr, daß er seine Mutter, der wehmüthigsten Vorstellungen ungeachtet, ermorden ließ. Auch brachte er es, mit Hilfe seines Schwiegervaters, des Königs Lysimachus, dahin, daß ihm sein Bruder die Regierung über Macedonien nicht mehr streitig machen konnte. Dieser wollte aber seine Ansprüche nicht aufgeben. Er suchte daher nicht nur den König von Epirus, Pyrrhus, sondern auch den Demetrius, um Beystand. Pyrrhus, der mit seinem Anmarsche nicht lange zögerte, nahm so viel von Macedonien weg, daß es Antipater für rathsam hielt, sich mit seinem Bruder Alexander zu vergleichen. Pyrrhus ließ sich durch eine Geldsumme zufrieden stellen. Jetzt (294) rückte aber auch Demetrius herbey. Alexander, der ihn doch herbeygerufen hatte, marschirte ihm entgegen, um ihn nicht

weß

welter vordringen zu lassen, und er wollte ihn, weil er der Gewalt seiner Waffen nicht genug traute, ermorden lassen. Allein Demetrius kam ihm zuvor. Das macedonische Heer rief nun den Demetrius, den sein großer Kriegsruhm empfahl, zum Könige aus, und Antipater, der, wegen der Ermordung seiner Mutter, bey der ganzen Nation verhaßt war, mußte das Land räumen. Sein Schwiegervater Lysimachus fand es zu bedenklich, sich ihm zu Gefallen mit dem Demetrius und dem Pyrrhus in Krieg einzulassen, und da er ihm durch sein ungestümes Anhalten zu lästig wurde, so ließ er ihn tödten.

Demetrius, der sich vorher in einer so beträngten Lage befand, hatte jetzt nicht nur das macedonische Reich, sondern auch Thessalien, ingleichen den größten Theil des Peloponneses, und die beyden wichtigen Städte, Athen und Megara, in seiner Gewalt. Die Liebe der macedonischen Nation sicherte ihm der Umstand, daß seine Mutter eine Tochter des ältern Antipaters war. Wie glücklich konnte er seyn, wenn er sich bey dem Besitze seines Reiches ruhig behauptete! Allein nach sechs Jahren

(288) fiel es ihm ein, die Länder seines Waters, in die sich dessen Feinde getheilt hatten, wieder zu erobern. Er hoffte seine Absicht durch ein Heer von 112000 Mann, und durch eine Flotte von 500 Kriegsschiffen, zu erreichen. Unter den letztern befanden sich Schiffe von fast unglaublicher Größe, die 14, 15 bis 16 Ruderreihen hatten. Demetrius selbst hatte den Riß zu denselben verfertigt, und das sonderbarste war, daß sie nicht allein wegen ihrer Größe, sondern auch wegen der Leichtigkeit ihrer Bewegung, bewundert wurden.

Da die Anstalten des Demetrius der Aufmerksamkeit seiner Feinde nicht entgehen konnten, so erneuerten Seleucus, Ptolemäus und Lyfimachus ihre alte Verbindung, die sie noch durch den Beytritt des Pyrrhus verstärkten. Plötzlich sah sich Demetrius auf allen Seiten angegriffen, noch ehe er seine Anstalten geendigt hatte. Demetrius kam in solche Noth, daß er verkleidet flüchten mußte. Seine Eitelkeit, seine Ueppigkeit und sein Uebermuth hatten ihn bey den Macedoniern so verhaßt gemacht, daß er in ihrer Liebe gar keinen Schutz fand, Um so mehr nahm sie Pyrrhus durch seinen

krie:

Kriegerischen Muth und durch seine Leutseligkeit ein. Die Großen Macedoniens theilten ihr Reich zwischen ihn und dem Lysimachus. Demetrius erhielt jetzt wieder einen Beweis von der Unbeständigkeit der Athener. Diese setzten die Priester ab, die sie ihm und seinem Vater gewidmet hatten, und hoben alle von ihm gemachten Anordnungen wieder auf.

Doch Demetrius, der schon so manchen Wechsel des Schicksals erfahren hatte, arbeitete sich auch dießmahl wieder empor. Er warb in Griechenland ein kleines Heer an, welches ihn in den Stand setzte, die Athener durch eine Einschließung ihrer Stadt in Schrecken zu setzen; er ließ sich jedoch durch den Philosophen Krates bereden, Athen in Ruhe zu lassen, und dagegen nach Kleinasien zu ziehen. Hier war er (287) anfangs ziemlich glücklich; allein Agathokles, der Sohn des Lysimachus, brachte ihn an der Spitze einer großen Armee, mit welcher er gegen ihn anrückte, so sehr ins Gedränge, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. Seleucus war sein Schwiegersohn, und Ptolemäus sein Schwiegervater. Dennoch rissen sie ihn nicht
aus

aus seiner Verlegenheit heraus; ja sie halfen dieselbe noch vergrößern. Vergebens schrieb Demetrius an seinen Schwiegersohn Seleucus einen langen, rührenden Brief. Dieser folgte aber mehr den Aufforderungen seiner Bundesgenossen, als den Gefühlen der Verwandtschaft. Freylich war dem unternehmenden Geiste des Demetrius nicht zu trauen, und am wenigsten, wenn er sich im Unglücke befand. Seleucus rückte daher, um ihn zu beobachten, mit einer Armee nach Cilicien. Demetrius setzte sich mit dem kleinen Ueberreste seines Heeres auf dem Berge Taurus fest. Seleucus wollte ihm den Winteraufenthalt in Cilicien nur unter der Bedingung gestatten, wenn er die Rechtschaffenheit seiner Absichten durch Geiseln verbürgen würde. Hierzu konnte sich Demetrius durchaus nicht entschließen, und er wehrte sich äußerst tapfer und muthig. Nun (286) verfolgte ihn aber ein Unglück nach dem andern. Erst wurde seine Thätigkeit durch eine sechs Wochen lang anhaltende Fieberkrankheit gehemmt. Dieß machte auf viele von seinen Soldaten einen so schlimmen Eindruck, daß sie seine Fahnen verließen. Dennoch wollte er den Seleucus in seinem Lager

Lager überfallen, und, als ihm dieser Ueberfall nicht glückte, sich durch ein Treffen zu retten suchen. Allein seine noch übrigen Soldaten ließen sich vom Seleucus zur Untreue verleiten. Demetrius flüchtete nun, von wenigen treuen Officieren und Dienern begleitet, in einen dicken Wald. Bald sah er aber ein, daß ihn dieser Zufluchtsort, in dem überall von den Feinden besetzten Lande, nicht lange würde schützen können. Er ergab sich daher an den Seleucus. Dieser machte anfangs alle Anstalten, um ihn als einen König, als seinen Schwiegervater, zu behandeln; aber die Feinde des Demetrius stimmten des Seleucus Gesinnungen so sehr um, daß er ihn bey seiner Ankunft in Verhaft nehmen, und auf eine syrische Insel bringen ließ. Man versah ihn hier reichlich mit allen denjenigen Dingen, die einen bequemen und frohen Genuß des Lebens gewähren können. Große mit vielem Wildpret angefüllte Thiergärten boten ihm eine herrliche Gelegenheit zur Jagd dar. Aber für den thätigen Geist des Demetrius war ein solcher Zustand doch höchst traurig. Vergebens erboth sich sein zärtlichgesinnter Sohn Antigonus, alle Verter, die er noch
im

im

im Besitze hatte, ja sich selbst, zum Preise und zur Sicherheit für die Freyheit seines Vaters hinzugeben. Da Demetrius alle Hoffnung verlohren hatte, jemahls seine Freyheit wieder zu bekommen, so überließ er sich den unmäßigsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit, besonders dem Vergnügen einer schwelgerischen Tafel. Dadurch zerrüttete er seine Gesundheit so gewaltig, daß er, nach einem dreyjährigen Aufenthalte auf seiner Insel, in einem Alter von 54 Jahren (284) sein Leben endigte.

Antigonus, der rechtschaffene Sohn des Demetrius, erreichte zwar seinen Vater nicht in Ansehung des großen Geistes; aber sein Schicksal war auch gleichförmiger, und es glückte ihm, das Königreich Macedonien nicht nur selbst zu behaupten, sondern es auch auf seine Nachkommen zu bringen. Bey dem Tode seines Vaters hatten sich Lysimachus und Pyrrhus in dasselbe getheilt; letzterer fühlte sich aber in der Folge (286) gegen den erstern so schwach, daß er sich in sein Land zurückzog, und die Ansprüche auf Macedonien aufgab. Lysimachus, der nun das macedonische Reich allein besaß, genoß diese Freude auch nicht

nicht lange. Er verwickelte sich durch Familienhändel in einen Krieg mit dem Seleucus. An diesen Familienhändeln waren zwey Damen Ursache. Der ägyptische König Ptolemäus hatte zwey Gemahlinnen, die Eurydice, die Tochter des Antipaters, und die Berenice, ursprünglich eine Beyschläferin. Eine Tochter der erstern, die Lysandra, war an den Agathokles, den Sohn des Lysimachus, vermählt. Der letztere hatte die Stiefschwester seiner Schwiegertochter, die Arsinoe, eine Tochter der Berenice, geheyrathet. Diese brachte es nur bey dem Ptolemäus dahin, daß er ihre Kinder, zum Nachtheile der Kinder der Eurydice, begünstigte. Ptolemäus Cerannus (der Blitzende) der älteste Sohn derselben, suchte hierauf an dem Hofe des Schwiegervaters seiner Schwester, des Lysimachus, seine Zuflucht. Aber auch die Ruhe dieses Hofes wurde durch die Hänke einer Dame, der Arsinoe, gestört, die ihren Gemahl bereedete, seinen ältesten Sohn von der ersten Gemahlin, den Agathokles, vergiften zu lassen. Dessen Wittwe Lysandra und ihr Bruder Ptolemäus flüchteten hierauf zum Seleucus. Es folgten ihnen viele Große des thracischen

Reichs

Reiches, durch welche sich Seleucus bewegen lies, mit dem Lysimachus Krieg anzufangen. Der letzte kam (282) in der Schlacht bey Kurupedion in Phrygien um das Leben. Seleucus, der, seines sieben und siebenzigjährigen Alters ungeachtet, noch die Munterkeit und Thätigkeit eines jungen Mannes besaß, setzte nun über den Hellespont, um sich auch Macedoniens zu bemächtigen. In der Nähe der Stadt Lysimachia wurde er (281) vom Ptolemäus Ceraunus, dem zu Gefallen er doch den Krieg angefangen hatte, ermordet. Er gehört unter die Nachfolger Alexanders, welche die liebenswürdigsten Eigenschaften vereinigten. Man rühmt besonders seine Leutseligkeit, seine Gerechtigkeitsliebe und seine Ehrfurcht für die Religion.

Von seinen zärtlichen Vatergesinnungen gab er einen rührenden Beweis. Er hatte eine sehr schöne Gemahlin, Namens Stratonice, die Tochter des Demetrius. In diese verliebte sich ihr Stiefsohn Antiochus. Da der Prinz keine Hoffnung hatte, seine Liebe jemahls befriedigen zu können, so verfiel er (293) in ein heftiges Fieber. Sein schlauer Arzt

Arzt

Arzt errieth die Ursache der Krankheit. Geschickt wußte er dem Prinzen das Geständniß zu entlocken. Dieser bekannte ihm seine Liebe, bekannte ihm, daß er alles gethan hätte, um sie zu überwinden, daß ihm aber der Sieg über dieselbe so unmöglich wäre, daß ihm weiter nichts übrig bliebe, als durch Entziehung aller Lebensmittel seinen Tod zu beschleunigen. Der Arzt bekam bald darauf Gelegenheit, dem Vater die wahre Ursache der Krankheit seines Sohnes zu entdecken, und Seleucus dachte großmüthig genug, seinem Sohne die Gemahlin abzutreten. Stratonice besann sich nicht lange, den Vater gegen den Sohn zu vertauschen, und das Vermählungsfest wurde mit großer Pracht gefeyert. Antiochus, der Sohn und Schwager seines Vaters, wurde auch sein Nachfolger, und von ihm stammen alle Könige von Syrien ab. Den Rahmen der Könige von Syrien gab man ihnen deswegen, weil die vom Seleucus (300) erbaute Residenzstadt Antiochia in Syrien lag.

Antiochus wollte die väterlichen Rechte auf das macedonische Reich geltend machen, welches
Pto:

Ptolemäus der Stitzende seinem Vater enttriffen hatte. Dieser war bey dem Besitze des Thrones, den er sich durch die Schätze des Seleucus, und die noch übrigen Truppen des Lysimachus verschafft hatte, nicht lange geblieben. Ein großer Schwarm von den Bewohnern des angränzenden Ungern, und anderer westlichen Länder von Europa, die man Celten oder auch Gallier nannte, war unter der Anführung des Belgius (279) in Macedonien eingefallen, und Ptolemäus hatte bey dieser Gelegenheit sein Leben eingebüßt. Zwar hatte Costhenes, ein edler Jüngling, sein Vaterland von den Barbaren befreyt; allein ein anderer Haufe derselben von 165000 Köpfen, den Brennus anführte, überschwenmte und verheerte nicht nur Macedonien, sondern auch Griechenland.

Costhenes mußte sich mit seinem kleinen muthlosen Heere zurückziehen, und die Macedonier verbargen sich hinter die Mauern ihrer Städte. Brennus drang hierauf bis in die Gegend von Delphi vor, um die herrlichen Schätze des Apollstempels zu einer kostbaren Beute zu machen. Seine Gallier fielen über den vortreffflichen Wein, und die wohlschmecken-

den

den Speffen, die sie im Ueberflusse fanden, so unnäsig her, daß sie den Delphiern, sich zu verstärken, Zeit ließen. Als sie am andern Morgen den steilen Felsen, auf welchem der delphische Tempel sich erhob, unvorsichtig stürzten, stürzten sie die Delphier, die nicht mehr als 4000 Stretter zählten, mit Geschoß und großen Felsenstücken wieder herab. Den Muth der Delphier feyerte die begeisterte Nachricht der Tempelvorsteher, daß selbst der Gott Apoll, und dessen Schwester, an dem Gesechte Antheil nahmen, noch mehr an. Nun soll auch noch ein schreckliches Erdbeben große Felsenstücke abgerissen, und ganze Schaaren der Gallier zerschmettert haben; nun sollen noch viele derselben durch einen mit Hagel vermischten Sturm getödtet worden seyn. Durch so viele Unglücksfälle erschüttert, tödtete sich Brennus mit eigener Hand. Seine noch übrigen Gallier, deren Anzahl sich nicht höher als auf 10,000 Mann belief, starben theils durch Hunger, Kälte und Entkräftung, theils als Opfer des Unwillens der Landbewohner, die auf sie gleichsam Jagd machten.

Noch

Noch befand sich jedoch ein Heer von 18000 Mann an den macedonischen Gränzen, wo es Brennus zum Schutze seines Vaterlandes zurückgelassen hatte. Diese schlugen nicht nur die Geten und Triballier, zwey thracische Völker, sondern schickten auch Gesandten nach Macedonien, die, in dem Falle, wenn man sich durch eine ansehnliche Geldsumme nicht mit ihnen abfinden würde, mit Krieg droheten. Man war eben um diese Zeit Antigonus, der Sohn des Demetrius, der von seinem Geburtsorte Gonnus in Thessalien der Gonnsche genennt wurde, und seit zehn im Peloponnes geherrscht hatte, mit einer ansehnlichen Armee und Flotte herbeygekommen, um das Reich, welches sein Vater besessen hatte, wieder zu erobern. Dieser bewirthete die Gesandten der Gallier, welche zugleich die Kundschafter machten, mit einer so freygebigen Pracht, daß diese ihren Landsleuten zu einem Zuge nach Macedonien die stärkste Neigung einflößten. Sie wollten den Antigonus in seinem Lager überfallen; dieser zog sich aber, noch zu rechter Zeit gewarnt, in einen Wald zurück, und die Gallier wurden, als sie die Schiffe plündern wollten, von den Macedoniern

schreckt

schrecklich niedergehauen. Antigonus befestigte dadurch sein Ansehn in Macedonien.

Nun drohete zwar der syrische Antiochus, daß er ihm diesen Besitz streitig machen würde; er ließ sich aber noch zu einem Vergleiche bereden, der dadurch befestigt wurde, daß sich Antigonus mit seiner Schwester Phila vermählte. Dieser Antigonus wurde der Stammvater aller nachfolgenden Könige von Macedonien.

Die Gallier, welche Macedonien und Griechenland verwüstet hatten, waren durch das in dem letztern Lande erlittene Unglück so wenig geschwächt und gedemüthigt worden, daß sie es vielmehr schon nach einem Jahre (278) wagten, nach Kleinasien überzugehen. Hier bewies sich Nikomedes, der König von Bithynien, gegen sie sehr freundschaftlich. Dieses Land hatte schon in ältern Zeiten einheimische Könige gehabt, bis es von Alexanders großer Weltmonarchie verschlungen worden war. Nach Alexanders Tode hatte sich ein macedonischer General, Karanus, in demselben festgesetzt; dieser wurde aber von dem Inländer Bias vertrieben. Da mit
des;

dessen Enkel Nicomedes I sich zur Parthey des gonnischen Antigonus geschlagen hatte, so zog er sich des syrischen Antiochus Feindschaft zu. Nun rief er die Gallier zum Beystande herbey, und er räumte ihnen einen Theil von Großphrygien ein, der in der Folge Galatien genannt wurde. Durch einen Sieg, den Antiochus (275) über diese Gallier erfocht, erwarb er sich den Beynahmen Soter (der Retter). Dieser Sieg war jedoch nicht von großer Wichtigkeit; denn die Gallier blieben in Kleinasien, und Nicomedes blieb König von Bithynien.

Die Gallier waren aber noch einem Monarchen eines kleinasiatischen Reiches behülfflich, sich gegen den mächtigen König von Syrien zu behaupten. Dieß war der König Eumenes von Pergamus. Philetärus, ein Paphlagonier, der Finanzminister des Lysimachus, hatte die Herrschaft über Großmylien und die umliegende Gegend an sich gerissen, und (283) Pergamus zu seinem Wohnsitz erwählt. Als er (263) starb, wollte Antiochus dessen Gebieth mit seinem Reiche vereinigen; allein Eumenes I, der Nefse des Philetärus, schlug ihn bey

Sardes

Sardes so nachdrücklich, daß er alle fernern Angriffe aufgab, und das Reich von Pergamus dauerte also gleichfalls fort. Solche Reiche gab es aber in Kleinasien damahls noch mehr. Auch Pontus und Kappadocien hatten ihre eignen Beherrscher. Alexander hatte den Ariobarzanes, einen König von Pontus, ermorden lassen, und nach Alexanders Tode riß es Antigonus an sich; Mithridates, ein Sohn des Ariobarzanes, nahm es ihm aber (301) nach der Schlacht bey Ipsus wieder weg, und stiftete eine neue Linie der Könige von Pontus, mit welchem einige Zeit hindurch auch Paphlagonien vereinigt war. Kappadocien hatte gleichfalls schon zur Zeit Alexanders seine eignen Könige, die den Nahmen Ariarathes führten; ihr Geschlecht wurde aber, bis auf einen einzigen geflüchteten Prinzen, vom Perdicas ausgerottet. Ariarathes, der geflüchtete Prinz, der sich (312) durch Hülfe der Armentier den Besitz des väterlichen Reiches verschaffte, wurde der Stammvater der besondern Könige von Kappadocien.

Der übrige Theil von Kleinasien (und die besondern Reiche machten den kleinern Theil

Galletti Weltg. 3r Th. D des;

desselben aus) gehörte zum syrischen Reiche, welches fast alle asiatischen Länder der ehemaligen persischen Monarchie, besonders auch Syrien, Kappadocien (einige Zeit hindurch) Mesopotanien und Armentien, in sich begriff, und sich vom mittelländischen Meere bis zum Indus erstreckte. Diesen ansehnlichen Staat erbt (262) Antiochus II von seinem Vater, der von den schmeichlerischen Oberhäuptern der Stadt Milet, die er von einem Tyrannen befreyt hatte, den Beynahmen: Theos (Gott) erhielt.

Da die beyden Reiche Syrien und Aegypten an einander gränzten, so waren Kriege, welche gegenseitige Eroberungssucht und andre Händel veranlaßten, unvermeidlich. Aegypten war aber für Syrien ein mächtiger Nebenbuhler. Ptolemäus, der Sohn des Lagus, hatte die Stadt Alexandrien zu seinem Wohnsitz gewählt, und diese wurde nun die Residenz aller nachfolgenden Könige von Aegypten aus seinem Stamme. Zu seinem Reiche gehörte, ausser Aegypten, Cyrenä, Lybien, das peträische Arabien, ingleichen Edlesyrien (ein Thalland zwischen Aegypten und Syrien),
nebst

nebst Palästina, und der Insel Cypern. Als er dem Antigonus, dem Stifter des asiatischen Reiches, Syrien und Phönicien, entrisen hatte, belagerte er (312) auch die Stadt Jerusalem, und er benutzte die Zeit eines Sabbath's, wo ein frommes Vorurtheil die Juden von der Vertheidigung ihrer Stadt abhielt, sich derselben durch Sturm zu bemächtigen. Er führte auf 100,000 Gefangene hinweg, die er in die ägyptischen Städte versetzte. Da er aber das jüdische Land damals noch nicht behaupten konnte, so begnügte er sich, die Festungen zu schleifen, und alle Dinge von Werth fortschaffen zu lassen. Doch noch vor dem Tode des Antigons befand sich Ptolemäus wieder im Besitze von Phönicien und Palästina, welcher auch über hundert Jahre fortbauerte.

Ptolemäus hatte aus Liebe für seine zweyte Gemahlin, Verence, seinen ältesten Sohn, den Ptolemäus den Blizenden, von der Thronfolge ausgeschlossen und den Ptolemäus Philadelphus (Bruderfreund) den Sohn derselben, zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser erhielt seinen Beynahmen aus Ironie, weil er, unter dem Vorwande einer Verschwörung, zwey von seinen

Brüdern umgebracht hatte. Er war übrigens zwar ein leidenschaftlicher Verehrer der Frauen, aber auch ein ausgezeichneter Beförderer der Wissenschaften. Unter seiner und seines Vaters Regierung befand sich Aegypten in dem blühendsten Wohlstande. Der Ruhm der tapfern Römer wurde damahls schon so weltkundig, daß sich dieser Ptolemäus (273) bewogen fand, sich um die Freundschaft derselben zu bewerben.

Bier-

Viertes Kapitel.

Die Römer machen sich den benachbarten Völkern Italiens fürchtbar.

Der Schauplatz, auf welchem die weltberühmten Römer zuerst ihre Rolle spielten, war anfangs sehr eingeschränkt *). Er lag in demjenigen Theile des jetzigen päpstlichen Gebietes, den man Peters Erbguth (Patrimonium Petri) nennt. Dieses Land hieß damals Latium. An der nordwestlichen Gränze desselben floß die Tiber. In diese ergoß sich der Anio (Teverone), der von Osten nach Westen seine Richtung nimmt. In diesem Latium wohnten, neben den Römern, auch

*) Th. II, S. 114.

auch die Herniker und die Volser; jene an der nördlichen, und diese an der südöstlichen Gränze. Die Bezwingung der letztern kostete den Römern große Mühe und Anstrengung.

Rom, die Hauptstadt desselben, dehnte sich, an beyden Seiten der Tiber, über mehrere Berge aus, und war damahls schon eine große Stadt, welcher herrlichgebauete Wasserleitungen mehrere Meilen weit das reinste und gesundeste Wasser zuführten, welche vortreflich gewölbte unterirdische Gänge oder Cloaken von allem Unrathe befreysten. Der merkwürdigste Theil dieser Stadt war der römische Versammlungsplatz (das Forum). Nahe bey demselben befand sich die Anhöhe, auf welcher sich das Capitolium erhob. Dieß bestand aus einer Festung, welche den Haupttempel der Römer, oder drey, unter einem gemeinschaftlichen Dache stehende, Tempel der vornehmsten Götter, des Jupiters, der Juno und der Minerva, einschloß. Am Ausflusse der Tiber lag der gute Hafen Ostia. Ostwärts von Rom fand man die berühmte Stadt Alba longa, die Residenz der Vorfahren des Romulus. An der Küste des Meeres, welches

ches damahls das tyrrhenische, oder untere, hieß sag Antium, die Hauptstadt der Volscer, welche frühzeitig wegen ihrer ausgebreiteten Schiffahrt berühmt war. Nordwärts breitete sich das Land der Sabiner, der Marser und der Peligner aus. Die Sabiner, welche der Anio von den Römern trennte, trieben viel Viehzucht. Ihr Hauptort hieß Cures, und unter ihren übrigen Städten war Fidenä wegen ihrer Größe, und ihrer Volksmenge, merkwürdig. Die Marser, das streitbarste unter den Völkern dieser Gegend, breiteten sich in dem jetzigen Abruzzo ultra aus,

Gegen Westen gränzte das römische Gebieth an Etrurien, welches um diese Zeit das angebauteste und volkreichste Land in Italien war. Es begriff das jetzige Großherzogthum Toscana. Die Einwohner desselben, die einen sehr ernsthaften Charakter hatten, übertrafen alle übrigen Völker Italiens, in Ansehung der feinem Ausbildung in Künsten und Wissenschaften, und hatten einen durch Seehandlung erworbenen Wohlstand, um welchen sie andre Nationen beneideten. Ihnen lernten die Römer manche gute Einrichtung ab.

Die

Die östlichen Nachbarn der Römer waren die Samniter und Campaner. Jene machten sich durch ihren kriegerischen Muth, der die Römer manchemahl in Verlegenheit setzte, merkwürdig. Im Lande der Campaner war Capua, eine uralte, prächtige Stadt, der Hauptort. Nördlich von dem Lande der Sabiner kam Umbrien und Picenum; zwey Landstriche, die sich bis an das adriatische Meer erstreckten.

Dies waren die Länder und Völker, welche die römische Tapferkeit über zweyhundert Jahre hindurch beschäftigten. Rom hatte jetzt (509) keine Könige mehr*); im Grunde hatte sich aber seine Verfassung wenig geändert. Die beyden Consuln hatten eben so viel Gewalt, als die Könige ausübten, und der ganze Unterschied bestand darin, daß sich zwey in diese Gewalt theilten, und daß sie ihre Stelle nicht länger als ein Jahr verwalteten. Uebrigens genossen sie alle Rechte, alle Ehrenzeichen der Könige: doch durfte nur einer die

Victor

*) Theil II, S. 118.

Victoren mit den Ruthenbündeln vor sich hergehen lassen, damit dieser furchtbare Anblick doppelt nicht zu schreckhaft werden möchte.

Die tarquinische Königsfamilie war nach der herrurischen Stadt Tarquinii, ihrem Stammorte, geflüchtet, und sie hatte den Gedanken, zu ihrer vorigen Gewalt in Rom zu gelangen, so wenig aufgegeben, daß sie vielmehr allerley Entwürfe machte, um diesen Gedanken zur Wirklichkeit zu bringen. Die königlichen Prinzen hatten manchem patricischen jungen Herrn ein sehr angenehmes, zwangloses Leben verschafft. Dieß hörte unter der Regierung der ernsthaften Consuln auf, und die jungen Herren sehnten sich daher nach der Rückkehr der vorigen Verfassung. Ihre Sehnsucht verstärkten Gesandten des vertriebenen Königes, welche den Auftrag hatten, dessen Güther zurückzuverlangen. Diese bewogen sie, zum Vortheile der Königsfamilie, eine heimliche Verbindung zu schließen. Die jungen Herren benahmen sich aber dabey nicht vorsichtig genug. Ein Slave, der die Verschwornen belauscht hatte, nahm

Binz

Vinder, entdeckte das Geheimniß. Wie sehr erschrafen aber nicht die beyden Consuln, als sie ihre nächsten Verwandten an der Spitze der Verschwornen sahen! Zwey Söhne des Brutus, und drey Brudersöhne des Collatinus, hatten sich verbindlich gemacht, das Gebäude der Freyheit, das ihr Vater und ihr Onkel zu befestigen bemühet waren, wieder umzusstürzen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages erschien die Bürgerversammlung. Brutus und Collatinus bestiegen die Richterstühle. Die Verräther waren, die Hände auf den Rücken gebunden, an Pfähle geschnürt. Brutus verlor zuerst seine Söhne. Die Briefe, bey welchen man sie überrascht hatte, bestätigten die Aussage des Slaven bis zur völligen Ueberzeugung. Die Verbrecher konnten kein Wort zu ihrer Vertheidigung hervorbringen; es flossen nur Thränen. Die Versammlung wurde durch die traurige Lage der schönen Jünglinge gerührt. Die Senatoren nahmen an ihrem Schicksale den lebhaftesten Antheil. Sie flüsteren einander das Wort: Verweisung! zu. Collatinus weinte; nur Brutus blieb unerschützt.

schütterlich. Seine Vaterzärtlichkeit vergessend, dachte er in diesem Augenblicke an weiter nichts, als an die Pflichten, die er dem Vaterlande schuldig war. Mit entschlossener und fester Stimme sagte er zu den Victoren, welche bey den Römern die Stelle des Scharfrichters versahen: „Ich übergebe sie euch, Victoren; vollziehet an ihnen, was die Gesetze gebiethen!“ Bey diesen Worten brach die Versammlung in ein lautes Geschrey aus, und auf den Gesichtszügen eines jeden war der mitleidigste Schmerz abgebildet. „Wir geben sie,“ rufte die Versammlung einstimmig aus, „ihrem Vaterlande und ihrer Familie wieder!“ Aber weder diese ganz unzweydeutige Erklärung der Versammlung, noch die rührenden Klagen der jungen Verbrecher, waren vermögend, des Brutus Standhaftigkeit zu erschüttern. Die Victoren entkleideten die Söhne des Consuls, bunden ihnen die Hände auf den Rücken, schlugen sie, nach römischer Sitte, erst mit Ruthen, und hieben ihnen hernach den Kopf ab. Als die Hinrichtung, welcher Brutus mit unverwandtem Blicke zusah, geschehen war, stieg er von der Richterbühne herab, um die Verurtheilung der

übriz

übrigen Verbrecher seinem Amtsbruder zu überlassen.

Collatinus, der seine beyden Neffen zu retten wünschte, verschob das Verhör auf den folgenden Tag, um Zeit zu gewinnen. Er wollte sogar den Sclaven, der die Verschwörung entdeckt hatte, dem Ankläger Publius Valerius, einem der vornehmsten Vertheidiger der Freyheit, wegnehmen lassen. Die Versammlung wurde darüber so aufgebracht, daß sie sich nicht eher beruhigte, als bis Brutus in ihre Mitte zurückkehrte. Der unglückliche Vater, der kaum einige Minuten Zeit gehabt hatte, um den Empfindungen seines Herzens nachzuhängen, gehorchte der Einladung der Versammlung, bestieg die Richterbühne mit der vorigen Geistesstärke, und erklärte: er habe als Vater, als Gebiether, über das Schicksal seiner Kinder gehandelt, und es bliebe jetzt der Versammlung überlassen, ob sie sein Beispiel der Strenge nachahmen, oder ob sie es gegen ein gelinderes Verfahren vertauschen wolle. Was konnte nun die Versammlung, im innigsten Gefühle der Achtung für den Brutus, weiter thun, als die Brudersöhne

des

des Collatinus gleichfalls hinrichten lassen! — Collatinus hatte sich übrigens, durch die partheyische Behandlung seiner Nessen, das Vertrauen der Bürgerschaft dergestalt entzogen, daß es Brutus bedenklich fand, die Consulwürde an seiner Seite länger zu verwalten. Er trug daher auf seine Absetzung an. Collatinus wollte sich vertheidigen; aber niemand hörte auf ihn, und er war in Gefahr, sich seiner Stelle auf eine schimpfliche Art beraubt zu sehen. Dieß bewog ihn endlich, freywillig abzutreten. Brutus dachte so edel, ihm aus dem Schatze des Staates ein Geschenk von 20 Talenten zu verschaffen, und noch edler war es, daß er zu diesem Geschenke 5 Talente aus seinen eignen Mitteln hinzufügte. Des Collatinus Nachfolger wurde Publius Valerius, der sich durch sein patriotisches Betragen den Namen Bürgerfreund (Poblicola) erwarb. Der edle Brutus fand seinen Tod in einem Gefechte mit benachbarten Völkern, die sich der vertriebenen Königsfamilie annahmen.

Da der Plan, das königliche Haus durch eine Verschwörung nach Rom zurückzubringen, verunglückt war, so versuchte es dasselbe,
durch

durch offenbare Gewalt wieder zum Besitze seiner verlorrenen Rechte zu gelangen. Porfsena, ein mächtiger heretrurischer König, der zu Clusum (Chiugi) seine Residenz hatte, bildete sich ein, es würde ihm zur Ehre gereichen, das römische Königthum wieder hergestellt zu haben; auch war es ihm wohl nicht gleichgültig, ein für die Monarchen so gefährliches Beyspiel ungeahndet zu lassen.

Der neuen Regierung zu Rom schienen des Porfsena Drohungen keinesweges unbedeutend. Sie war wegen der Gesinnungen der gemeinen Bürger nicht ganz unbesorgt. Die sogenannten Plebejer fühlten den Unterschied, der in Ansehung der Rechte und Vorzüge zwischen ihnen und den Patrietern statt fand, immer stärker, und sie würden eine Regierungsveränderung, welche den Uebermuth des privilegierten Standes niedergedrückt hätte, gewiß nicht ungern gesehen haben. Hierdurch wurde der Senat, bey der damaligen kritischen Lage des Staates, bezwogen, alle Mühe anzuwenden, um sich der Liebe der Bürgerschaft zu versichern. Man kaufte Getreide auf, um dem Mangel, woran die meisten gemeinen Bürger litten, durch
wohl:

wohlfeile Preise abzuheffen; man wälzte die mehresten Abgaben auf die Reichen. Dieß bewirkte, daß selbst die gefährliche Lage der Stadt die innere Ruhe nicht stören, daß sie den Abscheu für die Königswürde nicht unterdrücken konnte. Alle Bürger Roms waren von dem Wunsche, die Freyheit des Vaterlandes zu vertheidigen, auf das stärkste beseelt, und dieser Wunsch gieng in erstaunenswürdige Beyspiele von Muth und Tapferkeit über.

Porsena war (507) mit seiner großen Anzahl von Truppen den Schaaren der Römer so sehr überlegen, daß er sie zum Rückzuge in die Stadt nöthigte. Schon war er im Begriffe, über die hölzerne Brücke, welche über die Tiber führte, in die Stadt selbst einzudringen; aber ein entschlossener Römer, Horatius, vereitelte seinen Anschlag. Er und noch zwey andre tapfere Männer thaten am Eingange der hölzernen Brücke den andringenden Petruviern so lange Widerstand, bis die Brücke hinter ihnen abgebrochen war. Jetzt blieb nur noch ein kleiner Theil, ein Balken der Brücke, übrig, und nun bath

Horaz

Horatius die zwey Helben, die bisher an seiner Seite gefochten hatten, sich gleichfalls zu entfernen. Ganz allein forderte er jetzt mit trotziger Miene, und bitterm Vorwürfen, die Anföhrer der Hetrurier zur Fortsetzung des Kampfes auf, die, nachdem sie sich einige Minuten bedacht hatten, ein großes Geschrey erhoben, und ihre Wurffspieße nach ihm schleuderten. Dieser Menge von Wurffspießen hielt Horatius seinen Schild entgegen. Das Gedränge wurde aber immer lebhafter, und Horatius war in Gefahr zu unterliegen, als der letzte Balken der Brücke einstürzte, als das Freudengeschrey der Römer ihm die Ausföh-
 rung seines Anschlages verkündigte. Horatius sprang nun mit seiner ganzen Rüstung in den Fluß, und erreichte, unter einem Regen von Pfeilen, glücklich das jenseitige Ufer. So rettete sein Muth und seine Entschlossenheit den römischen Staat von seinem Untergange. Er hatte im Gefechte ein Auge eingebüßt; daher bekam er den Beynahmen Cocles (mit einem Auge). Der Staat wollte dem so verdienstvollen Manne seine Dankbarkeit beweisen; daher ließ er ihm auf dem Versammlungsplatze eine Bildsäule errichten; daher

daher schenkte er ihm einige Länderey. Doch auch die Privatleute wollten den Horatius von ihrer Erkenntlichkeit überzeugen. Da er nun in sehr dürftigen Umständen lebte, so bestrebte sich jedermann, diesem Mangel abzuhelfen.

Porsena, der durch den Horatius abgehalten worden war, sich über die Brücke einen Weg in die Stadt zu bahnen, setzte nun auffer derselben über die Tiber, und schloß den Hauptsiß der Römer auf allen Seiten ein. Schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß sich die Römer durch eine anhaltende Einschließung würden zur Unterwerfung gezwungen sehen. Der Gedanke an dieselbe war einem jungen Patricier, C. Mucius, unerträglich. Er faßte den kühnen Entschluß, den König der Hetrurier zu tödten. In dieser Absicht schlich er sich, in hetrurischer Kleidung, mit einem Dolche unter seinem Gewande, in das Lager des Porsena. Eben wurde bey dem Hauptquartiere der Sold ausgeheilt. Das Gedränge war also lebhaft. Neben dem Porsena saß sein Staatssecretär, der sich in Ansehung der Kleidung wenig von

Galletti Weltg. 3r Theil. O ihm

ihm unterschied. Mucius sah, daß er sehr beschäftigt war; daß die Soldaten sich ihm vorzüglich näherten. Da er nun nach dem eigentlichen Könige nicht erstlich lange forschen konnte, so stieß er seinen Dolch in die Brust desjenigen, den er für den König hielt. Der Secretär stürzte nieder, und Mucius, der sich mit seinem blutigen Dolche durch den erschrockenen Haufen der Anwesenden den Rückweg bahnte, wurde von der Leibwache des Porsena ergriffen, und vor den Sitz desselben gebracht. Er sprach hier mit eben der Entschlossenheit, mit der er gehandelt hatte. Er kündigte dem erzürnten Monarchen an, daß er zwar nicht nöthig habe, wegen einer Schlacht, besorgt zu seyn; daß aber noch eine große Anzahl von Jünglingen seiner Nation sich gegen das Leben des Feindes ihres Vaterlandes verschworen hätte. Porsena drohete ihm mit der Feuer-; Marter, wenn er die Theilnehmer seines Anschlages nicht kund machen würde. Mucius, der ihn überzeugen wollte, wie wenig körperliche Schmerzen auf seinen Geist Eindruck machten, stieß seine Hand in eine glühende Opferpfanne, die auf einem Altare stand, und schien auf

die

die Qual, die ihm dadurch verursacht wurde, gar nicht zu achten. Der darüber äusserst erstaunte Porsena sprang von seinem Sitze herab, und befahl, den bewunderungswürdigen Römer vom Altare zu entfernen. Er pries seine Unererschrockenheit, und schickte ihn seiner Nation zurück. Da Mucius durch diese freywillige Aufopferung seine rechte Hand verlohren hatte, so hieß er seit der Zeit der Linkhändige (Scaevola). Porsena hatte nun von dem Muthe und von der Entschlossenheit der Römer einen so hohen Begriff bekommen, daß er dadurch bewogen wurde, der tarquinischen Königsfamilie seinen fernern Beystand zu entziehen, und mit dem römischen Staate Frieden zu machen.

Für diesen Frieden gaben ihm die Römer ein Stück Land; auch lieferten sie ihm zehn Jünglinge, und eben so viel Mädchen, als Geiseln, aus. Eins von den letzten, Clodia, beredete die übrigen, sich der Aufsicht der Etruscer zu entziehen, und in das geliebte Vaterland zurückzukehren. Die Mädchen schwammen, des Pfeilregens der Etruscer ungeachtet, glücklich über die Tiber. Doch der edelsten

kende Consul Valerius schickte sie dem Persena wieder zurück. Seine musterhafte Denkart, und der Muth der Clodia, machte auf den etruscischen König so viel Eindruck, daß er dem entschlossenen Mädchen die Erlaubniß gab, nicht nur selbst nach Rom zurückzukehren, sondern auch einige von den Jünglingen, die ihm als Geiseln ausgeliefert worden waren, mitzunehmen, und sie wählte die jüngern, deren zartes Alter den Beleidigungen sich am wenigsten entziehen konnte. Solche uneigennützig, edle Gesinnungen besaßen damals die Römer!

Mucius, dem die Römer den Frieden mit dem Persena verdankten, wurde mit einem Stücke Land belohnt, und die verdienstvollsten Männer dieses Zeitalters priesen sich glücklich, vom Staate eine solche Belohnung zu erhalten. Da herrschte aber auch noch kein Reichthum, kein Luxus in Rom; da starb Valerius der Bürgerfreund, der mehr als einmahl Consul gewesen, so arm, daß man ihn auf Kosten des Staates begraben mußte, und dennoch hatte Rom nicht leicht einen vortrefflichern Feldherrn, einen eifrigern Patrioten, einen tugends

tugendhaftern Bürger. Männer von ähnlichen Gesinnungen fanden sich indessen unter den damaligen Römern noch viele, und da war keiner, der in seiner Brust nicht das glühende Verlangen hegte, der Vertheidigung der Freyheit seines Vaterlandes die äuffersten Kräfte aufzuopfern. Was ließ sich da von einem Volke erwarten, welches auf 150,000 freye Bürger zählte? Wie ehrenvoll war es nicht für denjenigen, der sich diesen tapfern Leuten zugesellen durfte? Durch diesen Gedanken wurde Appius Claudius, einer der reichsten und angesehensten Sabiner, bewogen, nach Rom zu ziehen. Es folgten ihm 5000 Familien nach. Appius Claudius wurde unter die Senatoren aufgenommen; auch erhielt er 25 Acker Land. Von den übrigen Sabinern bekam jeder nur 2 Acker, und die neuen Ansiedlinge nahmen den vierten Theil der ganzen Stadt ein. Die Sabiner, welche mit den Römern damals Krieg führten, wurden durch den Abzug des Appius Claudius merklich geschwächt. Die Römer drangen (502) bis zu ihrer Hauptstadt Cures vor, besiegten sie in einer Schlacht, in welcher über 10,000 Sabiner getödtet und 4000 verwundet wurden.

den, und schwächten sie dadurch so sehr, daß sie den Frieden mit Getreide, Geld und zehn tausend Aekern Land erkaufen mußten.

So ein Friedensschluß war ein reizendes Mittel, den Muth der Römer anzufeuern, und an Gelegenheiten, diesen Muth zu beweisen, fehlte es gar nicht. Die Oberhäupter der benachbarten Nationen brauchten eben keine große Klugheit, um einzusehen, daß die anwachsende Macht des römischen Staates ihnen sehr gefährlich werden könnte. Sie mußten also den Wunsch fühlen, dieser Macht zu rechter Zeit entgegen arbeiten zu können. Hierzu kam, daß die übermüthigen Römer sie manchmal kränkten und beleidigten. Schon aus diesem Grunde zeigten sie sich bereitwillig, die vertriebene Königsfamilie der Römer zu unterstützen. Dieß thaten besonders die nächsten Nachbarn derselben, die Lateiner. So ansehnlich die Macht der vereinigten lateinischen Völker war, so hätten die Römer doch nicht Ursache gehabt, sich vor derselben zu fürchten, wenn sie auf die guten Gesinnungen ihrer gemeinen Bürger hätten rechnen können. Allein es herrschte zwischen den Ple-

bejern

bejern und Patriciern, oder den vornehmen Familien, welche die Regierung an sich gerissen hatten, damahls eine lebhafte Mißthelligkeit, welche das drückende Verfahren, welches die letztern gegen die erstern sich erlaubten, zur Ursache hatte.

Die meisten Plebejer befanden sich damahls in einer dürftigen Lage. Die Länderey, die sie hatten, war nicht groß genug, um ihnen ihr Jahrbrod zu gewähren. Sie mußten daher den Patriciern, welche die meisten Aecker besaßen, das Getreide abkaufen. Wenn sie nun, wie dieß oft geschah, das Geld schuldig blieben, so wurden sie von ihren patriotischen Gläubigern unbarmherzig behandelt. Die Liebe für den Staat, der sie so wenig glücklich machte, verschwand daher allmählig, und sie nahmen sich vor, nicht eher wieder in den Krieg zu ziehen, als bis ihnen ihre Schulden würden erlassen seyn. Die Reichen und Vornehmen, meynten sie, möchten einen Staat, in welchem blos auf ihren Vortheil Rücksicht genommen würde, allein vertheidigen. Die Senatoren befanden sich in großer Verlegenheit. Die Lateiner droheten, und die Bürger woll:

wollten nicht fechten. Schlau besannen sie sich endlich auf ein Mittel, daß seine Wirkung nicht verfehlte. Sie trugen der Bürgerversammlung vor: die gegenwärtigen Umstände wären so bedenklich, daß sie es nöthig machten, ein uneingeschränktes Oberhaupt zu ernennen. Dieses einzige Oberhaupt, welches man einen Dictator nannte, sollte aber seine große Gewalt, um sie nicht mißbrauchen zu können, nicht länger als ein halbes Jahr ausüben. Die gemeinen Bürger wurden durch diesen listigen Vorschlag der Vornehmern so überrascht, daß sie ihm nicht widersprachen; und Rom erhielt jetzt (497) zum erstenmahl einen Dictator, der sich einen Gehülfen, einen sogenannten General der Cavallerie (Magister Equitum) erwählte. In der Folge kam die Gelegenheit, einen Dictator zu ernennen, sehr oft. Man ernannte ihn manchmal einer sehr unbedeutenden Ursache wegen, und seine Bestimmung bestand zuweilen bloß darin, daß er zur Versöhnung der Götter, deren Zorn irgend ein unglückliches oder gefährliches Schicksal der Stadt Rom anzukündigen schien, in die Wand des Capitolstempels einen Nagel einschlagen mußte.

Das

Damahls aber war die Ernennung eines Dictators für Rom sehr wichtig. Die Plebejer ließen sich jetzt willig anwerben, und die Lateiner wurden am See Regillus (bey dem jetzigen Frascati) so nachdrücklich geschlagen, daß sie 30,000 Mann verlohren, und daß sie sich glücklich schätzen mußten, die alte Verbindung mit den Römern wieder erneuern zu dürfen. Tarquin, der nun nirgends mehr Schutz fand, brachte die noch übrigen Tage seines Lebens in Campanien zu, wo er (496) im neunzigsten Jahre seines Alters starb.

Rom, das nun von Seiten der tarquintischen Familie ganz unbesorgt war, hatte in seinem Innern mit Unruhen zu kämpfen, die sehr bedenklich waren. Die Patricier kehrten, als die Kriegsgefahr verschwunden war, zu ihrer vorigen harten Behandlung der plebejischen Schuldner zurück. Diese waren aber nicht vermögend, sich von diesem drückenden Zustande zu befreien, weil es ihnen an Erwerbsmitteln fehlte; denn in einem Staate, wie damahls der römische war, wo keine Manufacturen und kein Handel den Einwohnern desselben reichliche Nahrungsquellen öffnete,

bleib

blieb diesen weiter nichts, als der Ertrag des
 Ackerbaues und der Viehzucht übrig, und dies
 ser Ertrag war für die gemeinen Bürger
 äusserst eingeschränkt, weil sie zu wenig Län-
 derey besaßen. Die Zahl der römischen Bür-
 ger war nemlich, nach Verhältniß des Ge-
 treidelandes des römischen Staates, zu groß.
 Man suchte man zwar diesem Mangel dadurch
 abzuhelfen, daß man die bezwungenen Völker
 allemahl zur Abtretung einer gewissen Anzahl
 von Aeckern nöthigte; aber diese Aecker wur-
 den sehr ungleich ausgetheilt. Man machte
 nemlich drey Theile aus denselben. Der
 erste war zur Vergütung der Kriegskosten be-
 stimmt, und dieser wurde verkauft: den zwey-
 ten Theil vertheilte man unter die armen
 Bürger, und der dritte wurde zur Weide
 übrig gelassen. Die Patricier wußten aber
 allerley Mittel, sich den größten Theil dieser
 Länderey zuzueignen. Das zur Vergütung
 der Kriegskosten bestimmte Land wurde ihnen
 für einen geringen Preis zugeschlagen, und
 auch von demjenigen, was man unter die
 Plebejer austheilte, verwandelte sich noch man-
 ches in ihr Eigenthum, weil es ihnen die
 neuen Besitzer desselben zur Bezahlung der
 Schul-

Schulden überlassen mußten. So befand sich der größte Theil der Länderey in den Händen der Vornehmen, die das Schicksal der gemeinen Bürger ganz in ihrer Gewalt hatten.

Die gemeinen Bürger waren es endlich überdrüssig, sich von den Vornehmen tyrannisiren zu lassen. Ihr Murren wurde immer lauter. Man fand es daher für nöthig, einen Mann zum Consul zu wählen, der als ein eifriger Vertheidiger der Rechte der Patricier bekannt war. Dieß was Appius Claudius, das Oberhaupt der Sabiner, die sich nach Rom gewendet hatten. Um seinen aristokratischen Eifer aber zu mäßigen, gab man ihm den sanftmüthigen und leutseligen Servilius, der die Liebe der gemeinen Bürger hatte, zum Collegen. Servilius gab sich alle Mühe, die Vornehmen von der Nothwendigkeit, die gemeinen Bürger weniger hart zu behandeln, zu überzeugen. Appius Claudius widersprach ihm jedoch sehr lebhaft, und schalt ihn einen Schmeichler, einen Slaven des Pöbels. Diese innerliche Gährung blieb den benachbarten Völkern nicht unbekannt. Die Völcker hielten sie für eine günstige Gelegenheit,

heit,

heit, der neuen Republik einen heftigen Stoß zu versetzen. Sie rückten (495) mit ihrer ganzen Macht heran. Die gemeinen Bürger benutzten diesen Umstand, um es den Patriciern fühlbar zu machen, daß sie ihres Veystandes nicht entbehren konnten. Sie wollten sich durchaus nicht unter die Fahnen stellen. Während daß sie auf dem Versammlungsplatze ihre Unzufriedenheit äusserten, erschien ein alter, lang gewachsener, magerer, blasser Mann, mit tief eingesunkenen Augen, und einem langen Barte, mit schweren Ketten beladen. Das Volk drängte sich um ihn her, und mancher erkannte in ihm einen braven Krieger, der sich in den ersten Gliedern der Legionen durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Schon der bloße Anblick desselben erregte Mitleiden; als aber der ehrwürdige Krieger erzählte, wie er in 28 Treffen sein Leben für das Vaterland gewagt; wie er, durch die Plünderung der Feinde der Einkünfte seines kleinen Erbguthes beraubt, sich genöthigt gesehen hätte, Schulden zu machen, und zur Bezahlung derselben sein Guth zu verkaufen; wie er von dem noch nicht völlig befriedigten Gläubigern nebst seinen zwey Kindern

dern in das Gefängniß geschleppt, und un-
 barmherzig behandelt worden wäre — wie er
 seinen von den Peitschenhieben noch wunder
 Rücken, wie er die Narben der rühmlichen,
 im Kampfe für das Vaterland erhaltenen
 Wunden zeigte, da erstieg der Unwille des
 Volkes die höchste Stufe; da ertönten tausend
 Verwünschungen über die Patricier; da erhob
 sich ein so schreckliches Geschrey, daß die ver-
 sammelten Senatoren zitterten; da eilten die
 Leute von allen Seiten nach dem Versamm-
 plätze. Die Wuth der gemeinen Bürger war
 fast gränzenlos. Jeder, der sich ihnen wider-
 setzte, wurde niedergemacht. Appius Claudius
 schlich sich nach Hause. Servilius drängte
 sich, aller consularischen Ehrenzeichen beraubt,
 unter den dicksten Haufen, umarmte den ei-
 nen, liebkosete den andern, bezeigte allen sehr
 inniges Mitleiden, und beschwor sie mit Thrä-
 nen, ruhig zu seyn. Aber alles dieses bewirkte
 nichts, bis er im Nahmen des Senats das
 Versprechen von sich gab, daß ihren Beschwer-
 den abgeholfen werden sollte; bis ein Herold
 ausrief: niemand sollte einen Schuldner strenge
 behandeln, so lange der Senat nicht würde
 darüber entschieden haben. Nun gab sich zwar
 Ser-

Ser-

Servilius alle Mühe, die Senatoren zu einem gefindern Verfahren umzustimmen; aber er konnte nicht durchdringen.

Indessen rückten die Volsker näher. In dieser ängstlichen Lage ließ man eine Verordnung bekannt machen, daß kein Bürger durch den Verhaft abgehalten werden sollte, Kriegsdienste zu thun, und daß während des Feldzuges kein Gläubiger die Güther und die Familie seines Schuldners in Anspruch nehmen sollte. Diese Verordnung wirkte so vortrefflich, daß in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer beisammen war. Servilius drang siegreich in das Gebieth der Volsker ein, eroberte und plünderte eine von ihren Hauptstädten, und hieb alle wehrhaften Leute nieder. Er glaubte nun auf einen feyerlichen Einzug, einen Triumph, Anspruch machen zu können; allein der neidische Appius Claudius stellte dem Senate vor, daß man diese Ehre einem, der sich um die Gunst der gemeinen Bürger so sichtbar bewerbe, nicht zugestehen müsse. Die Ehre des Triumphes wurde also dem Servilius verweigert. Diesen kränkte das ungerechte Verfahren auf die empfindlichste Art. Er wollte sich

sich

sich die Belohnung seiner Tapferkeit durchaus nicht entziehen lassen. Da nun ein Feldherr, der einen Triumph verlangte, vorher nicht in die Stadt kommen durfte, so lud er die Bürger vor das Thor zu einer Versammlung ein, und diese riefen ihm zu: er könne in dieser Sache nach seinem Belieben verfahren. Hierauf zog Servilius, begleitet von seinem Heere und von der Bürgerschaft, feyerlich in die Stadt ein.

Jetzt wollte Servilius das Versprechen, wegen der Erlassung der Schulden, zur Erfüllung bringen; aber der Senat widersprach ihm, auf Antrieb des Appius Claudius, so lebhaft, daß er nichts ausrichtete. Der gutmüthige Servilius hatte freylich nicht Standhaftigkeit genug, um den Bemühungen des entschlossenen Appius Claudius nachdrücklich entgegenarbeiten zu können. Da nun die Plebejer sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen; da so mancher von ihnen in das Schuldengefängniß wieder zurückwandern mußte, so brach ein neuer Verm aus. Dieser war um so gefährlicher, als die Volscer mit einem neuen Kriege droheten, und die Sabiner sich empörten. In
die

dieser Verlegenheit half sich der Senat durch die Ernennung eines Dictators, des Marcus Valerius, eines Bruders des Bürgerfreundes. Dieser brachte es durch Klugheit dahin, daß ein Heer von 50,000 Mann zusammen kam. Ueberall wurde gesiegt. Als aber die Patricier die harte Behandlung der Schuldner nicht aufgeben wollten, legte der wackere Valerius seine Dictatorwürde nieder.

Der Senat glaubte die laute Unzufriedenheit der gemeinen Bürger nicht glücklicher unterdrücken zu können, als wenn er die Consuln mit der Armee in das Feld rücken ließ. Allein die Soldaten merkten seine Absicht sehr bald. Sie zogen, ohne auf den Befehl ihrer Officiere zu achten, mit ihren Fahnen auf eine Anhöhe, die drey Meilen von Rom, jenseits des Anio, lag. Hier schlugen sie ihr Lager auf, und wählten sich den Sicinnius Bellutus, einen gemeinen Bürger, zum Oberanführer. Vergebens ermahnten sie die Consuln und die Officiere, zurückzukehren; vergebens schickte der Senat zweymahl Abgeordnete an dieselben, um ihre Gesinnungen umzustimmen. Sie hatten sich vorgenommen,

sich

sich in eine Lage zu versetzen, in der sie gegen die Bedrückungen der Patricier völlig gesichert seyn möchten. Diese Absicht hofften sie durch besondere Vorsteher zu erreichen, deren Pflicht es seyn sollte, für die Behauptung ihrer Rechte sorgfältig zu wachen. Diese Vorsteher mußte ihnen der Senat wirklich zugestehen. So bekannt die gemeinen Bürger (493) ihre Vorsteher, die man Bürgertribunen nannte. Es waren ihrer anfangs nur fünf; aber schon wenige Jahre nachher wurde ihre Anzahl verdoppelt. Durch eine besondere Verordnung, die man noch im Lager auf dem heiligen Berge machte, erklärte man ihre Personen für heilig, das ist, für solche, an welchen sich niemand sollte vergreifen können. Alle Römer mußten die Beobachtung dieser Verordnung beschwören. Diese Tribunen, die allezeit aus den gemeinen Bürgern, den Plebejern, gewählt wurden, saßen anfangs an der Thür des Senatsaales, um allen Schläffen der hohen Versammlung, welche den gemeinen Bürgern nachtheilig waren, auf der Stelle widersprechen zu können. Sie standen alsdann auf, und sprachen das Wort: Veto! aus. In den Saal durften sie eigentlich nicht eher kommen, als bis sie

Galletti Weltg. 3r Th. P die

die Consuln, wegen Angelegenheiten der Bürger, zu sprechen verlangten; sie wußten sich aber bald im Versammlungsfaale selbst einen Sitz zu verschaffen. Ihre Gewalt war sehr groß, aber nur auf die Stadt, oder höchstens auf eine Meile im Umkreise, eingeschränkt. Sie beriefen die Bürger zusammen, ließen Gesetze und Verordnungen machen, und verschafften sich, von den gemeinern Bürgern unterstützt, ein solches Ansehn, daß sie dem Senate höchstfurchtbar wurden. Freylich hatten sie dabey ein sehr zwangvolles Leben. Sie durften keinen Tag, ja keine Stunde, von der Stadt abwesend seyn, und nur am Laetinerfeste fand eine Ausnahme statt; auch mußte ihre Hausthür Tag und Nacht offen stehen. Gleich in den ersten Zeiten ihres Amtes legten sie sich, mit Bewilligung des Senates, zwey Gehülffen zu, welche die Politzeygeschäfte besorgen sollten. Diese hießen Aedilen, weil sich ihre Aufsicht hauptsächlich über die Gebäude (Aedes) erstreckte. Es gab auch zwey solche Aedilen von patricischem Stande; jene wurden daher Bürgeraedilen genannt.

So suchten die gemeinen Bürger ihre Rechte zu sichern; und die Tribunen ließen sich eifrig angelegen seyn, diese Rechte zu vermehren. Dieß verursachte zwischen den Patriciern und Plebejern manchen harten Kampf. Eine der hartnäckigsten Streitigkeiten dieser Art veranlaßte Cajus Marcius, der sich durch die Eroberung der Stadt Corioli, des Hauptortes der Volser, den Namen: der Coriolaner, erworben hatte. Dieser Marcius war ein strenger Aristokrat, der bey allen Gelegenheiten das Bestreben äusserte, den Stand der gemeinen Bürger zu unterdrücken. Dieß bewies er unter andern bey einem Getreidemangel, den die Vernachlässigung des Ackerbaues, zur Zeit des Lagers auf dem heiligen Berge, veranlassen half. Man kaufte von den benachbarten Völkern Getreide. Dieß war jedoch nicht hinlänglich. Endlich ließ man aus Sicilien eine große Menge Getreide kommen. Da es die ärmern Bürger nicht bezahlen konnten, so that man den Vorschlag, es sehr wohlfeil zu verkaufen, oder gar umsonst unter sie auszutheilen. Diesem Vorschlage widersetzte sich aber Marcius Coriolanus aus allen Kräften; wenigstens

billigte er ihn blos unter der Bedingung, daß die Bürgertribunen, die sich ihres Standes mit so trotzigem Eifer annahmen, wieder aufhören sollten. Die Tribunen reizten nur die gemeinen Bürger zum Aufstande. Schon wollten sie in den Senatsaal dringen, um den Coriolanus ihrer Wuth aufzuopfern. Die Tribunen stellten ihnen aber vor, daß sie ihrer Rache auf eine ordnungsmäßigere Art Gnüge leisten könnten, wenn dem Coriolanus von ihrer Versammlung der Proceß gemacht würde. Sie veranstalteten eine Versammlung der Tribus. Hier gieng es nicht, wie bey den Centurienversammlungen*), nach dem Vermögen; vielmehr hatte jeder Bürger so viel Recht als der andre. Das Schicksal des Coriolanus hieng also von den meisten Stimmen, und folglich von den gemeinen Bürgern, ab. Doch Coriolanus weigerte sich, vor der Tribusversammlung zu erscheinen. Die Tribunen suchten sich zwar seiner Person mit Gewalt zu bemächtigen; die jungen Patricier, die sich um ihn her versammelt hatten, trieben sie

*) Th. II, S. 109.

sie aber zurück. Die Tribunen ließen sich durch den Umstand, daß sie den Coriolanus nicht in ihre Gewalt bringen konnten, aber nicht abhalten, ihm dennoch den Proceß zu machen. Von 21 Tribus stimmten 16 gegen ihn. Coriolanus vertheidigte sich jetzt mit eben so vieler Freymüthigkeit, als Bescheidenheit. Aber die Tribunen brachten es doch dahin, daß er aus dem römischen Staate verwiesen wurde. So maßte sich die Bürgerversammlung das ihr schon durch den Consul Valerius Publicola zugesicherte Recht an, das Schicksal der vornehmsten Männer zu entscheiden.

Coriolanus glaubte sich an seinen undankbaren Landsleuten nicht nachdrücklicher rächen zu können, als wenn er bey ihren Erzfeinden, den Volscern, seine Zuflucht suchte. Nachdem er von seiner Familie, und vornehmlich von seiner Mutter Veturia, und seiner Gemahlin Volumentia, während Abschied genommen hatte, wanderte er, nur von wenigen Eltenten begleitet, zum Thore hinaus, ohne auf die große Anzahl von Patriciern, die ihm bis an das Thor folgten, einen freundlichen Blick zu werfen. Er gieng zuerst auf ein ihm

zugehörendes Haus nicht weit von Rom. Von hier begab er sich verkleidet nach Antium, der Hauptstadt der Volscer. Es war Abend. Coriolanus gieng sogleich in das Haus des Attius Tullus, des Oberhauptes der Volscer. Mit verhälttem Angesichte setzte er sich hier bey dem Altare der Hausgötter nieder. Man meldete es dem Tullus, daß ein Fremder von majestätischem Ansehn in sein Haus gekommen wäre. Er eilte, den Fremden zu sprechen. Coriolanus entdeckte sich ihm, und entdeckte ihm zugleich sein Verlangen, mit Hülfe der Volscer, gegen die er ehemahls für das Vaterland gefochten hatte, an eben diesem unthankbaren Vaterlande sich zu rächen. Tullus nahm ihn mit den bereitwilligsten Gestimmungen auf, weil er sich durch ihn an den Römern zu rächen hoffte.

Coriolanus, mit welchem er das Obercommando theilte, rückte jetzt (490) an der Spitze eines zahlreichen Herres der Volscer gegen Rom heran. Dieses befand sich im lebhaftesten Gedränge. Coriolanus hatte auf seinem Anzuge die Felder der Plebejer verwüstet, und die Landgüter der Patricier dagegen verschont.

Ganz

Ganz natürlich entstand bey jenen der Gedanke, daß Coriolanus durch seine Standesgenossen zu diesem Marsche bewogen worden sey. Die Patrioten warfen dagegen den Plebejern vor, daß sie, durch die Verbannung des großen Feldherrn, seinen Entschluß, zu den Vossern überzugehen, erzeugt hätten. Mißtrauen und Erbitterung bewirkten nun, daß man gar keine Anstalten machte, dem Coriolanus eine Armee entgegenzustellen. Dieser rückte indessen immer näher. Auf das dringende Verlangen der Bürger beschloß endlich der Senat, mit dem Coriolanus in Unterhandlungen zu treten. Zuerst schickte man einige der vornehmsten Männer an ihn ab. Diese wurden zum ersten Mal mit einer harten Antwort abgewiesen, und das zweyte Mal gar nicht vorgelassen. Nun erschienen ehrwürdige Priester im feyerlichsten Ornate. Coriolanus empfing sie mit Ehrfurcht, gab ihnen aber kein Gehör. Endlich kam eine Dame, Valeria, die Schwester des berühmten Valerius, des Bürgerfreundes, auf den Gedanken, das Herz des Coriolanus durch seine Mutter und seine Gemahlin bestürmen zu lassen. Diese begaben sich hierauf, von den vornehmsten römischen Damen begleitet,

in

in das Lager des Coriolanus. Dieser empfing sie zwar mit allen Zeichen der Ehrerbietigkeit, aber zugleich mit dem Entschlusse, sich durch ihre Bitten und Vorstellungen durchaus nicht erweichen zu lassen. Aber die Natur siegte über seine Entschlossenheit. Kaum erblickte er seine Mutter, seine Gattin, als er in ihre Arme eilte, und Thränen flossen über ihre Freude, sich wiederzusehen. Veturia fieng an, von der Absicht ihrer Erscheinung zu sprechen. Coriolanus rufte die vornehmsten Befehlshaber der Volscer herbey, um von demjenigen, was er mit seiner Mutter sprach, Zeugen abgeben zu können. Lange widerstand er den mütterlichen Bitten und Vorstellungen; als sich aber seine Mutter, seine Gemahlin, seine Kinder vor ihm auf die Knie warfen; als die Worte, die jene hervorbrachte, von einem Strome von Thränen unterbrochen wurden; als alle die römischen Frauen, die sie begleitet hatten, zugleich in ein wehmüthiges Geschrey ausbrachen; da fühlte sich das Herz des Coriolanus von der Zärtlichkeit für seine Familie, und von der Liebe für sein Vaterland, so bestürmt, daß seine Standhaftigkeit ganz erschüttert wurde. „Ach meine Mutter

Mutter

Mutter, rief er aus, „du entwaffnest mich!“
 Indem er ihr zärtlich die Hand drückte, und sie in die Höhe hob, sagte er mit feiserer Stimme; „Rom ist gerettet, aber dein Sohn — verlohren.“ Er verabredete es hierauf heimlich mit seiner Mutter und seiner Gemahlin, daß er sich alle Mühe geben wolle, die Oberbefehlshaber der Volscer zum Abzuge, und zu einem Vergleiche mit Rom, zu bereeden. Es glückte ihm. Die Volscer ließen sich, aber nicht sowohl durch seine Vorstellungen, als durch die Hochachtung für seine kindliche Zärtlichkeit, bewegen, in ihr Land zurückzumarschieren. Aber eben die Hochachtung, in welcher Coriolanus bey den Volscern stand, schien dem Tullus so gefährlich, daß er ihn ermorden ließ. — Dieß war das Ende des vortreflichen Coriolanus, der sich, durch den allzugroßen Eifer für die Vorrechte seines Standes, aufgeopfert hatte.

Diese Vorrechte wurden von den gemeinen Bürgern immer stärker angegriffen. Unter andern war es für dieselben ein äußerst unangenehmer Gedanke, daß die Länderey, die sie mit ihrem Blute erworben hatten, meistens ein

ein

ein Eigenthum der patricischen Familien wurde. Nun war damals ein Consul, Namens Cassius, der die Unbilligkeit der bisherigen Ländereyvertheilung so lebhaft fühlte, daß er (486) den Senat aufforderte, vermittelst einer neuen Theilung, alle den Feinden abgenommenen Felder denjenigen zukommen zu lassen, die ihre gesunden Glieder, die ihr Leben für das Vaterland gewagt hätten. Sein Antrag wurde aber von den Patriciern mit großem Unwillen aufgenommen, und selbst die Tribunen trugen Bedenken, ihn zu unterstützen, weil sie eine für ihren Stand so vortheilhafte Verordnung nicht einem Consul schuldig seyn wollten. Cassius machte sich also eben so wenig bey den gemeinen, als bey den vornehmern Bürgern Roms, beliebt. Man beschuldigte ihn der Absicht, nach der Oberherrschaft gestrebt zu haben; man bewies, als er nicht mehr Consul war, daß er fremde Truppen nach Rom gebracht habe. Er wurde hierauf (485) von der Bürgerversammlung zum Tode verurtheilt, und von dem tarpejischen Felsen, hinter dem Capitolium, heruntergestürzt.

Die

Die Sache, die der unglückliche Cassius in Vorschlag gebracht hatte, die neue Vertheilung der Länderey, wurde von den gemeinen Bürgern mit solchem Eifer betrieben, daß der Senat, auf den Vorschlag des Appians Claudius, den Entschluß faßte, zehn Commissarien zu ernennen, welche diese Vertheilung einrichten sollten. Die wirkliche Ernennung dieser Commissarien verschob er aber von einer Zeit zur andern. Die Bürger bewiesen sich daher zuweilen unruhig, und sie wollten sich manchemahl nicht anwerben lassen; die schlauen Patricier wußten es aber doch immer dahin zu bringen, daß es zum Feldzuge kam. Einst (479) wollte es ihnen aber doch nicht gelingen; da nahm es die Familie der Fabier auf sich, das Vaterland gegen die Hetrurier zu vertheidigen. Caeso Fabius zog mit 300 erwachsenen Mannspersonen seiner Familie, ingleichen 4000 Freunden und Clienten, aus, und verschanzte sich an dem kleinen Flusse Cremera. Nachdem die Fabier durch ihre Streifereyen den Feinden manchen Schaden zugesügt hatten, wurden sie endlich von den Truppen der Stadt Veji überfallen, und sämmtlich niedergehauen. Ein andermahl muß

mußten die Senatoren selbst auf die Wache ziehen, weil die Plebejer nicht dienen wollten.

Da die Patricier, aller Unruhen der gemeinen Bürger ungeachtet, die neue Vertheilung der Länderey durchaus nicht zugeben wollten, so suchten die Tribunen die große Gewalt des Senats, und besonders der Consuln, so einzuschränken, daß sie ihren Entwürfen nicht mehr so nachdrücklich entgegenarbeiten könnten. Bisher hatten die Consuln die Rechtshändel entweder nach den Grundsätzen des Naturrechtes, oder nach hergebrachten Gewohnheiten, oder auch nach den Gesetzen des Romulus und seiner Nachfolger, entschieden. Aus den letztern wurde den Plebejern ein Geheimniß gemacht, und die Consuln konnten sich also eine willkührliche Anwendung derselben erlauben. Um diese unbillige Einrichtung verbannen, that (460) der Bürgertribun, C. Terentius Arsa, den Vorschlag, bestimmte Gesetze einzuführen, die den Aussprüchen der Obrigkeiten zur Richtschnur dienen, die für die Partheyen die Kraft eines Beweises haben könnten. Dieser Vorschlag fand von Seiten der Patricier, welche
die

die Absicht desselben merkten, einen lebhaftern Widerspruch. Endlich mußten sie aber dennoch nachgeben, und man schickte (454) eine Gesandtschaft nach Griechenland, um sich die vortreflichen Gesetze der Aethener, und andrer griechischen Völker, mittheilen zu lassen. Um diese Gesetze auf die römische Verfassung anzupassen, wurde (452) eine Commission von zehn Patriciern niedergesetzt, welche die Zehner (Decemviri) hießen. Während ihres Geschäftes übte die Gewalt aller übrigen Magistratspersonen auf, damit das Ansehn dieser Zehner um so größer seyn möchte.

Diese Regierung machte sich anfangs bey den gemeinen Bürger sehr beliebt. Es stellte immer nur einer von den Zehnern, und zwar nach der Reihe, denjenigen vor, der sich der Ehrenzeichen der Consuln bediente. Jeden Tag kam die Reihe an einen andern. Die neun übrigen unterschied man bloß durch eine Wache, die sie bey sich hatten. An jedem Morgen bestieg einer derselben den Richterstuhl auf dem Versammlungsplatze, und die Gerechtigkeit wurde von ihnen mit so strenger Unpartheylichkeit verwaltet, daß die Plebejer ihre

ihre

ihre Tribunen zu vergessen anfiengen. Selbst der sonst so unbiegsame Aristokrat, Appianus Claudius, bewies sich jetzt gegen die gemeinen Bürger so leutselig und gefällig, daß er, ehedem ein Gegenstand ihres Abscheues, jetzt ihr Abgott wurde. Die Römer arbeiteten auch mit Hülfe des Griechen Hermodor, der ihnen die Gesetze seiner Nation erklären mußte, so fleißig, daß sie noch vor dem Ablauf eines Jahres zehn Abtheilungen des Gesetzbuches zur Vollendung gebracht hatten. Um alles Ansehn eines eigenmächtigen Verfahrens zu entfernen, ließen sie die zehn ausgearbeiteten Abtheilungen auf eben so viele Tafeln von Eichenholz schneiden, und dieselben auf dem Versammlungsplatze öffentlich ausstellen, damit jeder Bürger seine Bemerkung darüber machen könnte. Nachdem nun die durch diese Bemerkungen veranlaßten Veränderungen gemacht worden waren, wurden die Gesetzabtheilungen der Centurienversammlung der Bürger zur Genehmigung vorgelegt, und sodann, auf metallne Säulen eingegraben, auf dem Versammlungsplatze aufgestellt.

Die damalige Regierungsverfassung Roms war für beyde Stände nicht unangenehm.

Der

Den Patriciern gefiel sie, weil sie durch diese selbe von den lästigen Tribunen befreit wurden; bey den Plebejern fand sie Beyfall, weil sie sich bey ihr vor den allgewaltigen Consuln nicht mehr fürchten durften; weil sie ihre Rechte von den Decemviren noch thätiger, als von ihrem Tribunen, beschützt sahen. Die beyden Stände ließen sich also recht wohl gefallen, daß die Zehner ihre Gewalt noch auf ein Jahr behielten, damit sie noch zwey Gesandtheilungen, die man für nöthig hielt, hinzufügen könnten. Doch Appianus Claudius ließ seine herrschsüchtigen Absichten nun schon deutlicher merken. Er schlug sich, in der Wahlversammlung, selbst zum ersten Zehner, oder zum Präsidenten derselben vor; dennoch waren die Bürger so sehr mit ihm zufrieden, daß sie seine Dreistigkeit nicht mißbilligten. Als Präsident war er berechtigt, seine übrigen neun Collegen zu ernennen. Diese waren nun lauter Leute, auf die er, bey der Ausführung seiner Plane, mit Zuverlässigkeit rechnen konnte. Unter ihnen befanden sich auch drey Plebejer, obgleich der Stand derselben, durch eine ausdrückliche Verordnung, von der Theilnahme an der

Wär:

Würde der Zehner ausgeschlossen worden war.

Bald sahen aber die Bürger, daß sie von dem listigen Appius Claudius getäuscht worden waren. Die Zehner giengen jetzt nicht mehr so freundschaftlich, wie sonst, mit den Bürgern um; sie zeigten sich vielmehr weit verschlossener und zurückhaltender. Wie erstaunten aber die Bürger nicht, als, da die Zehner (450) zum erstenmahl öffentlich erschienen, jeder derselben 12 Victoren mit den Ruthenbündeln, aus welchen das Beil hervorragte, vor sich hergehen ließ. Sonst hatten sich nur die Dictatoren, so wie ehemals die Könige, mit einem so furchtbaren Gefolge gezeigt, und jetzt marschirten auf einmahl 120 Victoren über den Versammlungsplatz. Die neue Regierung entsprach nun ihrer Ankündigung genau. Sie war so eigenmächtig, daß sich viele wackere Leute von Rom entfernten, und auf das Land begaben.

So verstrich ein Jahr. Indessen erschien der 15te May (449), der Tag, an welchem die Obrigkeitpersonen gewählt zu werden
 pfleg;

pflegten, von neuen. Die Zehner wählten sich aber selbst, ohne jemand zu fragen. Sie setzten auch ihre despotische Regierungsart so ununterbrochen fort, daß der Wunsch, sich ihrer drückenden Herrschaft zu entledigen, immer lebhafter rege wurde. Die Gelegenheit hierzu gab die wollüstige Denkart des Appian Claudius.

Unter die blühendsten Mädchen, die es damals in Rom gab, gehörte vornehmlich die Virginia, die Tochter eines gewissen Virginius, der eben sowohl wegen seiner Rechtschaffenheit, als wegen seiner Tapferkeit, bekannt war. Virginia hatte keine Mutter mehr; aber sie war vortreflich erzogen. Ihr Vater hatte sie dem Luc. Scilius, einem eifertigen Bertheidiger der Vorrechte des Bürgerstandes, zur Gattin versprochen. Das reizende Mädchen erregte aber das Liebesfeuer des Decemvirs Appian so mächtig, daß er sich alle Mühe gab, durch Geschenke und Versprechungen sich ihrer Gunst zu versichern. Aber alle seine Bemühungen wurden durch die unerschütterliche Tugend der Virginia vereitelt. Nun entwarf der Wollüstling den

Galletti Weltg. 3r Th. 2 unges

ungerechten Plan, sich der schönen Beute durch Gewalt zu bemächtigen. Virginius befand sich eben bey der Armee, die gegen die Feinde des Vaterlandes zu Felde gezogen war. Durch diesen Umstand wurde des Appius Unverschämtheit noch mehr angefeuert. M. Claudius, einer von seinen Klienten, ein Mensch von höchstniederträchtigen Gesinnungen, übernahm das Geschäft, die Virginia, als die Tochter eines seiner Leibeigenen, in Anspruch zu nehmen. Als einst Virginia die Schule auf dem Forum besuchte, wagte es Claudius, der schändliche Wollustdiener des Decemvirs, sich ihrer Person zu bemächtigen. Das arme Mädchen zitterte. Seine Aufseherin flehete die Bürger um Schutz. Es liefen viele Leute zusammen. Der Vater Virginius und der Bräutigam Icilius waren allgemein bekannt. Das Mädchen befand sich nun in völliger Sicherheit. Claudius berief sich nunmehr auf den richterlichen Ausspruch. Das Mädchen wurde vor das Tribunal des Decemvirs Appius Claudius vorgeladen. Hier behauptete der Kläger, es wäre ihm geraubt, und für eine Tochter des Virginius ausgegeben worden. Eine hierzu erkaufte Leibeigene sagte

sagte aus, daß sie die Mutter der Virginia sey. Verschiedene andere Zeugen bestätigten diese Aussage. Freunde und Verwandte des Virginius zeigten die Falschheit derselben mit den einleuchtendsten Gründen. Dennoch war der Decemvir Appius Claudius so unverschämt, daß er das Mädchen seinem Clienten Claudius zuerkannte. Der Haufe der versammelten Bürger aber schrie, die Verwandten der Virginia müßten erst gehört werden. Der Decemvir wagte es nicht, die Gewährung dieser Bitte zu verweigern. Nun erschien der Oheim Numitorius, der das Mädchen bisher unter seiner Aufsicht gehabt hatte, und bestand darauf, daß man die Ankunft des Vaters, der sich bey der Armee befände, abwarten müsse. Der Decemvir machte eine listige Einwendung. Da, sagte er, zwey Personen zugleich auf das Mädchen Anspruch machten, der eine als Vater, der andere als Herr, und jener nicht anwesend wäre: so müsse es dem letztern zugesprochen werden. Er gab hierauf Befehl, die Virginia an den Claudius auszuliefern. In dem Augenblicke drängte sich der Bräutigam Icilius durch das Volk bis an den Richterstuhl, schloß sein Mädchen

in seine Arme, und erklärte, unter den bittersten Vorwürfen, daß nichts als der Tod ihn von demselben trennen sollte. Der Decemvir gab hierauf seinen Victoren Befehl, den Scilius zu entfernen, und sich der Virginia zu bemächtigen. Allein das Volk stürzte sich über die Victoren her, und nöthigte den Claudius, seine Zuflucht bey dem Nichtsthule zu suchen. Der Decemvir stellte sich hierauf, als wenn er, durch die Bitten seines Klienten Claudius bewogen, die Entscheidung dieses Streites bis auf die Ankunft des Vaters versparen wollte. Sogleich schickte Scilius seinen Bruder, und Numitorius seinen Sohn ab, um den Virginius geschwind herbeyzuholen. Diese Abgeordneten beschleunigten ihre Reise so sehr, daß sie dem Befehle des Decemvirs, den Virginius in Verhaft zu nehmen, zuvor kamen. Virginius langte glücklich zu Rom an.

Als der Morgen des Tages erschien, an welchem dieser sonderbare Rechtshandel entschieden werden sollte, führte Virginius seine Tochter, in tiefe Trauer gehüllt, und von vielen ehrbaren Frauen begleitet, auf den Versammlungsplatz. Auch Scilius stellte sich ein.

etr. Alle Anwesenden waren durch die beschwerden Klagen des Virginius, und durch die heftigen Aeußerungen des Icilius, theils gerührt, theils aufgebracht. Appius, den es gewaltig ärgerte, daß Virginius, seiner Gegenanklagen ungeachtet, dennoch nach Rom gekommen war, bestieg, von einer großen Anzahl seiner Anhänger begleitet, den Nichtstuhl. Claudius brachte seine Gründe zuerst vor, und stellte verschiedene Zeugen auf. Virginius bewies jedoch, daß des Claudius Vorgeben höchstunwahrscheinlich wäre, und einige der angesehensten Frauen sagten aus, daß sie die Mutter der Virginia, die das Mädchen gekauft haben sollte, schwanger gesehen, daß sie derselben bey ihrer Niederkunft Hülfe geleistet, daß sie die Virginia an ihrer Brust gesehen hätten. Da Appius Claudius bemerkte, daß die Anwesenden von den Beweisen des Virginius ganz überzeugt schienen, und daß Claudius nichts darauf zu antworten wußte, nahm er selbst das Wort, und erklärte mit der unverschämtesten Dreistigkeit, daß die Behauptung seines Klienten ganz richtig wäre; daß ihm der Vater des Mädchens das Geheimniß auf seinem Todbette anvertraut habe,

habe,

habe, und daß er also kein Bedenken trage, dem Claudius sein Eigenthum zuzusprechen. Ueber dieses höchstungerechte und grausame Urtheil wurde Virginius so aufgebracht, daß er vor Zorn zitterte, daß er dem Decemvir die bittersten Vorwürfe machte. Die Anwesenden brachen in ein lautes Geschrey aus, welches ihren Entschluß, dem unglücklichen Vater der schönen Virginia mit Gewalt Beystand zu leisten, anzukündigen schien. Jetzt richtete der Decemvir erst einen Blick auf die den Nichtstuhl umgebende Schaar seiner Anhänger, um ihre Kräfte zu messen; sodann sagte er mit drohender Stimme zu den Anwesenden: er wüßte es sehr wohl, daß man sich verschworen hätte, einen Aufstand zu erregen; aber es fehle ihm weder an Macht, noch an Entschlossenheit, diejenigen auf das nachdrücklichste zu bestrafen, welche nur im geringsten die Absicht verrathen würden, die öffentliche Ruhe zu stören. Man möchte sich daher entfernen, und Claudius möchte seine Leibeigene nur mitwegnehmen, und diejenigen, die ihn daran verhindern wollten, durch seine Wache zurücktreiben. Das über des Decemvirs entschlossene Drohungen erschrockene Volk

wich

wich zurück, und Virginia stand jetzt als eine von jedermann verlassene Weite da. Da ihr unglücklicher Vater sah, daß seine Tochter durch nichts mehr gerettet werden konnte, näherte er sich dem hartherzigen Decemvir, bath er ihn mit der sanftesten Stimme wegen der heftigen Ausdrücke, die ihm das erste Gefühl seines Schmerzes abgepreßt hätte, um Verzeihung, fügte er die Bitte hinzu, daß er ihm, zu seinem Troste, nur noch erlauben möchte, in Gegenwart des Mädchens, mit dessen Aufseherin über die Sache zu sprechen. Appius konnte ihm die Gewährung dieser Bitte nicht versagen. Hierauf schloß Virginius seine Tochter in die Arme, trocknete ihre Thränen ab, führte sie zu einer Messergsbude, ergriff ein daselbst liegendes Messer, und stach es ihr mit den Worten: „dieß ist, o Tochter, das einzige Mittel, deine Freyheit zu retten!“ in die Brust. Nun zeigte er das noch vom Blute des schönen Mädchens rauchende Messer hin, und sagte: „bey diesem Blute weihe ich dich, o Appius, und deinen Kopf, den unterirdischen Göttern!“ Der Decemvir befahl der Wache, sich seiner zu bemächtigen; aber er drängte sich, mit dem Mess-

Mess-

Messer in der Hand, durch das Volk, das ihm willig Platz machte, bis zum Thore hinaus, wo er sich auf sein Pferd schwang, und dem Lager zuellte. Icilius und Numitorius zeigten dem Volke die blutige Leiche des Mädchens, und forderten es zur Rache auf. Appius, der alle Bestimmungskraft verlohren zu haben schien, begab sich nach Hause, und schickte von da seine Victoren auf das Forum, um sich des Icilius zu bemächtigen, und die Leiche der Virginia wegzuschaffen. Allein das Volk fiel über die Victoren her, zerbrach ihre Rutenbündel, und jagte sie fort. Nun erschien Appius selbst an der Spitze einer ausgelesenen Schaar junger Patricier; aber auch er mußte zurückweichen, und er sah sein Ansehn so sehr vermindert, und seine Person so sehr in Gefahr, daß er sich verbarg.

Indessen hatte Virginius, der von 400 Bürgern begleitet, in das Lager gekommen war, den Unwillen der Armee so lebhaft reg gemacht, daß die Soldaten, ohne auf den Befehl der gebiethenden Zehner zu achten, mit ihren Fahnen nach Rom zogen. Hier
verz

verschanzten sie sich auf dem aventinischen Berge, und erklärten, daß sie ihre Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis die Zehner abgeschafft, und die Tribunen wieder eingeführt wären. Sie wählten, auf den Vorschlag des Virginius, zehn Kriegstribunen. Zu diesem Heere stieß noch ein andres, welches gleichfalls zu Felde gewesen war. Da es den Soldaten zu lange währte, ehe sich der Senat zur Absetzung der Zehner entschließen wollte, zogen sie, um ihn noch mehr in Verlegenheit zu bringen, mit ihren Weibern und Kindern aus Rom aus, und verschanzten sich auf dem heiligen Berge. Rom stand nun fast ganz leer. Der Senat mußte nachgeben. Die Zehner erschienen auf dem Versammlungsplatze, und legten, zur großen Freude aller Bürger, ihr Amt nieder. Die Armee zog hierauf wieder nach Rom zurück, und ernannte 10 Tribunen, unter welchen Virginius, Icilius und Numitorius die ersten waren. Die Bürgerversammlung wählte wieder zwey Consuln, den L. Valerius und den M. Horatius, die als eifrige Gönner der gemeinen Bürger bekannt waren. Diese setzten auch einige Verordnungen durch, die zum

zum

zum Vortheile der Plebejer, der römischen Verfassung eine andere Gestalt gaben. Bis her hatten die Beschlüsse der Tribusversammlungen der Bürger, bey welchen die gemeinen weit mehr Stimmen als die vornehmen hatten, nur für jene eine Verbindlichkeit erzeugt. Jetzt wurde aber ausgemacht, daß sich diese Verbindlichkeit auf alle Bürger des römischen Staates erstrecken sollte. Sonst masten sich manche Obrigkeitspersonen eine so große Gewalt an, daß sie behaupteten, man könne sich von ihren Aussprüchen nicht auf die Bürgerversammlung berufen. Diese Anmaßung wurde aber nun aufgehoben, und man drohete sogar demjenigen, der dieser Verordnung zuwider handeln würde, mit dem Tode. Hierdurch befestigten sich die Bürgertribunen im Besitze des Rechtes, über die wichtigsten Männer des Staates zu entscheiden. Bey dieser Gelegenheit wurde auch verordnet, daß die Beschlüsse des Senats künftig im Tempel der Ceres aufbewahrt werden sollten, damit es nicht mehr in der Gewalt der Consuln stehen möchte, eine ihren Absichten ungünstige Vorordnung wieder zu unterdrücken. So arbeitete sich der Stand der gemeinen Bürger,

oder

oder der Plebejer, immer mächtiger empor, und der einsichtsvollere Theil der Römer konnte die Folgen, die ihr glückliches Bestreben für die Verfassung des Vaterlandes hervorbringen mußte, leicht voraussehen. Das Ende der Regierung der Decemvirs bezeichnet also einen neuen Zeitpunkt in der Geschichte des römischen Staates. Appius Claudius, der durch seine despotische Regierung diesen merkwürdigen Zeitpunkt herbegezogen hatte, kam seiner Verurtheilung und Bestrafung durch den Tod im Gefängnisse zuvor.

Da durch die letzten Verordnungen das Ansehn der Bürgertribunen gewaltig erhöht worden war, so dachten die Patricier auf allerley Mittel, der Wirkung dieses Ansehns entgegen zu arbeiten. Die Tribunen hatten in dem Falle, daß die Wahlversammlung nicht einig werden konnte, die Befugniß, ihre noch fehlenden Amtsbrüder selbst zu ernennen. Dieß benutzten die schlauen Patricier, um es (448) dahin zu bringen, daß einige von ihrem Stande, alte Senatoren, die sogar schon die Consulwürde verwaltet hatten, unter die

Tri;

Tribunen aufgenommen wurden. Man merkte jedoch diese List der Patricier sehr bald, und vereitelte sie durch eine Verordnung, welche den Tribunen das Recht entzog, ihre Collegen zuweisen selbst ernennen zu dürfen. Da die gemeinen Bürger auf das Schicksal des römischen Staates jetzt immer mächtiger wirkten, so konnte ein Mann von herrschsüchtigen Gesinnungen wohl auf den Gedanken gerathen, sich mit Hilfe der Plebejer zum Oberherrn des römischen Staates aufzuwerfen. Diesen Gedanken hegte Spurius Maelius, einer der reichsten Bürger. Er kaufte, zur Zeit einer großen Theuerung (440) alles Getreide auf, das in den benachbarten Ländern vorräthig war, und theilte es unter die ärmern Bürger aus. Bald wurde sein Haus der allgemeine Zufluchtsort aller deder, die theils durch Zufall, theils durch ihre Aufführung, in dürftige Umstände gerathen waren. Die großen Zusammentünfte in seinem Hause fiengen an, Verdacht zu erregen. Am meisten zogen sie die Aufmerksamkeit des Luc. Minutius, eines klugen und thätigen Mannes, auf sich, den man zum Aufseher über die Lebensmittel ernannt hatte. Es verdroß denselben, daß ihn

Mä:

Mätius durch den Ankauf des Getreides verhindert hatte, seine Sorgfalt und seinen Eifer für das Wohl seiner Mitbürger zu zeigen. Als ein kluger Mann errieth er des Mätius Absichten. Er ließ das, was in dem Hause desselben vorgieng, genau beobachten, und so erfuhrer, daß zur Nachtzeit eine große Menge Waffen in dasselbe gebracht worden wäre, und daß sich Mätius, nebst verschiedenen andern, verschworen hätte, auf den Trümmern der gegenwärtigen Regierung eine Monarchie zu errichten. Die Sache schien dem Senate so gefährlich, daß man einen Dictator ernannte. Dieß war Quinctius Cincinnatus. Mätius wurde vorgeladen. Er weigerte sich zu erscheinen, und wollte sich durch die Flucht retten. Ein Victor suchte sich seiner Person zu bemächtigen; der Haufe der gemeinen Bürger nahm ihn aber in Schutz. Allein Ahala, der General über die Cavallerie, holte ihn, als er abermahls entfliehen wollte, ein, und hieb ihn nieder. Um den Abscheu gegen den Plan, den Mätius gehegt hatte, recht auffallend zu zeigen, ließ der Dictator dessen Haus bis auf den Grund niederreißen.

Die

Die gemeinen Bürger, durch deren Hülfe sich Mälius zum Oberherrn Roms hatte emporschwingen wollen, giengen in ihren Forderungen und Ansprüchen immer weiter. Ihre Tribunen hatten den Plan, allen Unterschied, der in Ansehung der Rechte und Vorzüge zwischen den Patriciern und Plebejern bisher geherrscht hatte, allmählig aufzuheben. In dieser Absicht wollten sie damahls zwey Punkte festsetzen. Erstlich sollten die beyden Stände sich ohne Unterschied unter einander verheyrathen können, und zweytens sollten die Consuln eben so gut aus den Plebejern, als aus den Patriciern, gewählt werden. Die Patricier widersprachen diesen Vorschlägen der Tribunen mit der lebhaftesten Hartnäckigkeit; da man aber zum Kriege gegen die benachbarten Völker Truppen brauchte, so benusten die Tribunen diese Gelegenheit, um dem Senate wenigstens die Gestattung der vermischten Heyrathen abzuwingen. In Ansehung der plebejischen Consuln wollte der Senat aber durchaus nicht nachgeben. Da nun die Bürgertribunen darauf bestanden, so halfen sich die Patricier abermahls durch ihre Schlaueit aus dieser Verlegenheit heraus. Sie brachten

(445) neue Vorsteher des Staates, unter dem Nahmen der Kriegstribunen, in Vorschlag, welche fast eben so viel Gewalt als die Consuln haben sollten. Solche Kriegstribunen wurden noch mehrmahls gewählt, wenn die Zänkereyen der Bürgertribunen dem Senate Besorgniß erregten. Eine Folge derselben war eine neue Magistratsperson, welche die Patricier einführten. Bisher hatten die Consuln, so wie ehemals die Könige, das Lustrum selbst gehalten. Da sich aber, wegen des erweiterten Umfanges des römischen Gebietes, die Geschäfte der Consuln sehr vermehrt hatten, so bekamen sie einen sehr schicklichen Vorwand, (443) zwey neue Beamte ihres Standes anzustellen, welche das Lustrum, und die darauf sich beziehenden Angelegenheiten, besorgen sollten. Dieß war der Ursprung der Censoren, die in der Folge einen so wichtigen Einfluß bekamen.

Der Senat und die Patricier dachten immer auf Mittel, die ihnen die Gunst der gemeinen Bürger verschaffen, oder sie wenigstens dahin bringen konnten, sich bey der Ausführung der ehrgeizigen Entwürfe der Tribunen kaltblütiger

zu beweisen. Da sie sich so manchemal nicht wollten anwerben lassen, war der Senat darauf bedacht, ihrem Muth und ihrer Tapferkeit einen stärkern Antrieb zu geben. Freylich war es für die gemeinen Bürger oft sehr drückend, wenn sie für das Vaterland fechten, und dabey ihr häusliches Gewerbe versäumen mußten. Manche Familie war darüber in dürftige Umstände gerathen, und Beyspiele von dieser Art konnten die Neigung, sich dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, gewaltig niederdrücken. Vortreflich war daher (406) der Einfall der Senatoren, denen, die unter dem Fußvolke dienten, Sold zu geben. Die Freude, welche die gemeinen Bürger darüber hatten, war so lebhaft, daß sie sich vor den Thüren des Senatspallastes versammelten, daß sie die weggehenden Senatoren bey der Hand faßten, und sie wahre Väter des Staates nannten; daß sie feyerlich erklärten, jeder von ihnen würde für ein so großmüthiges Vaterland seine letzten Kräfte aufzuopfern bereit seyn. Um diesen Sold aufzubringen, wurde eine neue allgemeine Steuer eingeführt. Die Bürgertribunen, die es mit Mißvergnügen sahen, daß es den Patriciern

ge:

geglückt war, den gemeinen Bürgern, ihren Absichten zuwider, Neigung für den Kriegsdienst einzulösen, gaben sich alle Mühe, die neue Einrichtung des Senats von einer tadelhaften Seite vorzustellen, und es demselben besonders zum Vorwurfe zu machen, daß die Abgabe auch von denen entrichtet werden müßte, die ihre besten Jahre im Dienste des Vaterlandes aufgeopfert hätten. Da die Senatoren aber in der pünktlichen Entrichtung der neuen Abgabe sich sehr sorgfältig bewiesen; da selbst die Senatoren ansehnliche Summen bewilligten, so folgten die gemeinen Bürger diesen Beyspielen mit Vergnügen, und die Absicht der Tribunen wurde vereitelt. Einige Jahre hernach verwilligte man auch denjenigen Truppen Gold, die zu Pferde dienten. Diese Einrichtung brachte wichtige Folgen hervor. Die Bürger zeigten sich jetzt so bereitwillig Kriegsdienste zu thun, daß sich der Senat nun im Stande befand, immer große Heere im Felde zu erhalten, und Eroberungsentwürfe zu machen. Seitdem bekamen die Kriege der Römer einen größern Umfang, und ihre Kriegswissenschaft bildete sich vollkommener aus.

Dieß zeigte sich besonders in dem Kriege, den die Römer mit den Hetruriern führten. Der Dictator M. Furius Camillus belagerte (396) die hetrurische Stadt Veji. Da dieser Ort so stark besetzt war, daß ein gerade gegen die Mauern gerichteter Angriff sehr gefährlich anfallen mußte, so ließ der Dictator unter der Erde bis an die Festung einen geheimen Weg graben. Da nun die Besatzung, während des Sturmes der Römer, zugleich in der Festung selbst überrascht wurde, so war ihr fernerer Widerstand ohnmächtig, und Camillus eroberte die Stadt, nachdem sie seit zehn Jahren fruchtlos belagert worden war. Die Belagerungen bestanden aber in diesem Zeitalter oft nur in Einschließungen. Dieß war der Fall, als eben der Camillus, der Veji erobert hatte, (394) die hetrurische Stadt Falerii angriff. Die Linien, die er um sie herum zog, waren so weitläufig, daß den Einwohnern zum Einathmen einer freyen Luft noch Platz genug übrig blieb. Dieß war besonders für ihre Kinder sehr angenehm, die ein gemeinschaftlicher Aufseher täglich vor die Stadt zu führen pflegte, um sie die nöthigen Leibesbewegungen machen zu lassen.

Der

Der damalige Aufseher machte den niederträchtigen Plan, durch einen verrätherischen Streich sein Glück zu machen. Er entfernte sich mit den seiner Aufsicht anvertrauten Knaben immer weiter von der Stadt, bis er, ohne verhindert zu werden, in das römische Lager kommen konnte. Auf einmahl erschien ein großer Haufe von Knaben, mit ihrem Aufseher an der Spitze, vor dem Hauptquartiere des Camillus. Der verrätherische Aufseher sagte zum Feldherrn der Römer: „mit diesen Knaben, deren Väter zu den Häuptern der Nation gehören, übergebe ich dir die Stadt.“ Camillus dachte jedoch zu edel, um von der niederträchtigen Denkart des Knabenaufsehers Gebrauch zu machen. Vielmehr ließ er unter die Knaben Ruthen austheilen, damit sie ihren entkleideten Aufseher in die Stadt zurückpeitschen könnten. Seine Großmuth rührte die Einwohner von Falerii so mächtig, daß sie sich nicht länger weigerten, ihm die Thore zu öffnen. Gegen den großen Camillus bewies sich aber das römische Volk sehr undankbar. Die gemeinen Bürger waren mit der Austheilung der Beute von Veji, wie sie Camillus gemacht hatte,

unzufrieden. Ein Bürgertribun unterstand sich, den vortrefflichen Feldherrn öffentlich anzuklagen. Dieß kränkte denselben so sehr, daß er sich freywillig aus Rom verbannte. In dieser Verbannung bekam er nun durch den gallischen Krieg Gelegenheit, sein Vaterland aus einer großen Gefahr zu retten.

Fünftes Kapitel.

Rom erobert den größten Theil von Italien.

Der obere Theil von Italien wurde damahls von Galliern bewohnt, die sich nicht nur auf der linken, sondern auch auf der rechten Seite des Po's, ausgebreitet hatten. Man nannte diese Gallier die cisalpinischen, weil sie diesseits der Alpen ihre Wohnsitz hatten. Sie rückten immer weiter in die Mitte von Italien vor, und die Etrusker wurden von ihnen lebhaft bedrängt. Da sich Hetrurien zwischen den Galliern und den Römern befand, so schienen diese ihre Aufmerksamkeit auf die Unternehmungen jener noch wenig zu richten, bis sie ein besondres Ereigniß hierzu aufforderte. Die Gallier griffen (390) die Stadt Clusium an.

an.

an. Die Regierung derselben ersuchte die Römer, die nunmehr unter die mächtigsten Völker Italiens gehörten, um Beystand. Der behutsame Senat wollte erst einen Versuch machen, ob er die Gallier durch Vorstellungen bewegen könnte, die Feindseligkeiten gegen Clusium einzustellen. Er trug dieses Geschäft drey jungen Patriciern aus der Familie der Fabier auf. Diese wurden durch den stolzen Ton des Brennus, des Oberanführers der Gallier, der seine Ansprüche auf das Land der Etrusker blos auf sein Schwert gründete, so aufgebracht, daß sie, dem Völkerverrechte und dem Befehle ihrer Regierung zuwider, sich an die Spitze eines ausfallenden Kriegshaufens der Clusiner stellten. Einer derselben erlegte einen der vornehmsten Anführer der Gallier. Brennus fand sich durch das Betragen der römischen Abgeordneten so beleidigt, daß er den Römern sogleich Rache zuschwor; durch die Vorstellungen der ältern Officiere ließ er sich aber doch bewegen, vorher Gesandte nach Rom zu schicken, und auf Genugthuung antragen zu lassen. Der Senat fand das Benehmen seiner Abgeordneten ungerecht; er fand die Forderung des Brennus

bllz

billig; aber er wagte es nicht, Männer von dem Ansehn der Fabier zur Strafe zu ziehen. Um jedoch wegen des unglücklichen Erfolgs, den diese Sache haben könnte, sich nicht verantwortlich zu machen, brachte er den Antrag der Gallier vor die Bürgerversammlung, und diese wählte die Fabier, welche durch ihr unbesonnenes Verragen die Gallier zum Kriege gereizt hatten, zu consularischen Kriegstribunen für das künftige Jahr. Auf eine empfindlichere Art konnten die Gallier von den Römern nicht beleidigt werden. Ihre Gesandten droheten daher gleich mit Krieg.

Ein Krieg mit den Galliern war aber für das römische Volk von besondrer Wichtigkeit. Die Gallier, große und rüstige Leute, mit röthlichen Haaren, auf welche sie besondere Sorgfalt verwendeten, trugen, ausser andern Kleidungsstücken, eine Art von Hosen, zierten ihren Hals, ihre Arme und ihre Hände mit Ketten, und verwahrten ihren Kopf durch eine Sturmhaube, der sie durch Hörner, oder durch Gestalten von Vögeln und vierfüßigen Thieren, ein furchtbares Ansehn zu geben suchten. Ihre Waffen bestanden in
lanz

langen Degen, die sie aber nicht gut abzu-
härten wußten, in langen aber schmalen und
platten Schilden, in Wurfspeeren, Lanzen,
Bogen und Pfeilen, in Schleudern und Kolben.
Ihr Charakter war äußerst lebhaft und hitzig,
aber auch eben so veränderlich. Der Krieg
machte ihre angenehmste Beschäftigung aus,
und zu kriegerischen Unternehmungen waren
sie daher immer muthig und entschlossen.
Da sie in hölzernen Hütten wohnten, und
auf Thierhäuten schliefen; da sie hauptsächlich
von Fleisch, und von andern Producten der
Viehzucht lebten, und Gerstenbier tranken,
so war ihr Körper eben so gesund als abge-
härtet, und wenn sie sich auf die Taktik
auch noch wenig verstanden, so war ihr un-
gestümer Angriff für ihre Feinde doch immer
schrecklich. Sie begleiteten denselben mit
einem fürchterlichen Geschrey, und mit dem
Zusammenstoßen ihrer Schilde.

Die Gallier waren als Feinde also furchtbar
genug, und dennoch machten die Römer keine
besondern Kriegsrüstungen. Vesters hatten sie
in den Kriegen mit den kleinen benachbarten
Völkern einen Dictator ernannt, und jetzt,
da

Da sie von einer zahlreichen und kriegerischen Nation angegriffen wurden, begnügten sie sich, die Oberanführung ihres Heeres consularischen Kriegstribunen anzuvertrauen. Auch warben sie kein größeres Heer an, als sie bey mittelmächtigen Kriegsunternehmungen ins Feld zu schicken pflegten. Indessen marschirten die Gallier mit schnellen Schritten heran. Ihr Heer war 70,000 Mann stark. Diesem wagten es die Römer sich mit 40,000 Mann entgegen zu stellen. Am Allia, einem Flusse im Gebirgthe der Sabiner, erfolgte eine für die Römer unglückliche Schlacht, aus welcher sie sich meistens nicht nach Rom, sondern nach Veji, zurückzogen. Brennus rückte jetzt ungehindert gegen die Hauptstadt der Römer an. Er schlug am Anio sein Lager auf. Hier meldeten ihm seine ausgeschickten Patrouillen, daß die Thore Roms offen ständen, und daß sich kein einziger Römer auf den Mauern sehen lasse. Brennus, der sich diesen Umstand nicht erklären konnte, rieth auf einen Ueberfall, und er näherte sich daher der Stadt Rom nur sehr langsam und behutsam. Dadurch gewannen die Römer Zeit, die wehrhaftesten Leute, die zur Vertheidigung der Stadt nicht hinreichten,

in

in ihre Hauptfestung, das Capitolum, zu ziehen, und ihre Weiber und Kinder, nebst den alten Leuten, in die benachbarten Städte zu schicken. Unter den Alten faßten aber achtzig der vornehmsten und ehrwürdigsten Männer den Entschluß, sich bey dieser Gelegenheit für das Vaterland aufzuopfern. Sie glaubten durch ihre freywillige Aufopferung zu bewirken, daß sich die Götter des Schicksals der Römer mit besondrer Sorgfalt annehmen, und die Angriffe und Absichten der Feinde vereiteln würden. Der Oberpriester machte ihren Entschluß, für das Vaterland zu sterben, feyerlich bekannt, und nun erwarteten sie in der Kleidung, und mit allen Ehrenzeichen ihrer Würde, auf dem Versammlungsplatze sitzend, ruhig den Augenblick, wo sie unter dem Schwerdte ihrer barbarischen Feinde sterben würden.

Vrennus und seine Gallier rückten indessen in Rom ein. Er fand die Thore offen, die Wälle ohne Vertheidiger, und die Häuser ohne Einwohner. Diese Leere erfüllte ihn mit einer Art von Bangigkeit. Er sah nirgends Menschen als auf den Mauern des
Cas

Capitoliums. Als er die Zugänge zu demselben besetzt hatte, zerstreuten sich seine Soldaten in der ganzen Stadt, um sich dem Plündern zu überlassen. Er selbst marschirte an der Spitze des vorzüglichsten Haufens auf den Versammlungsplatz. Hier fielen seine Augen auf die ehrwürdige Männer, die sich dem Tode für das Vaterland gewidmet hatten. Ihr prächtiger Anzug, ihr erhabener Anstand flößte den Galliern Ehrfurcht ein. Sie glaubten Götter zu sehen, denen sie sich ohne Unverschämtheit nicht nähern dürften. Endlich erdreistete sich einer derselben, den Bart eines dieser ehrwürdigen Leute, der besonders lang war, zu streicheln. Eine solche vertrauliche Behandlung von einem Unbekannten war der ehrwürdige Alte nicht gewohnt. Er ahndete sie daher durch einen Schlag, den er dem Kopfe des dreisten Galliers mit dem elfernen Knopfe seines Amtsstöckes versetzte. Nun regte sich das Nachgefühl in dem Gallier so mächtig, daß er den Alten niederstieß, und in kurzer Zeit lagen alle achtzig Greise, die sich durch ihren Tod um das Vaterland verdient machen wollten, zur Erde gestreckt. Die unbarmherzigen Gallier tödteten hierauf
alles,

alles, was sie in den Häusern versteckt fanden, und gaben die ausgelerten Häuser den Flammen preis.

Noch hatten die Gallier aber nicht die Absicht, die ganze Stadt zu zerstören. Viel mehr ließen sie Tempel, Palläste und Mauern stehen, damit das Schicksal der Stadt für die das Capitolum vertheidigenden Römer nicht alles Interesse verlieren möchte. Als aber Brennus auf seine Aufforderung an die Besatzung, sich zu ergeben, eine abschlägliche Antwort erhielt, da konnte er seinen Zorn nicht länger mäßigen; da ließ er die Stadt Rom, nachdem sie 363 Jahre gestanden hatte, in eine Wüsteney verwandeln. Freylich war es damahls noch nicht das prächtige Rom der spätern Zeiten. Noch fehlte mancher Tempel, mancher Pallast, mancher Säulengang; noch waren die meisten Häuser mit Schindeln gedeckt.

Nach der Zerstörung Roms lagerten sich die Gallier, in der weiten, nur mit Trümmern bedeckten Ebene, um das Capitolum her. Durch die unzugängliche Lage der Festung wurde

wurde Brennus halb von der Unmöglichkeit überzeugt, sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen. Er nahm sich daher vor, die Einschließung so lange fortzusetzen, bis der Hunger die zahlreiche, mit keinem großen Vorrathe von Lebensmitteln versehene Besatzung der Festung zur Uebergabe nöthigen würde. Indessen suchten seine Schaaren, denen es in der verwüsteten Stadt an Proviant fehlte, die umliegenden Städte und Dörfer heim, um zu plündern, und Brandschatzungen einzutreiben. Eine dieser Streifpartheyen erschien unter andern vor der nicht weit von Rom, an der Küste gelegenen Stadt Ardea. Hier war es, wo Camillus, durch sein Vaterland gekränkt, seit zwey Jahren als ein Privatmann lebte. So innig seine Kränkung war, so wurde sie doch von der Vaterlandsliebe überwogen. Er beredete die Häupter der Bürgerschaft von Ardea, ihre jungen Leute zu bewaffnen, und ihm die Anführung derselben anzuvertrauen. Die Gallier, welche die Einwohner von Ardea für keine gefährlichen Feinde hielten, benahmen sich bey der Einschließung dieser Stadt äußerst nachlässig, und überließen sich den Ausschweifun-

fungen des Trunkes. Diesen Umstand benutzte
 Camillus, um in einer dunkeln Nacht, wo
 sie vom Mauth an ihr Lager gefesselt wurden,
 über sie herzufallen, und die meisten von
 ihnen niederzustossen. Die Nachricht von
 dieser Niederlage der Gallier feierte den
 Muth der nach Veji geflüchteten römischen
 Truppen so sehr an, daß sie Abgeordnete an
 den Camillus schickten, und ihn bitten ließen,
 sie gegen die Gallier ins Feld zu führen.
 Camillus glaubte sich jedoch hierzu nicht eher
 verstehen zu dürfen, als bis die Curienver-
 sammlung der Bürgerschaft ihn zum Ober-
 feldherrn ernannt haben würde. Für den
 vorzüglichsten Theil der Römer hielt er aber
 die in der Capitulumseftung eingeschlossene
 Mannschaft. Von dieser erwartete er seine
 Ernennung. Dieses Geschäfte zu betreiben,
 machte aber fast unüberwindliche Schwierig-
 keiten, weil die Festung von den Galliern
 äußerst sorgfältig eingeschlossen wurde. End-
 lich übernahm es Pontus Cominius, ein
 gemeiner Bürger, die Einwilligung des Senats
 aus dem Capitulum zu holen. Er schwamm
 zur Nachtzeit die Tiber hinunter bis an den
 Fuß des Capitolums, erkletterte den Felsen,
 auf

auf welchem dasselbe stand, mit der größten Anstrengung, übergab demjenigen Theile des Senats, der sich im Capitolium befand, den Bericht von dem, was Camillus gethan hatte, und kam mit der Verordnung, durch welche dieser zum Dictator ernannt wurde, glücklich im Lager desselben an. Die Nachricht, daß Camillus die Oberanführung des Heeres bekommen hätte, lockte so viele Leute herbey, daß er sich bald an der Spitze von 40,000 Mann befand.

Indessen machten die Spuren von den Händen und Füßen des Pontius, die sich in das Moos des Felsen eingedrückt hatten, die Gallier auf den geheimen Weg aufmerksam, und erzeugten in dem Brennus den Gedanken, die Festung durch einen Ueberfall zu erobern. Ein Haufe von auserlesenen Leuten schlich sich so in der Stille hinan, daß sie von keiner Schildwache, ja nicht einmahl von den sonst so wachsamem Hunden, entdeckt wurden. Aber von einer Heerde von Gänsen, die der Juno zu Ehren in einem Hofe des Capitoliums unterhalten wurde, blieb die Annäherung der Feinde nicht unbemerkt. Sie schnatterten so
ge:

gewaltig, und schlugen ihre Flügel so heftig zusammen, daß Manlius, der Oberbefehlshaber der Besatzung, erwachte, und nun wurden die kühnen Gallier so nachdrücklich zurückgewiesen, daß nur sehr wenige derselben ins Lager zurückkamen. So wurde Rom durch eine Heerde Gänse von seinem Untergange gerettet.

Doch die Besatzung des seit sieben Monaten eingeschlossenen Capitoliums, befand sich, wegen des Mangels an Lebensmitteln, in einer immer zunehmenden Gefahr. Das Heer der Gallier war jedoch nicht weniger in Noth, weil ihm Camillus alle Zufuhr abschnitt, und weil eine ansteckende Krankheit viele Leute wegraffte. Dieß wußten die eingeschlossenen Römer aber eben so wenig, als ihr bedrängter Zustand dem Brennus bekannt war. Um so leichter entschlossen sich beyde Theile zu einem Vergleich. Die Gallier sollten sich aus dem römischen Gebieth herausziehen, und dafür 1000 Pfund Gold (144,000 Thaler) bekommen. Ein Tribun überbrachte die ausbedungene Summe. Brennus wog sie mit einer unrichtigen Wage. Als der Tribun deswegen Vorstellungen that,

legte

legte der Oberfeldherr der Gallier sein Schwert und sein Wehrgehänge noch zu dem Gewichte hinzu. Auf die Frage des Tribuns, was ein so außerordentliches Verfahren bedeuten sollte, erfolgte blos die stolze Antwort: „uns glücklich sind die Ueberwundenen!“

Indem dieses vorging, näherte sich Camillus, der von den Vergleichsunterhandlungen Nachricht erhalten hatte, begleitet von seinen vorzüglichsten Kriegern. Die römischen Abgeordneten erzählten ihm das ungerechte Verfahren des Brennus. Hierauf befahl ihnen Camillus, als Dictator, das Gold sogleich wieder wegzutragen; „und ihr,“ sagte er zu den Galliern, „entfernt euch auf der Stelle; denn Rom darf blos durch Stahl, aber nicht durch Gold, befreyt werden!“ Auf die Einwendung des Brennus, daß der Vergleich doch einmahl geschlossen sey, erklärte Camillus, daß ein Vergleich, dem die Einwilligung der höchsten Obrigkeit, des Dictators, fehle, keine Gültigkeit habe. Das Gezänke verwandelte sich in ein Gefecht. Camillus und seine Römer kämpften mit so viel Muth und Tapferkeit, daß die Gallier

Galletti Weltg. 3r Theil. S in

in ihr Lager flüchten mußten. Auch hier griff sie Camillus am folgenden Tage an, und erfocht einen entscheidenden Sieg. Die wenigen Gallier, die der Niederlage entrannen, irrten nun zerstreut im Felde umher, und fanden ihren Tod unter den Händen der Bauern, denen sie so manche Drangsale angethan hatten. Kein einziger Gallier blieb, wie erzählt wird, übrig, um seinen Landsleuten das traurige Schicksal des Brennus und seiner Armee melden zu können.

Rom war nun zwar gerettet, aber ein Steinhaufe. Es entstand die Frage, ob man die verwüstete Stadt wieder aufbauen, oder ob man den Sitz der römischen Regierung etwa nach Veji verlegen sollte? Für die letzte Meinung stimmten die gemeinen Bürger und ihre Tribunen; allein Camillus brachte es, vom Senate unterstützt, dahin, daß Rom wieder aufgebaut wurde. So war er das zweytemahl der Retter dieser ersten Hauptstadt der Welt!

Auch Manlius hatte sich durch seine standhafte Vertheidigung des Capitoliums um Rom höchst

höchstverdient gemacht. Das große Ansehen, in welchem Camillus, der Hetter Roms, stand, erregte daher seinen Neid, und da Camillus die Vorrechte der Patricier eifrig in Schutz nahm, so gab sich Manlius die größte Mühe, sich die Liebe der gemeinen Bürger zu erwerben. Er schimpfte, ob er gleich selbst ein Patricier war, auf die großen Vorzüge, die sie sich auf Kosten der Plebejer anmaßten; er erklärte, daß er die Bertheilung der Länderey mit allem Eifer betreiben würde, und er bezeigte gegen die plebejischen Schuldner so viel Mitleiden, daß er nicht nur manchen gegen die vornehmen Gläubiger in Schutz nahm, sondern daß er selbst einen Theil seines Vermögens verkaufte, um für recht viele Schuldner bezahlen zu können. Schon durch diese auffallenden Bemühungen, sich bey den gemeinen Bürgern beliebt zu machen, mußte die Aufmerksamkeit der Patricier äusserst reger werden, und Camillus, der seine Absichten leicht errathen konnte, unterdrückte ganz natürlich keine Bemerkung, welche auf des Manlius Betragen Verdacht warf. Doch Manlius schien den Vorsatz gefaßt zu haben, sich den Haß der Vornehmern bis zur höchsten

Erbitterung zuzuziehen. Er beschuldigte die Patricier, die für die Gallier bestimmten tausend Pfund Gold, die durch eine freywillige Beysteuer aller im Capitolum befindlichen Bürger zusammengebracht worden waren, verborgen zu haben, um sie zu ihrem eignen Vortheile brauchen zu können, da man sie doch weit schicklicher anwenden würde, die Schulden der gemeinen Bürger zu bezahlen. Ein solcher Vorwurf kränkte den Stand der Patricier so mächtig, daß sie durch den Dictator Cornelius Cossus (384) seinen Verhaft bewirkten. Als aber der Dictator seine Stelle niederlegte, betrieben die gemeinen Bürger die Befreyung des Manlius auf eine so ungestüme und auführerische Art, daß der Senat (383) um diese Unruhen zu stillen, den Manlius in Freyheit setzte. Aus Nachsicht machte nun Manlius, wie man ihm Schuld gab, recht ernstlich den Plan, eine Revolution durchzusetzen. Allein die Patricier trieben es so weit, daß er selbst von zwey Bürgertribunen, vor der Centurierversammlung, verrätherischer Entwürfe beschuldigt, und zum Tode verurtheilt wurde. Hierauf stürzte man den Manlius von eben dem Felsen,

des

des Capitoliums herab, den er mit so vieler Standhaftigkeit vertheidigt hatte.

Seit dem Tode des Manlius, der sich der gemeinen Bürger so eifrig angenommen hatte, wuchs die Unverschämtheit der Patricier, auf das Ansehn des Camillus gestützt, immer höher empor, und die Plebejer fanden es zuletzt unerträglich, daß die senatorischen Familien sich so viele Vorrechte anmaßten. Doch die reichen Plebejer mochten sich jetzt auch immer stärker fühlen, und mochten manches lästig finden, was ihnen sonst nicht so drückend geschiene hatte. Genug, ihr Wunsch, daß der ihnen so verhasste Unterschied der Stände aufhören möchte, regte sich immer lebhafter. Daher sehnten sie sich so leidenschaftlich nach dem Zeitpunkte, wo die höchste Staatswürde auch von Männern ihres Standes dürfte bekleidet werden. Diesen Zeitpunkt führte die Eitelkeit einer Dame schneller herbey, als man ihn erwartet hatte. Von zwey Töchtern des M. Fabius Ambustus war die eine an einen Patricier, die andre an einen Plebejer, verheyrathet. Die letztre fühlte es nun bey manchen Gelegenheiten, daß sie, in Ansehung
der

der Ehrenbezeugungen, ihrer patricischen Schwester weit nachstehen mußte. Dieß kränkte sie so innig, daß sie sich gegen ihren Vater in den bittersten Klagen heraustrief. Der zärtliche Vater wurde durch ihren Kummer so gerührt, daß er seit der Zeit, in Verbindung mit seinem plebejischen Schwiegersohne C. Licinius Stolo, und einem gewissen Plebejer L. Sextius, einem jungen Manne von großen Talenten, daran arbeitete, den gemeinen Bürgern ein Recht auf die Consulwürde zu verschaffen. Stolo und Sextius ließen sich, zur Beförderung dieser Absicht, zu Bürgertribunen wählen. Da sie nun, alles Widerspruches des Camillus und der Patricier ungeachtet, ihren Plan durchsetzen wollten, so herrschten einige Jahre hindurch die lebhaftesten Unruhen, und die beyden Stände befanden sich in der stärksten Spannung gegen einander. Die Tribunen Stolo und Sextius bestanden auf ihren Forderungen so hartnäckig, und die gemeinen Bürger lernten so gewaltig, daß selbst Camillus, als Dictator, in Lebensgefahr gerieth, und daß die Patricier endlich nachgeben mußten. So war Sextius (366) der erste Plebejer, der die Consulwürde erhielt,

und

und es wurde festgesetzt, daß jedesmahl einer von den beyden Consuln ein Plebejer seyn sollte. Es kränkte die Patricier gewaltig, daß sie künftig die höchste Staatswürde mit den gemeinen Bürgern theilen sollten. Um ihnen wegen dieses Verlustes einige Entschädigung zu verschaffen, schlug der schlaue Camillus die Einführung eines Staatsbeamten vor, welcher den Consuln, die mit den Regierungsangelegenheiten, und dem Oberbefehle über die Heere so sehr beschäftigt waren, die Entscheidung der wichtigsten Rechtshändel abnehmen sollte. Man nannte diesen neuen Staatsbeamten Prätor, und dieser sollte jederzeit ein Patricier seyn. Allein die Plebejer, die in ihren Bemühungen, den Patriciern ihre Vorrechte zu entziehen, immer dreister und immer glücklicher waren, brachten es in Zeit von 30 Jahren dahin, daß Männer von ihrem Stande nicht nur Prätores, sondern auch Censoren und Dictatoren, wurden, und daß am Ende fast aller Unterschied der Stände aufhörte. Dieser für die Plebejer glückliche Zeitpunkt fieng sich besonders mit der Zeit an, wo Camillus zu leben aufhörte. Eine Pest, welche viele Leute wegraffte, tödtete (365)

auch

auch den vortrefflichen Camillus, der in jeder Schlacht siegte, jede Festung eroberte, und aus jedem Feldzuge mit Ruhm und Ehre zurückkehrte. Rom hatte nicht leicht einen eifrigern Patrioten, und nur sein leidenschaftlicher Eifer für die Vorrechte seines Standes schwächte die Liebe und das Zutrauen, welches seine Mitbürger für ihn empfanden.

Jemehr der Unterschied zwischen den beyden Ständen der Römer aufhörte, um so mehr verschwanden auch die Zänkereyen, welche Roms Ruhe so manchemal gestört hatten, und die Regierung konnte auf Entwürfe, welche die Vergrößerung des römischen Gebietes zur Absicht hatten, ihre Aufmerksamkeit desto ununterbrochener richten. Diese Aufmerksamkeit wurde durch den glücklichsten Erfolg belohnt. Die Römer bezwangen allmählig nicht nur ihre Nachbarn, sondern auch die übrigen Völker Italiens. Man bilde sich nicht ein, daß ihnen ihre Siege, ihre Eroberungen keine Anstrengungen kosteten. Die Völker, mit denen sie Krieg führten, waren ihnen an Muth und Tapferkeit gleich; auch stellten sie ihnen die furchtbarsten Verbindungen entgegen.

gegen. Aber sie fochten nicht mit der Vaterlandsiebe, mit der Standhaftigkeit, mit der Entschlossenheit der Römer; sie beobachteten die Kriegszucht nicht mit so vieler Strenge; sie hatten endlich keine so einsichtsvolle und erfahrene Feldherren. Die Beweise zu diesen Behauptungen liefert die römische Kriegsgeschichte in vielen schönen Zügen.

Die Gallier rückten jetzt manchmal gegen Rom an. Einst (361) kamen sie bis an den Anio, so daß sie nur noch drey Meilen von Rom entfernt waren. Ueber den Fluß, der beyde Heere trennte, gieng eine Brücke. Auf dieser fiel manches kleines Gefecht vor. Auf dieser zeigte sich unter andern ein Gallier von Riesengestalt, der der ganzen römischen Nation Hohn sprach. Kein Römer wagte es, sich mit dem ungeheuern Krieger in Kampf einzulassen. Endlich entschloß sich T. Manlius, der Sohn des braven Vertheidigers des Capitoliuns, die Herausforderung anzunehmen, und die Ehre der Römer zu retten. Er benahm sich dabey mit so vieler Entschlossenheit und Gewandtheit, daß der gallische Riese zu Boden stürzte. Manlius hieß ihm den

Kopf

Kopf ab, und riß ihm eine goldene Kette vom Halse, die er, obgleich blutig, selbst umheng. Seitdem nannte man ihn *Torquatus* (mit der Kette).

Eben dieser *Manlius* mit der Kette bewies (340) als Oberfeldherr die strengste Kriegszucht. Sein Sohn, der Anführer einer Reiter-schaar, ließ sich, dem ausdrücklichen Befehle des Kriegsrathes zuwider, in ein Gefecht ein. Es gelang ihm, einen Feind im Zweykampfe zu erlegen, und nun trat er, mit der Rüstung desselben beladen, vor seinen Vater, legte die erbeutete Rüstung zu dessen Füßen hin, und erklärte mit stolzer Freude, daß er, sein Beyspiel nachahmend, einen hohnsprechenden Feind getödtet habe. Der brave Jüngling schmeichelte sich schon mit dem süßen Gedanken, den ehrenvollen Beyfall seines Vaters einzuerndten. Allein der Consul *Manlius*, der die Zärtlichkeit eines Vaters den Pflichten gegen das Vaterland weit nachsetzte, verurtheilte seinen Sohn, weil er dem Befehle zuwider gehandelt hatte, zum Tode, und sah ihn, gleich einem *Brutus*, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit hinrichten. Wie

mächz

mächtig mußte ein solches Beyspiel dazu dienen, die Gesetze der Kriegszucht einzuschärfen! Eben so streng bewies sich (325) der Dictator L. Papirius Cursor, als er seinen General der Cavallerie, wegen der Uebertretung seines Befehles, zur Strafe ziehen sollte. Fabius hatte, ob es ihm gleich untersagt worden war, die Samniten angegriffen, und sie dergestalt geschlagen, daß 20,000 von ihnen getödtet worden waren. Dieser Sieg war für ihn freylich eben so ruhmvoll, als er dem römischen Staate zum Vortheile gereichte. Allein Fabius hatte doch das Ansehn des Oberbefehls habers gekränkt. Der Dictator befahl daher den Victoren, ihn hinzurichten. Fabius wand sich jedoch aus ihren Händen los, und suchte bey einer Schaar von Soldaten, die er gewonnen hatte, seine Zuflucht. Auf einmahl gerieth die ganze Armee in Bewegung. Tausende von Stimmen ertönten theils in fürchterlichen Drohungen, theils in sanften Bitten. Fabius sollte durchaus bey dem Leben bleiben, und der Dictator wollte ihn durchaus hinrichten lassen. Zum Glücke machte die hereinbrechende Nacht dem lermenden Aufstritte ein Ende. Fabius flüchtete nach Rom. Sein Vater wagte

wagte

wagte es, gegen den Ausspruch des Dictators, bey der Bürgerversammlung Schutz zu suchen. Noch war kein Beyspiel vorgekommen, daß man die Gewalt der Versammlung sich größer, als die Macht des Dictators, gedacht hatte. Auch fühlte sich die Versammlung nicht berechtigt, das Urtheil des Dictators abzuändern. Daher unterstand man sich nur ihn zu bitten, und der Dictator bewies sich gegen diese Bitten, und gegen das Flehen der sabinschen Familie, so nachgiebig, daß er dem Generale der Cavallerie die Strafe seines Ungehorsams erließ. Vielleicht hätte er, gleich dem Brutus und Manlius, mehr Standhaftigkeit gezeigt, wenn der Verbrecher sein Sohn gewesen wäre!

Beweise von außerordentlichem Muth, von edelmüthiger Aufopferung für das Vaterland, waren damals unter den Römern nicht selten. Der Consul Decius Mus, einer der verdientesten Officiere, sah, daß in einer Schlacht, die er und Manlius den Lateinern lieferten, der linke Flügel der Römer wankte. Sogleich entschloß er sich, durch ein besondres Beyspiel von Unererschrockenheit den Muth
 sei:

seiner Kriegsgenossen wieder aufzurichten. Er stürzte sich, durch den Oberpriester den Göttern als ein Opfer geweiht, unter die dichtesten Haufen der Feinde, wo er, von einer Menge von Wurfspeeren durchbohrt, bald sein Leben einbüßte. Sein Tod reizte die Römer zur Rache. Sie fielen die Feinde wüthend an, und brachten ihnen eine völlige Niederlage bey. Sein Beyspiel nachahmend opferte sich (295) der Sohn, in einem Kriege gegen die Samniten, eben so für das Vaterland auf.

Wie glücklich war der römische Staat, unter dessen Heeren ein so bewundernswürdiger Muth, eine so strenge Kriegszucht herrschte! Wie wenig darf man sich also darüber wundern, wenn sich alle italienischen Völker allmählig unter sein Joch beugen mußten! Die Lateiner, die sich der Verbindung mit den Römern so manchemahl zu entziehen suchten, wurden endlich (338) so sehr geschwächt, daß sie sich nicht länger weigern durften, die Römer für ihre Oberherren zu erkennen. Eben dieses Schicksal hatten (301) die Etrusker, nachdem der Kampf zwischen ihnen und den Römern

430 Jahre gedauert hatte. Ihr ganzes Ge-
bieth wurde dem römischen Staate einverleibt.
Auch die Umbrer, ihre Bundesgenossen,
mußten den Römern einen beträchtlichen Theil
ihres Landes abtreten.

Indessen befanden sich die Römer bey
diesen Kriegen, welche die Vergrößerung ihrer
Macht zur Absicht hatten, auch manchmahl
in großer Verlegenheit. Dieß war unter
andern (321) im Kriege mit den Samniten
der Fall. Die Consuln Verurius und Postu-
mius waren so unvorsichtig, sich von den
Generalen der Feinde, bey den sogenannten
caudinischen Pässen, nicht weit von Capua,
einschließen zu lassen. Mit der Beschaffenheit
der Gegend, wo sie waren, unbekannt,
schlugen sie einen Weg ein, wo sie sich ganz
unerwartet in einem morastigen Thale, zwis-
schen lauter steilen, mit Bäumen und Sträu-
chen dichtbewachsenen, Felsen befanden. Der
einzige Ausweg war durch ungeheure Steine
und Bäume verrammelt. Sie kehrten nach
dem engen Wege zurück, durch den sie her-
eingekommen waren. Aber auch dieser war
nun versperrt, und auf den Anhöhen rings
um

umher zeigten sich Feinde. In einer verzweiflungsvollen Lage hatte sich ein römisches Heer nie befunden. Es blieb hier weiter nichts übrig, als sich durchzuschlagen, oder den Feinden einen schimpflichen Frieden abzukaufen. Das erste konnte nicht geschehen, ohne das Heer der Gefahr einer gänzlichen Vertilgung auszusetzen; die Demüthigung verwarf der Nationalstolz der blos an Siege gewöhnten Römer. Doch war noch die Frage, ob sich die Samniten mit einer bloßen Demüthigung der stolzen Römer begnügen, oder ob sie diese Gelegenheit, die Macht derselben recht empfindlich zu schwächen, benutzen würden. Da ihre Anführer deswegen nicht einig werden konnten, so zogen sie den alten erfahrenen Herennius, den Vater ihres Oberfeldherrn, des Pontius, zu Rathe. Dieser gieng dahin; man sollte die Römer ganz ruhig und ungekränkt wieder nach Hause ziehen lassen. Diese Antwort kam den samnitischen Generalen so sonderbar vor, daß sie, ein Mißverständnis voraussetzend, ihn noch einmahl fragen ließen. Nun hieß es: man sollte alle Römer ohne Unterschied niederhauen. Weil man die beyden einander so sehr widersprechenden Antworten

wor:

worten nicht zu vereinigen wußte, bath man den alten Herennius, selbst in das Lager zu kommen, und der weise Alte bemühet sich nun, den Kriegsrath zu überzeugen, daß man die ganze eingeschlossene Armee der Römer entweder niederhauen, und sie dadurch wenigstens auf einige Zeit schwächen, oder daß man um ihre Freundschaft durch ein großmüthiges Verfahren sich bewerben müsse. Die Feldherren der Samniten, die das Vergnügen, die stolzen Römer bey dieser Gelegenheit zu demüthigen, nicht gern aufopfern wollten, schlugen einen Mittelweg ein. Sie bestanden auf der Bedingung, daß der römische Staat alle in ihrem Lande gemachten Eroberungen wieder herausgeben, und daß alle eingeschlossenen Römer ohne Unterschied unter einem Spießgalgen, dem Symbole der Knechtschaft, weggehen sollten. Zum Unterpfande mußten 600 römische Ritter, unbewaffnet und blos mit den Unterkleidern, in das samnitische Lager wandern. Schon dieser Anblick war für das römische Heer höchsttraurig, höchstniedererschlagend. Aber wie groß war der Kummer, die Betrübniß, die Verzweiflung der Soldaten, als sie, die Consuln und die übrigen

übrigen Oberbefehlshaber an der Spitze, halb entkleidet, den beschimpfenden Marsch antreten mußte! Ihre innige Beschämung war so groß, daß sie sich nicht entschließen konnten, in das benachbarte Capua einzuziehen. Sie beschloffen vielmehr, die Nacht unter freyem Himmel und ohne Nahrungsmittel hinzubringen. Allein die Regierung von Capua schickte eine große Menge von Lebensmitteln, ingleichen Kleider, Pferde, Waffen, und sogar Lictoren mit Ruthenbündeln für die Consuln. Auch gieng, als sich die Römer am folgenden Tage der Stadt näherten, das ganze Volk von Capua ihnen feyerlich entgegen, und gab ihnen rührende Beweise von seiner Theilnahme und Freundschaft. Aber die niedergeschlagenen Römer schienen auf die gutmüthigen Anreden nicht zu hören; ja sie begegneten nicht einmahl den Blicken derer, die sie so freundschaftlich zu trösten suchten. In dieser stummen Traurigkeit wanderten sie ihren Gränzen zu. Sie schlichen sich zur Nachtzeit in die Stadt Rom, und verbargen sich in ihren Häusern. Die Consuln glaubten sich so entehrt, daß sie sich nicht öffentlich sehen ließen, und sie erfüllten jetzt weiter keine von ihren

Amtspflichten, als daß sie einen Dictator ernannten.

Bisher hatten die Römer nur immer mit italienischen Völkern Krieg geführt. Jetzt erschien aber der Zeitpunkt, wo sie ihre Kräfte auch gegen auswärtige Staaten messen sollten. Sie geriethen mit dem Könige Pyrrhus von Epirus in einen Kampf, der ihre kriegerischen Talente noch mehr entwickelte und ausbildete. Schon einmahl waren sie in Gefahr gewesen, von einem Könige von Epirus angegriffen zu werden. Alexander war (340) von der Regierung zu Tarent aufgefordert worden, ihr gegen die Bruttier beyzustehen. Er hatte in Italien eben so eine Rolle zu spielen geglaubt, als sein Nefse, der berühmte macedonische Alexander, in Asien spielte. Hätte sein Kriegsglück immer fortgedauert, so würden die Römer einen furchtbaren Feind an ihm gehabt haben. Nachdem er aber in zwey Feldzügen ausserordentlich glücklich gewesen war; nachdem er sich schon mit dem stolzen Gedanken geschmeichelt hatte, nicht nur ganz Italien, sondern auch Sicilien und Afrika, zu erobern; so gerieth er, durch
die

die tapfere und standhafte Gegenwehr der Feinde, schon in Unteritalien, in eine so große Verlegenheit, daß er sich mit einem kleinen Theile seiner Mannschaft durchschlagen mußte, und da wurde er (325) bey dem Uebersezen über einen Fluß durch Pfeile getödtet. Der brave Alexander hatte es nicht verdient, daß die Feinde seinen Körper mit dem unanständigsten Muthwillen mißhandelten. Er war vielleicht eben so tapfer; als sein Vetter, der macedonische Alexander, aber nicht so glücklich.

Damahls blieben also die Römer mit dem Angriffe eines Königs von Epirus noch verschont. Allein 40 Jahre später hatten sie doch das Schicksal, mit einem Nachfolger in einen Kampf zu gerathen. Sie waren mit den Einwohnern von Tarent, die verschiedene von ihren Schiffen geplündert hatten, in Krieg verwickelt worden. Ungeachtet nun den Tarentinern von den benachbarten Völkern Beystand geleistet wurde, so hielten sie es doch für nöthig, auch den berühmten Pyrrhus, König von Epirus, um Hülfe anzusprechen. Da dieser damahls das Mißvergnügen empfand,

von den Ptolemäus Keraunos seine Ansprüche auf Macedonien vereitelt zu sehen *), so ergriff er mit Vergnügen die ihm dargebothene Gelegenheit, sich in einer andern Gegend Ruhm und Land zu erwerben. Sein Gegner Ptolemäus verglich sich mit ihm, und gab ihm auf zwey Jahre 5000 Mann Fußvolt, 4000 Mann Cavallerie, und 50 Elephanten. Pyrrhus beschäftigte sich seitdem mit weiter nichts, als mit den Zurüstungen zum italienischen Feldzuge. Schon dachte er sich die reizendsten Entwürfe. Durch das Beyspiel des macedonischen Alexanders begeistert, wollte er nicht nur Italien und Sicilien, sondern auch Karthago, bezwingen, und alsdann nach Griechenland zurückkehren, um Macedonien wieder zu erobern, und alle griechischen Staaten unter seine Oberherrschaft zu bringen. Zur Ausführung dieses Plans gieng er (281) mit einem Heere von 30,000 Mann nach Italien. Aber das Glück zeigte sich seiner Unternehmung gleich anfangs nicht günstig. Ein heftiger Sturm richtete unter der Flotte,

die

*) Oben S. 184.

die seine Armee nach der italienischen Küste bringen sollte, so viel Schaden an, daß ein beträchtlicher Theil derselben, nebst 13 Elephanten, verlohren gieng. Als er nach Tarent kam, gab er sich alle mögliche Mühe, die dem Vergnügen so sehr nachhängenden Bewohner dieser Freystaates zu kriegerischen Gesinnungen umzustimmen, und zu ernstlichen Zurüstungen zu bewegen.

So groß Pyrrhus seinen Muth fühlte, so gut sah er doch die Gefahr eines Krieges mit den Römern ein. Er beschloß daher einen Versuch zu machen, ob er zwischen den Tarentinern und Römern einen Vergleich stiften könnte. Als er aber dem Consul Lavinus, den Oberbefehlshaber des römischen Heeres, seine Vermittelung antrug, wies sie dieser mit Stolz zurück, und erklärte ihm dabey, daß er sich vor ihm nicht fürchte. Indessen machten, als es bey Heraclea in Lucanien zur Schlacht kam, die Elephanten des Pyrrhus auf die römischen Soldaten, die so ungeheure Thiere noch niemahls gesehen hatten, einen so schrecklichen Eindruck, daß sie in Verwirrung geriethen, und geschlagen wurden. Sie
büß;

hüßten auf 17,000 Mann ein, unter welcher sich aber nicht mehr als 1800 Gefangene befanden. Pyrrhus verlor 13,000 Mann; auch war er selbst verwundet, und beynah war die Schlacht für ihn verloren, wenn sie die Elephanten nicht noch retteten. Schon der Muth und die Tapferkeit, welche die Römer in diesem Treffen bewiesen hatten, erfüllte ihn mit Hochachtung gegen dieselben. Wie er aber jetzt auf dem Schlachtfelde herumging, und den edlen Troß in den Gesichtern der Erschlagenen bemerkte, und zugleich sah, daß sie alle schon vorher verwundet gewesen waren, da konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „mit solchen Kriegeren wollte ich die ganze Welt erobern!“

Hierauf schickte der Senat einen Gesandten an den Pyrrhus, der den Auftrag hatte, wegen des Lösegeldes für die Gefangenen in Unterhandlungen zu treten. Caj. Fabricius Puleius, so hieß dieser Gesandte, ein alter Senator, war wegen seiner außerordentlichen Rechtschaffenheit und Mäßigung bekannt. Pyrrhus empfing ihn auf die freundlichste Art, und versuchte es, durch ansehnliche

Geld:

Geldsumme die Rechtschaffenheit des sehr armen Senators auf die Probe zu stellen. Aber bey einem Manne von dem Charakter des Fabricius waren dergleichen Versuche fruchtlos. Pyrrhus schlug hierauf einen andern Weg ein. Er hoffte seine Standhaftigkeit durch einen unerwarteten Schrecken zu erschüttern. Während der Zeit, daß Fabricius mit ihm sprach, sank ein Vorhang, und hinter demselben stand ein ungeheurer Elephant, der seinen Rüssel über des Fabricius Kopf ausdehnte, und ein schreckliches Geschrey erhob. Fabricius wurde aber durch den unvermutheten Anblick des fürchterlichen Thieres, das er noch niemahls gesehen hatte, so wenig erschüttert, daß er mit einem ruhigen Lächeln zum Pyrrhus sagte: „dein ungeheures Thier kann mich eben so wenig als dein Gold wankend machen.“ Pyrrhus erstaunte über die Geistesgröße des Römers, und gab viele von den Gefangenen unter der Bedingung los, daß sie, wenn der Senat keinen Frieden machen würde, wieder zurückkommen sollten, und sie kamen wirklich wieder zurück. So genau erfüllten die Römer damahls ihre Versprechen!

Des

Des Pyrrhus sehr geschwächte Armee wurde durch die Truppen seiner Bundesgenossen, der Samniter, Lucaner und Bruttier, wieder ansehnlich verstärkt, und er rückte nun selbst in Latium bis nach Präneste vor. Dennoch hegte er recht sehrlich den Wunsch, der Fortsetzung des Krieges mit den Römern durch Vergleichsunterhandlungen auszuweichen. In dieser Absicht schickte er seinen Minister, den Cynaeas, der unter dem Demosthenes seine vortrefflichen Rednertalente ausgebildet hatte, und der, nach dem eignen Geständnisse des Pyrrhus, mit seiner Beredsamkeit mehr Städte, als er (Pyrrhus) mit den Waffen erobert hatte, nach Rom. Aber in Rom war Cynaeas nicht glücklich. Erst versuchte er es, durch ansehnliche Geschenke manchen patricischen Herrn und machte patricische Dame zu gewinnen; aber seine Geschenke wurden standhaft zurückgewiesen. Darauf wendete sich Cynaeas öffentlich an den Senat. Mit schlauer Kunst sagte er der erhabenen Versammlung die schmeichelhaftesten Dinge, erklärte er, daß sein König bereit wäre, alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld zurückzugeben, daß er den Römern sogar beystehen wolle,

wolle, ganz Italien zu erobern; und daß er sich dafür weiter nichts, als die Freundschaft derselben für sich und die Tarentiner ausbitte. Schon wankte der Senat; schon neigte er sich zu einem Vergleiche mit dem Pyrrhus hin, als Appianus Claudius, ein um Rom sehr verdienter Mann, dem es eine herrliche Wasserleitung, und eine vortrefliche Landstraße, verdankte, sich alt und blind in den Senat bringen ließ, und durch seine begeisterungsvollen Reden es dahin brachte, daß der Senat dem Cynear erklärte, er könnte mit seinem Könige nicht eher Frieden machen, als bis derselbe seine Truppen aus Italien würde zurückgezogen haben.

Der Krieg wurde also (279) fortgesetzt. Pyrrhus wagte es nicht, weiter gegen Rom vorzudringen; er zog sich vielmehr nach Unteritalien zurück. Bey Usculum in Apulien erfolgte eine blutige Schlacht. Durch das Schlachtfeld floß ein reißender Fluß; auch war es so sehr mit Holz bedeckt, das Pyrrhus von seiner vortreflichen thessalischen Reiterrey, von seinen Elephanten, ja selbst von seinem Fußvolke, keinen rechten Gebrauch

am:

machen konnte. Das Gefecht war mörderisch, aber doch nicht entscheidend, weil es durch die Nacht unterbrochen wurde. Am folgenden Morgen erneuerte Pyrrhus das Treffen. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß man jetzt auf ebenem Boden focht. Er stellte zwischen seinen Elephanten Schleuderer und Schützen, und rückte mit schöngeschlossenen Gliedern an. Die Römer drangen aber demungeachtet unter sein schwerbewaffnetes Fußvolk ein, und machten einen großen Theil desselben nieder. Endlich wurden sie durch die thessalische Reiterey des Pyrrhus und die Elephanten abermahls zum Rückzuge genöthigt. Sie hatten 6000 und Pyrrhus 4000 Mann verloren. Als man dem Pyrrhus zu diesem Siege Glück wünschte, antwortete er: „noch so ein Sieg macht mich unglücklich!“ Dieß sagte er deswegen, weil er nunmehr einen großen Theil von seinen mitgebrachten Truppen, und fast alle seine besten Officiere, eingebüßt hatte.

Während daß man zu einem neuen Feldzuge Anstalten machte, erhielt Fabricius, der indessen Consul geworden war, von dem ersten
Leib:

Leibarzte des Pyrrhus ein Schreiben, worin sich derselbe erboth, dem Kriege durch die Vergiftung des Pyrrhus ein Ende zu machen. Der edeldenkende Fabricius schickte den Brief an den Pyrrhus, und ließ ihm dabey sagen: die Römer pflegten ihre Feinde nicht durch Verrätherey, sondern durch Waffen, zu besiegen. Pyrrhus rief mit Erstaunen aus: „es ist schwerer, den Fabricius von dem Wege der Rechtschaffenheit zu entfernen, als die Sonne von ihrer Bahn zu bringen!“ Aus Dankbarkeit schickte er sogleich alle gefangenen Römer ohne Lösegeld zurück. Hier auf setzte der Senat, um sich von dem Pyrrhus in Ansehen der Großmuth nicht übertreffen zu lassen, eben so viele Lucaner und Samniten in Freyheit, als Pyrrhus Römer losgegeben hatte.

Der König von Epirus fühlte es jetzt immer mehr, daß er den Krieg gegen die so edeldenkenden, so tapfern Römer, nicht lange mehr mit Glück werde fortsetzen können. Wie froh war er daher, daß man ihn (278) nach Sicilien rief, um den dasigen Staaten gegen die Karthager beyzustehen, und daß man

man ihm dadurch einen rühmlichen Vorwand gab, den Krieg mit den Römern abzubrechen. Er ließ eine Besatzung in Tarent zurück, und gieng mit seiner übrigen Armee nach Sicilien. Während seiner Abwesenheit empfanden die Völker in Unteritalien die Uebermacht der Römer sehr nachdrücklich; sie bathen daher den Pyrrhus recht dringend, nach Italien zurückzukehren. Da dieser auch in Sicilien nicht lange glücklich war, so eilte er nach Italien, um noch einen Versuch zu machen, ob sich sein verminderter Kriegsrühm wieder herstellen ließ.

Als Pyrrhus (275) in Italien wieder ankam, wüthete eben die Pest zu Rom so unaufhaltsam, daß sich die Regierung beworren fand, einen Dictator zu ernennen, damit er, zur Versöhnung des Zornes der Götter, in die Mauer des capitulischen Tempels feyerlich einen Nagel einschlagen möchte. Dieß war das drittemahl, daß man dieser Ursache wegen einen Dictator ernannt hatte. Die schreckliche Pest hatte die Römer muthlos gemacht, und sie wollten sich daher nicht anwerben lassen. Der Consul Curius ließ

hier:

hierauf die Tribus lösen. Das Loos traf die pollische zuerst. Der erste Mann, der aufgerufen wurde, blieb die Antwort schuldig. Der entschlossene Consul ließ sogleich dessen Vermögen einzuziehen, und als er sich auf den Ausspruch der Bürgertribunen berief, wurde er sogar als ein Leibeigener verkauft. Die Bürgertribunen wagten es nicht, sich zu widersetzen, und dieß blieb seitdem die Strafe für diejenigen, die sich dem Dienste des Vaterlandes entziehen wollten.

Die Römer zogen ihre Kriegsmacht in das Gebieth von Samnium, wo sie dieselbe in zwey Heere absonderten, welche die beyden Consuln Curius und Lentulus anführten. Curius hatte bey Beneventum eine vortheilhafte Stellung gewählt. Pyrrhus wollte ihn überfallen. Er zog durch einen Wald, um den Römern unbemerkt nahe zu kommen; allein seine Fackeln wurden vom Winde ausgebläht, und die Truppen kamen daher vom rechten Wege ab. Dadurch wurde der Plan des Pyrrhus dem Curius verrathen, und dieser griff nun den Vortrab desselben so muthig an, daß er einige Elephanten in
seine

seine Gewalt bekam. Dieß schlug den Muth
 der feindlichen Soldaten nieder. Dennoch
 thaten sie, als es zur ordentlichen Schlacht
 kam, den Römern einen hartnäckigen Wider-
 stand. Zwar gelang es dem Curius, den
 einen Flügel des Pyrrhus zurückzudrängen;
 allein die Elephanten desselben nöthigten ihn,
 sich bis an seinen Verschanzungsgraben zu-
 rückzuziehen. Jetzt hob sich aber der Muth
 der Römer von neuem; sie bestürmten die
 Elephanten mit Wurfspeeren, ingleichen mit
 brennendem Berg und Pech, so gewaltig,
 daß diese wüthend umkehrten, und nun ganze
 Glieder von den Soldaten des Pyrrhus
 niederrissen. Dieß entschied die Schlacht
 zum Vortheile der Römer. Pyrrhus büßte
 fast sein ganzes Heer, und sein Lager, ein.
 Das letzte war so vortreflich eingerichtet,
 daß es die Römer nicht genug bewundern
 konnten, und sie, die in Kriegssachen eine
 außerordentliche Gelehrigkeit besaßen, übten
 seit der Zeit, die Kunst, ein Lager zu schla-
 gen, weit vollkommener aus. Der Consul
 Curius zog feyerlich in Rom ein. Seinen
 Triumph zierten 4 Elephanten und 1300
 Gefangene von verschiedenen Nationen. Pyrr-
 hus

hus war nun des Krieges mit den Römern so überdrüssig, daß er sich ganz in der Stille mit dem kleinen Ueberreste seines Heeres einschiffte, und nach Epirus zurückkehrte.

Durch die Besiegung des Pyrrhus wuchs das Ansehn der Römer außerordentlich, und der Ruf von ihrer Macht und ihrem Kriegsglücke verbreitete sich auch in entferntere Länder. Der ägyptische König Ptolemäus Philadelphus *) wurde (273) dadurch bewogen, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, welche dem Senate nicht nur Glück wünschte, sondern ihm auch eine Verbindung antrug. Die Römer ließen gleichfalls einige Gesandten nach Alexandrien abgehen, die vom Ptolemäus sehr freundschaftlich aufgenommen, und reichlich beschenkt wurden.

Da die Römer nunmehr den größten Theil von Italien, und besonderes auch das untere, dessen Völker sich, seit dem Abzuge des Pyrrhus, ihrer Macht nicht weiter erwehren konnten,

be:

*) Oben S. 196.

bezwungen hatten, so war ein Krieg zwischen ihnen und den Karthagern, die sich nicht nur in Sicilien, sondern auch auf dem festen Lande Italiens, festsetzen wollten, unvermeidlich. So entstand der 120jährige Kampf zwischen Rom und Karthago, der sich endlich zum Vortheile der Weltherrschaft des erstern entschied.

Sechstes Kapitel.

Karthago und Sicilien bis zum ersten punischen Kriege.

In den beyden Seiten des mittelländischen Meeres waren jetzt zwey Staaten, Rom und Karthago, im Begriffe, ihre Macht immer weiter auszubreiten; und so wie die Römer schon durch die natürliche Lage der Dinge auf die Eroberung Siciliens geleitet wurden, so war es eine Folge der Umstände, daß auch die Karthager auf Eroberungen in dieser Gegend dachten *). Am Rande eines großen Welttheiles gränzten diese meistens an rohe, unge-

*) Th. II, S. 121. 143.

ungebildete Völker, die ein nomadisches Leben führten. Unter diesen verbreiteten sie eine größere Cultur, indem sie im Lande derselben Colonien anlegten, und sie den Ackerbau treiben lehrten. Diese Colonien entrichteten in der Folge einen so ansehnlichen Tribut, daß er eine Hauptquelle der karthagischen Staats- einkünfte wurde. Aus den zu diesen Colonien geschlagenen Bezirken der Eingebornen entlehnten die Karthager aber auch rüstige und muthige Krieger, die ihnen bey der Ausführung ihrer Eroberungsentwürfe große Dienste leisteten. Doch eben diese Völker, die von den Karthagern, die ihnen lange Zeit Tribut entrichten mußten, allmählig unterdrückt worden waren, hegten einen fortdauernd bitteren Haß gegen diese despotische Nation, der sich bey jeder Gelegenheit, wo sie auf auswärtige Hülfe rechnen konnten, lebhaft äußerte.

Westlich gränzte das karthagische Gebieth an den kleinen Staat von Cyrenä, der sich zwischen der großen Syrte und Aegypten ausdehnte *).

Die

*) Theil II, S. 17.

Die Bewohner desselben waren eine spartanische Colonie, die schon zur Zeit der Phöniciere durch Ackerbau und Handlung zum Wohlstande gelangte, und mehrere ansehnliche Städte anlegte. In alten Zeiten waren die Gränzen nicht genau bestimmt worden. Darüber entstanden, seitdem die beyden Länder besser angebaut wurden, zwischen den Cyrenern und Karthagern lebhafter Handel, bey welchem vieles Blut vergossen wurde. Endlich wurde man einig, den Streit durch einen Vergleich auszumachen. Man wählte hierzu ein sonderbares Mittel. Es giengen von beyden Hauptstädten, zu gleicher Zeit, einige junge Leute aus, und da, wo sie zusammentreffen würden, sollte die Gränze seyn. Die Abgeordneten der Karthager, die beyden Brüder Philäni, giengen, wider die getroffene Verabredung, zu geschwind aus, um die Gränzen ihres Vaterlandes recht weit hinauszurücken. Die Abgeordneten von Cyrenä führten darüber die bittersten Beschwerden; da die Philäner aber durchaus nicht nachgeben wollten, so thaten sie ihnen einen Vorschlag, der ihre Vaterlandsliebe auf die stärkste Probe stellte. Wenn sie sich, sagten sie zu ihnen, auf der

Stelle, die sie durch ihre unredliche Eifertigkeit erreicht hätten, lebendig wollten begraben lassen, so sollte die Gränze hier gezogen werden. Die Abgeordneten von Cyrenä bildeten sich ein, die Karthager würden sich zu einer solchen Bedingung niemahls verstehen; allein sie sahen sich in ihrer Erwartung getäuscht. Die Liebe für das Vaterland begeisterte die Philäner so außerordentlich stark, daß sie die schreckliche Bedingung wirklich erfüllten. Die dankbaren Karthager widmeten ihrem Andenken auf der Stelle, wo sie sich dem Staate zum Opfer gebracht hatten, zwey Altäre, und erwiesen ihnen göttliche Ehre.

Da sich aber das Hauptgewerbe der Karthager auf Schiffahrt und Handlung gründete, so war es in Rücksicht derselben für sie nicht vortheilhaft genug, sich auf dem festen Lande des großen Welttheiles Afrika weiter auszubreiten; vielmehr mußten die im mittelländischen Meere befindlichen Inseln ihre Aufmerksamkeit desto stärker auf sich ziehen. Keine von diesen Inseln konnte sie aber nach ihrem Besitze lüsterner machen, als Sicilien, die ihnen einen so großen Reichthum an
Gez

Getreide, Oehl und Wein, darboth; die ihnen die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere zusicherte. Lange vorher, ehe die Karthager auf die Eroberung dieser Insel dachten, hatten sie daselbst schon Besetzungen, hatten sie sich der von den Phöniciern angelegten Colonien bemächtigt. Der Feldzug, den sie, als Bundesgenossen des Xerxes, gegen den syracussischen Tyrannen Gelon vornahmen, lief zwar sehr unglücklich ab *); aber sie ließen sich dadurch von weitem Versuchen, sich der Herrschaft über Sicilien zu bemächtigen, nicht abschrecken. Die Uneinigkeit, die zwischen den kleinen Staaten Siciliens fortdauernd herrschte, und die beständigen Unruhen, welche die Bewohner der Hauptstadt Syracus entzweyten, dienten den Karthagern zu einer reizenden Aufmunterung, ihre Eroberungsentwürfe ernstlich fortzusetzen**). In Hinsicht auf diesen Plan war ihr äusserstes Bestreben darauf gerichtet, dem herrschsüchtigen Dionys dem Aeltern entgegen zu arbeiten.

Dio:

*) Th. II, S. 143.

**) Th. II, S. 184.

Dionys, ein Mensch von geringer Herkunft, aber ausgezeichnete Tapferkeit, zog die Aufmerksamkeit auf seine Talente so mächtig auf sich, daß man ihn zum Oberfeldherrn gegen die Karthager ernannte. Diese waren von der Regierung zu Aegestá, welcher die unglücklichen Athener keinen Beystand mehr leisten konnten, gegen Selinus zu Hülfe gerufen worden *). Sie kamen (409) mit einer großen Flotte nach Sicilien, eroberten und zerstörten die Stadt Selinus, und tödteten 16,000 Bürger derselben, die sich recht brav gehalten hatten. Ihr Oberbefehlshaber Hannibal wurde durch einige Abgeordnete von Syrakus gebethen, wenigstens die Tempel zu schonen; aber der unbarmherzige General ließ auch diese bis auf den Grund niederreißen. Eben dieses Schicksal hatte die Stadt Himera, und die eignen Landsleute derselben, die Bundesgenossen der Karthager, fanden ein Vergnügen daran, ihr Unglück befördern zu helfen. Die Karthager schmeichelten sich nun mit der Hoffnung, daß ihnen die Eroberung der ganzen Insel

*) Th. II, S. 184.

Insel Sicilien nicht mehr sehr viel Mühe kosten würde. Um jedoch diese Hoffnung desto sicherer erfüllt zu sehen, verstärkten sie (406) ihr Heer in Sicilien durch viele Truppen, die sie von den Mauritanern, Numidiern und andern afrikanischen Völkern, in gleichen von den italienischen Campanern, in Gold nahmen, so ansehnlich, daß es wenigstens 120,000 Mann betrug. Mit einem Theile dieser großen Armee eroberten sie (406) die reiche, mit 200,000 Menschen angefüllte, Stadt Agrigent, welche geplündert und zerstört wurde. Hierauf belagerten sie auch Gela.

Schrecken und Entsetzen verbreitete sich jetzt über ganz Sicilien. Viele Einwohner der von den Karthagern so unbarmerzig zerstörten Städte flüchteten nach Syrakus, oder nach Italien. In Syrakus entstanden lebhafteste Unruhen, weil die Befehlshaber der syrakusischen Hülfsstruppen die Uebergabe von Agrigent durch Verrätherey bewirkt haben sollten. Niemand bemühte sich eifriger, diese Beschuldigung glaubwürdig zu machen, als Dionys, der sich im Kriege mit den Athenern auf eine rühmliche Art ausgezeichnet hatte.

hatte. Er wußte durch seine Beredsamkeit die Versammlung der sicilischen Abgeordneten zu Syrakus dergestalt für sich einzunehmen, daß man ihn zum Feldherrn ernannte. Jetzt entwarf der ehrgeizige Mann den Plan, sich zum Oberherrn von Syrakus zu machen. Durch das Vorgeben einer Verschwörung brachte er es in der Bürgerversammlung der Stadt Leontium dahin, daß man ihm eine Leibwache von 600 Mann zugestand, die er eigenmächtig bis auf 1000 Köpfe vermehrte. Als Obergeneral besetzte er alle Officierstellen mit Männern, die zu seinen Vertrauten und Anhängern gehörten; auch verstärkte er die Armee durch allerley Leute, die ihn als ihren Wohlthäter betrachteten. Nun marschirte er nach Syrakus, bemächtigte sich der Festung, und erklärte sich zum König.

Dionys zog hierauf mit einem ansehnlichen Heere aus, um die von den Karthagern belagerte Stadt Gela zu entsetzen. Aber er fand die Macht der Karthager so unwiderstehlich, daß er den Einwohnern von Gela kein andres Rettungsmittel anzugeben wußte, als sich aus der Stadt herauszuschleichen.

Als

Alter oder Kränklichkeit hinderte jedoch manchen, sich schnell genug zu entfernen. Alle diese wurden von den barbarischen Kriegern der Karthager niedergehauen. Vielleicht hätten diese noch manche schöne Stadt Siciliens zerstört, wenn sie (405) nicht eine wüthende Pest genöthigt hätte, dem Dionys Friedensvorschläge zu thun, und der letztre war darüber so froh, daß er zu einer ansehnlichen Vermehrung des karthagischen Gebietes, durch die Bezirke von Gela, Camarina und andre mehr, seine Einwilligung gab.

Da jedoch Dionys, als Beherrscher von Syrakus, den Plan gemacht hatte, sich zum Oberherrn von ganz Sicilien zu erheben, so mußte er darauf denken, die Karthager von der schönen Insel ganz zu entfernen. Die große Macht derselben nöthigte ihn, außerordentliche Zurüstungen zu machen. Er ließ 140,000 vollständige Rüstungen verfertigen, und seine Armee wuchs bis auf 80,000 Mann an. Die Flotte wurde bis auf 310 Kriegsschiffe vermehrt. Nachdem er sich in diesen furchtbaren Zustand versetzt hatte, scheute er sich (398) nicht länger, den Karthagern ohne
weis

weitere Umstände zu erklären, daß sie alle sicilischen Städte räumen sollten. Er nahm ihnen auch schon verschiedene Städte weg; die Karthager schickten aber eine so große Macht nach Sicilien, daß Dionys von ihr nach Syrakus zurückgetrieben wurde. Auch diese Hauptstadt wurde jetzt (396) von ihnen belagert. Doch die Natur bewies sich jetzt zur Rettung der Syrakuser thätig. Die schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe und Moräste, die sich in der Nähe des karthagischen Lagers befanden, verursachten, von der schrecklichen Sommerhitze verschlimmert, eine ansteckende Krankheit, welche das Heer der Karthager ganz außerordentlich verminderte. Ihre traurigen Umstände benutzte Dionys, um ihre Flotte anzuzünden, und ihr Lager zu erstürmen. Die Karthager mußten aus ganz Sicilien abziehen. Da sie ihr Geldreichthum in den Stand setze, eine verlorne Armee immer wieder durch eine neue zu ersetzen, so gaben sie ihre Versuche, Sicilien zu erobern, keinesweges auf. Es erschien ein neues Heer der Karthager in Sicilien, und Dionys sah sich endlich (392), weil er von den übrigen Staaten Siciliens zu wenig

unz

unterstützt wurde, genöthigt, mit ihnen Friede zu machen. Doch Dionys gerieth (383) zum drittenmahl mit den Karthagern in Krieg; aber eine große Niederlage, die auf einen von ihm erfochtenen Sieg folgte, nöthigte ihn zu einem für Karthago vortheilhaften Vergleiche. Dieses erhielt Selinus. Doch Dionys, dessen Eroberungsentwürfe in Sicilien durch die Karthager gehindert wurden, versuchte noch vorher sein Glück in Unteritalien, und er bemächtigte sich endlich (387) der Stadt Rhegium, nachdem sie die schrecklichste Hungersnoth ausgestanden hatte. Als er in die eroberte Stadt zog, fand er alle Straßen mit Leichenhaufen angefüllt, fand er die noch lebenden Menschen den Todtengerippen ähnlich. So ein trauriger Anblick hätte ihm Empfindungen des Mitleids abzwängen sollen; aber Dionys dachte unbarmherzig genug; nicht nur 6000 Gefangene, die ihre Freyheit nicht bezahlen konnten, als Leibeigene zu verkaufen, sondern auch den tapfern Commandanten Philo auf eine unmenschliche Art zu behandeln.

Eine solche barbarische Verfahrensart konnte den kleinen Staaten Siciliens keine
Neiz

Neigung beybringen, sich dem Dionys zu unterwerfen. Daher gelang es ihm auch nicht, Oberherr von ganz Sicilien zu werden. Seine Regierung über Syrakus (st. 368) dauerte 25 Jahre. Daß Ehrgeiß, Habsucht und Grausamkeit Hauptzüge seines Charakters ausmachten, das zeigt sich in seiner Geschichte auffallend. Seine Habsucht war so unwiderstehlich, daß sie selbst die Götter nicht schonte. Der Jupiter im Tempel zu Syrakus prangte mit einem goldnen Mantel, den ihm der ehemalige Tyrann Hiero verehrt hatte. Dionys vertauschte ihn gegen einen wollnen; im Sommer, sagte er, wäre der goldne Mantel zu schwer, und im Winter schlosse er sich nicht genug an. Dem Aesculap ließ er seinen goldnen Bart wegnehmen, weil es sich nicht schicke, daß der Sohn eines unbärtigen Vaters (des Apolls) mit einem Barte erscheine. Er plünderte noch verschiedene andre Götter. Nun wollte er doch nicht das Ansehn behalten, sich gegen die Götter unehrerbiethig bewiesen zu haben. Er befahl daher allen denen, die vom Raube der Götter etwas an sich gebracht hätten, es wieder in ihre Tempel zu liefern; aber das Geld,

das

das sie dafür bezahlt hatten, erhielten sie nicht zurück. Freylich brauchte er zu dem Kriege gegen die Karthager sehr vieles Geld, und in einer solchen Noth werden, wie selbst die neueste Geschichte lehrt, die Tempel nicht allemahl geschont. Dionys wollte sogar den Tempel zu Delphi plündern; er besann sich jedoch wieder anders, und rüstete, unter dem Vorwande, das Meer von Seeräubern zu reinigen, eine Flotte von 60 Schiffen aus, die in Hetrurien landete, und einen reichen Tempel aller seiner Schätze beraubte, die 1500 Talente werth waren.

Unter andern Schwachheiten hatte Dionys auch die Eitelkeit, für einen großen Dichter gelten zu wollen. Sein Hof war daher ein Sammelplatz der Dichter, die sich meistens nicht schämten, dem Dionys, wegen seiner poetischen Talente und vortreflichen Gedichte, die schmeichelhaftesten Lobsprüche beyzulegen. Dieß freute den Tyrannen ungemein, weil es ihm noch angenehmer war, seine Verse, als seine Siege, loben zu hören. Um so weniger konnte er es daher vertragen, daß der vortrefliche Dichter Philoxenus seine Gedichte

dichte

dichte freymüthig beurtheilte. Er verurtheilte ihn daher, als Leibzeiger, in einem Steinbruche zu arbeiten. Durch die Bitten seiner vertrauesten Freunde ließ sich Dionys jedoch bereden, den freymüthigen Dichter schon am folgenden Tage wieder in Freyheit zu setzen, und ihm wieder den Zutritt an dem Hofe zu gestatten. Er stellte bey dieser Gelegenheit ein herrliches Gastmahl an. Als der Wein die Laune der Gäste zur Fröhlichkeit gestimmt hatte, vergaß sich Dionys so sehr, daß er seine eigenen Verse lobte, daß er einige derselben, die er für die vorzüglichsten hielt, hersang, und nun den Philoxenus fragte, was er von ihnen urtheile? Des Dichters Antwort hierauf bestand blos darin, daß er zur Leibwache sagte: sie möchten ihn nur wieder in den Steinbruch bringen. Dionys fühlte das Edle, das in dem Benehmen des Philoxenus lag, so gut, daß er demselben seine Freymüthigkeit verzieh. Da sich Dionys auf den Ruhm eines Dichters so viel einbildete, so gehörte es zu seinen vornehmsten Wünschen, bey den olympischen Spielen einen Preis in der Dichtkunst zu erhalten. Er schickte in dieser Absicht seinen Bruder Thearides nach Olympia.

Die:

Dieser sollte sich zugleich um den Preis im Wagenrennen bewerben. Er erschien mit einer Menge kostbarer Wagen, und sein mit Gold und Silber prächtiggesticktes Zelt zog aller Augen auf sich. Aber der Bevollmächtigte des Dionys sah die Erwartung seines Bruders sehr getäuscht. Zwar tönnten dessen Verse, von herrlichen Stimmen abgesungen, sehr schön in die Ohren; als man aber auf den Bau und den Inhalt derselben genauer aufmerkte, fand man so viel unrichtiges und lächerliches in denselben, daß die Versammlung in ein lautes Gelächter ausbrach; daß sie die Sängere von der Bühne herabzischte; daß sie im Unwillen sogar das kostbare Zelt in Stücke zerriß. Auch die Wagen des Dionys hatten wenig Glück, indem sie entweder von der Bahn getrieben, oder zertrümmert wurden. Diese Beschimpfung kränkte den eitlen Dionys so gewaltig, daß sie seine Laune zur Schwermuth, zum Wahnsinne umstimmte. Er glaubte sich von jedermann beneidet, von Feinden und Freunden verfolgt. Mancher von seinen Vertrauten wurde verbannt, oder gar hingerichtet. Er besann sich jedoch wieder, und machte nach 18 Jahren einen neuen Versuch, einen
Dich;

Dichterpreis zu erhalten. Ein von ihm fertigtes Trauerspiel hatte das Glück, in einer Versammlung der Trauerspieldichter zu Athen, für das vorzüglichste erkannt zu werden. Seine Freude über die Nachricht von diesem Siege gieng in Entzückung über. Götter und Menschen wurden mit der größten Freygebigkeit beschenkt, Lustbarkeiten und Gastmahle nahmen kein Ende.

Das Leben des Dionys war übrigens mit mancher Nengstlichkeit verflochten. Er fühlte es sehr gut, daß man ihn, seines eignen mächtigen, ungerechten Verfahrens wegen, nicht liebte. Dieses Gefühl, das sich immer stärker regte, machte ihn bis zur Schwermuth argwöhnisch. Er sprach, wie man versichert, zu den Bürgern von Syrakus nicht anders, als von der Spitze eines Thurmes herab. Seinen Vertrauten und Freunden traute er so wenig, daß er beständig von einer Leibwache von Ausländern umringt war. Einst rühmte sich sein Barbierer, daß er die Kehle des Monarchen oft unter seinem Messer gehabt hätte. Dieß war für den Dionys genug, ihn hinrichten zu lassen. Von dieser Zeit an wagte

wagte er es nicht, jemand anders als seine beyden noch nicht erwachsenen Töchter über seinen Bart zu lassen, und auch gegen diese zeigte er sich, als sie größer wurden, so mißtrauisch, daß er ihnen zu diesem Geschäfte weder Messer noch Scheeren, sondern bloß glühende Nußschaalen, erlaubte. Endlich gieng sein Argwohn so weit, daß er sich selbst rasirte. In das Zimmer seiner Gemahlinnen gieng er nicht eher, als bis alles sorgfältig durchsucht worden war. Sein Bett umgab ein tiefer, breiter Graben, über den eine Zugbrücke führte. Dennoch war sein Schlaf so ängstlich, daß er durch das geringste Geräusch unterbrochen wurde. Selbst sein Bruder, selbst sein Sohn, wurden nicht vor ihn gelassen, wenn sie sich nicht vorher erst genau hatten durchsuchen lassen. So ein trauriges Leben führte der Tyrann Dionys, der sein Glück in der Befriedigung seines Ehrgeizes suchte!

Er hatte von zwey Gemahlinnen mehrere Kinder. Dion, der Bruder seiner zweyten Gemahlin Aristomache, gab sich Mühe, ihn zu bereden, daß er einen von seinen Neffen

Galletti Weltg. 3r Th. E zum

zum Nachfolger ernennen möchte; allein die Freunde der Kinder der ersten Gemahlin verabredeten es mit den Aerzten, den Tod des Vaters Dionys durch eine starke Arznei zu beschleunigen, damit er nicht Zeit haben möchte, etwas zum Nachtheile seines erstgebohrnen Sohnes zu verordnen. Dieß war Dionys der Jüngere, der mit einem sanften, gutmüthigen Charakter viele Liebe für die Wissenschaften vereinigte. Sein schlechtdeutender Vater suchte alle Anlagen zu tugendhaften und erhabenen Gesinnungen in ihm zu ersticken; der Stiefonkel Dion aber nahm sich seiner Bildung mit edlem Eifer an. Doch Dionys, dem der Zwang, worin ihn sein strenger Vater gehalten hatte, oft unerträglich gewesen war, überließ sich, von den Fesseln desselben befreyt, allen Arten sinnlicher Ausschweifungen. Drey Monathe hindurch blieb sein Pallast der Residenz des Schlaraffenkönigs. Dion, der den jungen, in der Wollust ganz versunkenen, König wieder zu edlern Gesinnungen und Beschäftigungen umstimmen wollte, sagte ihm von dem Philosophen Plato so viel schönes vor, bis sich derselbe endlich (364) entschloß, ihn an seinen Hof

Hof zu berufen. Plato, der das schwankende Glück des Hoflebens aus Erfahrung kannte*), ließ sich blos durch die dringenden Bitten des Dions, und der in Sicilien und Italien lebenden pythagoräischen Weltweisen bewegen, der Einladung des Dionys zu folgen. Der junge Monarch empfing den großen Philosophen mit der ausgezeichnetsten Hochachtung. Auch zeigte er alle Fähigkeiten und alle Neigung, den Unterricht desselben zu benutzen. Dionys schien auf einmahl ganz umgeschaffen. Die Hofleute folgten dem Beyspiele des Monarchen, und vergaßen, bey dem eifrigen Studium der Philosophie, alle Vergnügungen der Sinnlichkeit, denen sie sich sonst so ausschweifend überlassen hatten. Aber der Zwang, den sie sich dabey anthaten, war ihnen so unerträglich, daß sie sich heimlich alle Mühe gaben, das vorige Hofleben wieder herbeyzuführen. Hierzu munterte sie aber auch die Besorgniß auf, daß Plato am Ende den Dionys bereden könnte, die Herrschaft über Syrakus wieder aufzugeben. Es glückte ihnen endlich (360)

K 2

den

*) Th. II, S. 328.

den Dion bey dem jungen Könige so in Verdacht zu bringen, daß er des Landes verwiesen wurde. Doch Dion stand in so großem Ansehn, daß er überall, wo er hinkam, und besonders in Athen, die ehrenvollste Aufnahme fand. Seit Dions Entfernung konnte Plato mit Anstand nicht länger an dem Hofe des Dionys bleiben. Zwar kehrte er noch einmahl an denselben zurück, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Zurückberufung des Dions auszuwirken; aber er sah seine Hoffnung getäuscht.

Da Dion unter den Syrakusern, und auch unter den Einwohnern des übrigen Siciliens, viele Freunde und Anhänger hatte, die ihm, wenn er den Tyrannen Dionys vertreiben wollte, ihre Unterstützung versprachen, so wagte es derselbe (357) mit 800 Mann in Sicilien zu landen. In kurzer Zeit befand er sich an der Spitze von 50,000 Mann. Dionys, der ein Heer von mehr als hundert tausend Köpfen hatte, sah sich von seinen Soldaten und Unterthanen so verlassen, daß er mit seinen Schätzen nach Italien flüchtete. Noch vorher hatte er aber die Bürger von
Syr

Syrakus gegen den rechtschaffenen Dion so mit Mißtrauen erfüllt, daß dieser sich gleichfalls entfernen mußte. Als aber nun die Stadt von der Besatzung der Festung geplündert wurde, holte man den Dion wieder zurück. Dieser war nun eben im Begriffe, die republikanische Verfassung wieder herzustellen, als ihn (354) Calippus, das Oberhaupt der Gegenparthey, ermordete. Dieser, der sich nunmehr zum Tyrannen von Syrakus aufwarf, verstand es jedoch so wenig, sich die Liebe der Syrakuser zu verschaffen, daß er bald (350) verdrängt wurde, und daß es (346) dem jüngern Dionys nicht viele Mühe kostete, wieder Oberherr von Syrakus zu werden.

Die Stadt Syrakus befand sich um diese Zeit in großem Gedränge, weil sie zugleich von den Karthagern, und dem leontinischen Tyrannen Ictas, angegriffen wurde. Um aus diesem Gedränge herauszukommen, bath sie sich von dem Mutterstaate Korinth Hülfe aus. Dieser schickte ihr (345) 1000 Mann und 10 Schiffe. Das Hülfs-corps war zwar klein; aber desto größer war der Feldherr, Timoleon, ein so eifriger Vertheidiger der Frey-

Freiheit, daß er selbst seinen Bruder, als er nach der Oberherrschaft von Korinth strebte, getödtet hatte. Von diesem hatte Dionys kein günstiges Schicksal zu erwarten. Timoleon bedrängte ihn auch so sehr, daß er sich (343) bewogen fand, der Regierung über Syrakus zu entsagen. Man brachte ihn nach Korinth, wo er ein ausschweifendes Leben führte, wo er zuletzt in so dürftige Umstände gerieth, daß er sich vom Unterricht der Kinder nähren mußte. Als König hatte er weniger glücklich gelebt, wie er als Schulmeister lebte.

Indessen befreyte Timoleon nicht nur Syrakus, sondern auch die übrigen sicilischen Städte, von ihren Tyrannen. Er wollte auch die Karthager zur Räumung der ganzen Insel Sicilien nöthigen; dieß gelang ihm jedoch aller seiner Tapferkeit ungeachtet nicht. Nachdem er aber den sicilischen Staaten ihre Freiheit wieder verschafft hatte, legte er (339) seine Generalsstelle nieder, und brachte die noch übrigen zwey Jahre seines Lebens als ein Privatmann zu (St. 337). In seinen letzten Tagen erlebte er noch das Unglück, blind zu werden.

Ehe

Ehe Timoleon, der Befreyer von Syrakus starb, hatte sich schon wieder ein anderer, Namens Sosistratus, zum Oberhaupte des Staates emporgeschwungen. Dieser bekant an dem Agathokles einem sehr furchtbaren Gegner. Agathokles, der Sohn eines Idäpfers, war so schön gebildet, daß ihn Damas, einer der vornehmsten und reichsten Männer zu Syrakus, ein Freund von schönen Jünglingen, sehr lieb gewann. Die Natur hatte ihm aber nicht allein Schönheit, sondern auch Stärke des Körpers verliehen, die er durch fleißige Uebungen bis zur Bewunderung entwickelte. Schon als gemeiner Soldat zog er die Aufmerksamkeit aller auf sich. Damas, der von der Stadt Agrigent zu ihrem Feldherren ernannt worden war, erhob ihn zum Befehlshaber über 1000 Mann. Den größten Dienst aber erwies er ihm dadurch, daß er ihm seine reiche Wittve hintertieß. Agathokles wurde dadurch der wohlhabendste Mann in Syrakus. Dennoch war er nicht im Stande, den herrschsüchtigen Entwürfen des Sosistratus nachdrücklich genug entgegen zu arbeiten. Er hatte vielmehr das Schicksal, Syrakus verlassen zu müssen. Agathokles wendete sich nach

Unter:

Unteritalien, wo er sich durch seine kriegerischen Talente ein großes Ansehn erwarb. Dieß ermunterte ihn hier und da zu einem Versuche, sich der Oberherrschaft über eine Stadt zu bemächtigen. Endlich erlebte er (317) die Freude, daß ihn die Syrakuser gegen den Tyrannen Sosistratus zu Hülfe riefen, der von den Karthagern unterstützt wurde. Agathokles hielt sich als Feldherr der Syrakuser so brav, daß Sosistratus mit seinen Karthagischen Hülfsstruppen nichts gegen ihn ausrichten konnte; aber er schonte sich dabey auch so wenig, daß er in einem Gefechte sieben Wunden bekam. Als er aber die Absicht verrieth, sich zum Oberherrn von Syrakus aufzuwerfen, vertauschten ihn die Syrakuser gegen einen Korinthischen General, der gegen ihn so feindselig gesinnt war, daß er sich verkleidet aus Syrakus wegschleichen mußte. Mit Hülfe seiner Freunde und Anhänger brachte jedoch Agathokles einen so ansehnlichen Haufen von Kriegsvolk zusammen, daß die Regierung zu Syrakus es nicht wagte, ihm die Oberbefehlshaberstelle ihrer Armee länger zu verweigern.

In Syrakus herrschten damahls sechs-
 hundert vornehme Männer, die, zum Verdrusse
 der gemeinen Bürger, die Verfassung dieses
 Staates ganz aristokratisch einrichteten. Aga-
 thokles mußte also, wenn er den großen Haufen
 für seine Absichten gewinnen wollte, die herr-
 schende Parthey der Vornehmen zu unter-
 drücken suchen. Er verfuhr dabey mit außer-
 ordentlicher Grausamkeit. Als er im Begriffe
 war, an der Spitze eines Heeres, welches
 gegen eine auführerische Stadt marschiren
 sollte, aufzubrechen, stellte er den um ihn
 versammelten Soldaten in einer Rede vor,
 daß sie jetzt die beste Gelegenheit hätten, die
 innern Feinde des Vaterlandes zu unterdrücken.
 Die Soldaten rückten hierauf wieder in die
 Stadt ein, überfielen die vornehmen und
 reichen Bürger in ihren Häusern, machten,
 ohne auf Alter und Geschlecht Rücksicht zu
 nehmen, alles nieder, und tödteten in Zeit
 von wenig Stunden über 4000 Menschen.
 Für den grausam ehrgeizigen Agathokles war
 aber noch nicht genug gemordet. Man setzte
 das Spiel des schrecklichsten Muthwillens noch
 zwey ganze Tage fort, und mordete und
 plünderte ohne alle Schonung. Hierauf berief
 Agathokles

Agathokles

Agathokles die noch übrigen, meistens armen, Bürger zu einer Versammlung, und erklärte ihnen, daß das Geschehene zur Rettung des Staates durchaus nothwendig gewesen wäre, und daß er die Absicht hätte, nächstens wieder in den Privatstand zurückzukehren. Da rief der ganze Haufe, unter dem sich kein Mann von edlen Gesinnungen mehr befand, dem Agathokles einstimmig zum Könige aus. Um sich nun der Gunst der gemeinen Bürger noch mehr zu versichern, machte er die Verordnung, daß alle Schulden aufgehoben, und alle Ländereyen gleich vertheilt werden sollten. Die wenigen Reichen, die noch übrig geblieben waren, durften nicht den geringsten Widerspruch wagen, und die Regierung des Agathokles war nun völlig befestigt. Sein Betragen war seit der Zeit so leutselig, so herablassend, und seine Anordnungen und Gesetze waren für das gemeine Beste so wohlthätig, daß sich die Syrakuser keinen bessern Regenten wünschen konnten. Mit Vergnügen waren sie ihm behülfslich, sich auch die übrigen Staaten Siciliens zu unterwerfen. Dieß hatte jedoch die Folge, daß er mit den Karthagern in Handel gerieth, zu welchen die Männer, die

die er aus dem Besitze ihrer Herrschaft verdrängt hatte, ihre Zuflucht nahmen. Durch eine unglückliche Schlacht wurde nun Agathokles (311) so sehr geschwächt, daß er sich nach Syrakus zurückziehen mußte.

In Syrakus sah sich Agathokles von den Karthagern belagert. Da beschloß er, durch einen kühnen Streich sein gesunkenes Glück wieder aufzurichten. Er hob unter den Soldaten und Bürgern die muthigsten und unerschrockensten aus, und gesellte ihnen diejenigen Sklaven zu, welche die Waffen führen konnten. Mit diesem Haufen schlich er sich aus Syrakus heraus. Es wanderten auf 1600 Bürger mit, welche dem Ungemach einer Belagerung zu entgehen wünschten. Diese ließ der Wüthrich Agathokles von einzelnen Partheyen, die er ihnen nachschickte, niederhauen, um sich ihrer mitgenommenen Schätze zu bemächtigen. So bekam er das zur Ausführung seines Entwurfes nöthige Geld. Sein Bruder Antander stellte in seiner Abwesenheit den Oberbefehlshaber in Syrakus vor, und er war mit Kriegsvolk und Lebensmitteln hinlänglich versehen, um eine lange Belagerung aushalten zu können.

Agas

Agathokles schiffte seine Leute auf 60 Schiffe ein. Jetzt zeigte sich aber die große Schwierigkeit, sie aus dem Hafen herauszubringen, weil dieser von einer karthagischen Flotte gesperrt wurde. Doch der schlaue Agathokles, der jeden für die Ausföhrung seiner Unternehmungen günstigen Umstand zu benutzen wußte, schlich sich, als die Karthager einer Transportflotte, die ihnen Lebensbedürfnisse zuföhrte, entgegen giengen, glücklich aus dem Hafen heraus, und entfernte sich mit solcher Geschwindigkeit, daß sie ihn nicht eher einholen konnten, als bis er an der Küste von Afrika angelangt war. Zwar griffen sie ihn hier an: aber, durch die schnelle Fahrt entkräftet, fochten sie so wenig mit Nachdruck, daß sie sich mit Verlust zurückziehen mußten.

Wie Agathokles seine Truppen auf der Küste von Afrika beysammen sah, eröffnete er ihnen seinen Plan, den karthagischen Staat in seinem eignen Lande zu bekriegen. Die Ausföhrung dieses Plans, setzte er hinzu, würde von manchen Umständen begünstigt. Die Karthager wären weichliche, üppige Leute; ihre Städte befänden sich in schlechtem Vertheils

theidigungsstände, und die Afrikaner, die gegen ihre Herrschaft einen unüberwindlichen Abscheu hegten, würden den Feinden derselben mit Vergnügen bestehen. So stößte Agathokles seinen Kriegern Muth ein. Hierauf berief er sie noch einmahl zusammen. Er hätte, sprach er, auf der Fahrt nach Afrika das Gelübde gethan, die Schiffe der Ceres und der Proserpine, den Schutzgöttinnen Siciliens, zu Ehren, zu verbrennen, wenn sie seine Flotte glücklich nach Afrika brächten. Jetzt wäre er im Begriff, dieses Gelübde zu erfüllen. Mit diesen Worten nahm er eine Fackel, und zündete eines seiner Schiffe an. Seine Officiere, die von seiner Absicht schon vorher unterrichtet waren, folgten seinem Beyspiele, und nun ahmten es auch die gemeinen Soldaten, unter lautem Jubelgeschrey, so emsig nach, daß nach wenigen Minuten die ganze Flotte in Brand stand. So unüberlegt und so abentheuerlich das, was Agathokles hier that, dem ersten Anblicke nach schien, so hatte er doch seine guten Gründe dazu. An der Küste von Afrika gab es keinen Hafen, der seine Flotte zum sichern Zufluchtsorte hätte dienen können; auch durfte er sein
 kleiz

kleines Heer nicht theilen, und noch weniger war es rathsam, die Flotte den Karthagern preis zu geben; endlich konnte der Gedanke, sich aller Gelegenheit zum Rückzuge beraubt zu sehen, die Soldaten des Agathokles von der Nothwendigkeit überzeugen, entweder zu siegen, oder zu sterben.

So wagte es der kühne Agathokles, mit einem kleinen Heere von 14000 Mann den mächtigen Karthagern in ihrem eignen Lande Troß zu bieten! Er eroberte verschiedene Städte. Um sich nicht durch Besatzungen zu schwächen, ließ er sie zerstören. Schon rückte er gegen die Hauptstadt Karthago an. Die Karthager geriethen in die lebhafteste Bestürzung. Der Anmarsch des Agathokles schien ihnen der sicherste Beweis, daß ihre Armee in Sicilien vernichtet, und ihre Flotte zu Grunde gerichtet wäre. Sie waren daher anfangs geneigt, Friedensvorschläge zu thun; als sie aber von dem Zustande ihres Heeres und ihrer Flotte trostreiche Nachrichten erhalten hatten, brachten sie in der Geschwindigkeit 40,000 Mann zusammen, mit welchen sie den Agathokles, nicht weit von der Hauptstadt, erwarteten.

erwarteten. Seine Soldaten stuzten bey dem Anblicke der großen Menge; der schlaue Agathokles aber wußte ihren Muth wieder anzufeuern. Er ließ einige Eulen unter die Soldaten fliegen. Man hielt diese der Minerva geweihten Vögel für ein günstiges Zeichen. Mit begeistertem Muth rückten des Agathokles Krieger gegen die Karthager an, und erfochten einen vollkommenen Sieg. Doch hatte Agathokles diesen Sieg zum Theil der Berrätherey eines karthagischen Generals zu danken, der sich zu bald zurückzog. Die Regierung zu Karthago gerieth in solche Bestürzung, daß sie ihrem Obergeneral in Sicilien, dem Hamilkar, den Befehl zuschickte, mit seiner Armee und Flotte möglichstgeschwind nach Afrika zurückzukehren.

Hamilkar, ein entschlossener Mann, machte, ehe er dem Befehle der karthagischen Regierung gehorchte, einen Versuch, die Stadt Syrakus in seine Gewalt zu bekommen. Er verbreitete das Gerücht, daß Agathokles mit seinem ganzen Heere in Afrika niedergehauen worden wäre, und erzeugte, um die Vernichtung seiner Flotte zu beweisen, die ihm überschickten

Schiffs;

Schiffsschnäbel derselben vor. Die Syrakuser, die von dem Schicksale des Agathokles noch keine Nachricht erhalten hatten, erschrakten darüber so gewaltig, daß sie die Uebergabe der Stadt für unvermeidlich hielten; die Befehlshaber der Besatzung glaubten jedoch, sich so lange tapfer wehren zu müssen, bis man zuverlässige Nachrichten aus Afrika hätte. Diese überbrachte einige Tage hernach ein vom Agathokles abgeschicktes Schiff, und nun bekamen die Syrakuser wieder so viel Muth, daß sie einen Sturm der Karthager tapfer zurücktrieben. Hamilkar, welcher der Ehre, Syrakus erobert zu haben, nicht gern entsagen wollte, glaubte schon genug zu thun, wenn er der bedrängten Hauptstadt 5000 Mann zu Hülfe schickte.

Karthagos Gefahr wurde indessen immer größer. Agathokles, dessen Heer durch viele Afrikaner verstärkt wurde, die sich bei dieser Gelegenheit von dem drückenden Joche der Karthager zu befreien hofften, eroberte Tunis, Adrumetum, und auf 200 andre Städte und Flecken. Fast das ganze karthagische Gebieth hatte er schon in seiner Gewalt, und er drang sogar

fogar in Libien ein. Sein Muth wurde durch die Nachrichten, die er (309) aus Sicilien bekam, noch mehr angefeuert. Die Syrakuser hatten den Hamilkar durch einen Ausfall geschlagen, hatten ihn selbst gefangen genommen, hatten ihm, nach mancherley Martern, den Kopf abgehauen, und schickten nun diesen Kopf dem Agathokles nach Afrika. Dieser zeigte ihn den Karthagern, die dadurch in die äufferste Bestürzung geriethen. Er machte hierauf Anstalten, Karthago selbst zu erobern. Vorher lud er alle afrikanischen Könige zu einer Verbindung gegen den ihnen so verhassten Staat ein. Unter andern both er dem Ophellas, einem ehemaligen General des macedonischen Alexanders, der über Cyrenä herrschte, die Oberherrschaft über Afrika an, wenn er ihm gegen Karthago beystehen würde. Ophellas folgte der reizenden Einladung, und begab sich mit einem Heere von 20,000 Griechen und Afrikanern auf den Marsch. Dieser Marsch führte ihn zwey Monathe lang durch sandige und unfurchtbare Gegenden, wo viele von seinen Leuten, theils durch große Schlangen, theils durch den Hunger, getödtet wurden. Nachdem er alle diese Mäßseligkeiten

Calletti Weltg. 3r Th. Y aus

ausgestanden hatte, widerfuhr ihm das traurige Schicksal, daß ihn der treulose Agathokles ermorden ließ. Seine Armee brachte dieser durch Versprechungen und Hoffnungen dahin, unter seinen Fahnen Dienste zu nehmen. Nun dünkte sich Agathokles so mächtig, daß er (307) nach dem Beispiele der Nachfolger Alexanders, den Titel eines Königes von Afrika annahm.

Jetzt, da Agathokles dem Zeitpunkte, Karthago in seiner Gewalt zu sehen, vielleicht nahe war, jetzt machte ihn eine Meuterey, die unter seinem Heere ausbrach, jetzt machte ihn die Nachricht von der Empörung der sicilischen Städte so besorgt, daß er mit 2000 Mann nach Sicilien eilte. Sein Sohn Archagathus, den er in Afrika zurückließ, war unglücklich. Er selbst wurde, als er nach Afrika zurückkehrte, vom Unglück dergestalt verfolgt, daß er, von seinem vormahls so bewundernswürdigen Muth ganz verlassen, sich davon schlich, und seine Söhne der Muth der getäuschten Soldaten hinterließ, die sie gleich nach seiner Abreise umbrachten, und sich mit den Karthagern verglichen. Aus
 Rache

Rache ließ Agathokles alle Syrakuser, die mit seinen Soldaten verwandt waren, gleichfalls tödten, und da wurde der Säugling eben so wenig, als der Greis, verschont. So sehr dieses unmenschliche Verfahren den Haß gegen den Agathokles vermehrte, so gelang es ihm dennoch, ganz Sicilien, bis auf die karthagischen Besitzungen, wieder zu erobern. Er breitete seine Eroberungen bis nach Unteritalien aus, wo er sich die Bruttier unterwürfig machte. Hierauf rüstete er sich von neuen, um die Karthager von Sicilien völlig zu vertreiben. Schon hatte er eine Flotte von 200 Schiffen, die vier bis sechs Ruderreihen führten, beisammen, als sich (289) sein unvermutheter Tod ereignete. Er hatte einen Liebling, Nakhmens Manon, der bey der Eroberung der Stadt Megesta in seine Hände gerathen war. Diesen schönen Jüngling kränkte nicht nur das Schicksal seines Vaterlandes, sondern auch sein eignes trauriges Loos, die Liebsungen des 95jährigen Tyrannen sich gefallen lassen zu müssen. Mit Vergnügen ergriff er daher die Gelegenheit, die sich ihm darboth, den alten Wollüstling aus der Welt zu schaffen. Agathokles war in Begriff, seinem zweyten

2 Sohne

Sohne gleiches Namens die Thronfolge zu versichern, und seinen Enkel Archagathus, der den obenerwähnten Archagathus zum Vater hatte, einen für seine Jugend sehr muthigen und tapfern Prinzen, der den Oberbefehlshaber der gegen die Karthager im Felde stehenden Armee abgab, von der Regierung, auf die er sich große Hoffnung machte, auszuschließen. Dieser beredete aber den Manon, seinen Großvater zu vergiften. Agathokles hatte die Gewohnheit, nach der Tafel seine Zähne mit einem Federkiele zu reinigen. Manon überreichte ihm einen vergifteten. Der Gift griff erst die Zähne, und hernach den ganzen Körper des Agathokles so gewaltig an, daß er ganz aufgelöset wurde. Der Tyrann, der sich nun seinem Tode näherte, versammelte die Bürger, bath sie, seinen gottlosen Enkel zu bestrafen, und versprach, die demokratische Verfassung wieder einzuführen. Dem Archagathus wurde bange, daß er vielleicht seinen Tod noch bewirken könnte. Er ließ ihn daher lebendig, aber äusserst schwach, auf einen Scheiterhaufen bringen, wo er sein Leben beschloß. Dieß war das Ende eines der größten Männer des Alterthums, der mit

seis

seinen außerordentlichen Talenten einen ungeheuern, alle Schranken der Moralität und der Menschlichkeit übersteigenden, Ehrgeiz vereinigte. Seine Entschlossenheit und seine Geistesstärke verdienen die höchste Bewunderung; aber sein Wüthrichscharakter und sein grausames Verfahren erregen den unwiderstehlichsten Abscheu.

Nach dem Tode des Agathokles herrschten zu Syrakus die lebhaftesten Unruhen, welche von den verschiedenen Partheyen erregt wurden. Ein Tyrann verdrängte den andern. Diese Staatsverwirrung benutzten die Karthager, um sich der meisten Städte und Bezirke zu bemächtigen, die bisher den Syrakusern unterwürfig gewesen waren. Selbst Syrakus wurde jetzt (278) von ihnen belagert. Da nun Pyrrhus, der Schwiegersohn des Agathokles, sich damals in Italien befand, so kam man sehr leicht auf den Gedanken, denselben um Beystand zu bitten, und Pyrrhus eilte (277) nach Sicilien, weil er die Karthager für weniger furchtbar, als die Römer hielt *). Auch
wur:

*) Oben S. 299.

wurden seine Unternehmungen so sehr vom Glück begünstigt, daß den Karthagern, ausser dem Vorgebirge Lilibäum, fast gar keine von ihren sicilischen Besitzungen mehr übrig blieb. Diese geriethen darüber so sehr in Beklegenheit, daß sie Frieden zu machen wünschten; aber der über seine Siege stolze König von Epirus machte zur Hauptbedingung, daß sie ganz Sicilien räumen sollten. Er war von der Behauptung dieser Insel in seinen Gedanken so sehr überzeugt, daß er seinen Sohn Agathokles schon zum König von Sicilien ernannte. Der allzuräusche Pyrrhus, der mit dem, was er besaß, niemahls zufrieden war, machte jetzt den abentheuerlichen Plan, gleich seinem Schwiegervater Agathokles, nach Afrika zu gehen. Um eine Flotte zu bekommen, nöthigte er die Seestädte, die sich mit ihm in eine Verbindung eingelassen hatten, ihm Matrosen zu stellen, und da wurden selbst Leute von Stande, die einige Kenntniß vom Seewesen hatten, zum Dienste gezwungen. Darüber entstanden laute Beschwerden, und als sie Pyrrhus nicht abstellte; als er vielmehr immer eigenmächtiger und gebietherischer verfuhr; als er endlich die vornehmsten und reichsten Bürger

dex

der sicilischen Städte, unter allerley Vorwand, theils hinrichten ließ, theils verbannte, so machte er sich dadurch bey den Landeseinwohnern so verhaßt, daß sie sich mit den Karthagern, und andern Feinden desselben, verbanden. Die Karthager bekamen dadurch Muth, eine neue Flotte nach Sicilien zu schicken. Bey dieser Lage der Dinge war Pyrrhus froh, daß ihn (275) seine Bundesgenossen in Unteritalien recht dringend bathen, ihnen gegen die Römer zu Hülfe zu kommen. Er schiffte sich also mit seinen Truppen ein; aber seine Flotte wurde von der karthagischen mit solchem Nachdruck und Glück angegriffen, daß von 200 Schiffen kaum 12 sich retteten.

Nach der Entfernung des Pyrrhus war Syrakus endlich so glücklich, ein vortreffliches Oberhaupt zu bekommen, welches 54 Jahre hindurch mit musterhafter Regentenweisheit herrschte. Hiero, aus der Familie des Gelon, des ersten Tyrannen von Syrakus, von vorzüglich schöner Bildung, und außerordentlicher Leibesstärke, der unter dem Pyrrhus rühmliche Dienste gethan hatte, stand bey der Armee von Syrakus, wegen seiner Kriegstalente,

in

in so großem Ansehn, daß sie ihn (275), als sie mit der Regierung uneinig war, zu ihrem Oberbefehlshaber ernannte. Nie war die Erwartung, die man sich von einer Person machte, weniger getäuscht worden, als bey dem Hero. Seine vortrefflichen Eigenschaften, und sein edles Bestreben, das Wohl des Staates zu befördern, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen und zu befestigen, erwarbten ihm eine so allgemeine Liebe und Hochachtung, daß man ihm (269) die Regentenstelle antrug, daß man ihm den Königstitel beylegte. Auch entsprach er der Hoffnung, die man sich von ihm gemacht hatte, vollkommen. Er unterdrückte alle Partheyen; er sorgte für den Wohlstand seiner Nation, indem er besonders den Ackerbau, die Hauptquelle des sicilischen Gewerbes, theils durch vortreffliche Anordnungen, theils durch eigne Schriften, beförderte. Daher verschaffte er sich auch einen so großen Vorrath von Getreide, daß er sehr große Geschenke machen konnte. Zugleich wendete er seine Sorgfalt auf die Land- und Seemacht. Er reinigte jene von den unruhigen Miethsoldaten, die so manche Handel verursacht hatten, und führte eine strengere Kriegszucht ein.

ein. Auch ließ er erstaunenswürdige Kriegsmaschinen bauen. Die Menge seiner Schiffe war außerordentlich groß. Unter denselben befand sich eine Galeere mit 20 Rudereihen. Syrakus wurde durch den Hiero mit vielen neuen Pallästen und Tempeln verschönert. Sein Baudirector war der berühmte Archimedes. Schade, daß der vortreffliche Hiero in seinen edlen Bemühungen, einen der lobenswürdigsten Regenten vorzustellen, durch die Theilnahme an dem Kriege zwischen den Römern und Karthagern, manchemahl gestört wurde!

Sic

Siebentes Kapitel.

Karthago unterliegt im Kampfe mit Rom.

Schon seit einiger Zeit kamen die Römer und Karthager einander so nahe, daß der Ausbruch von Händeln unvermeidlich schien. Um diesen vorzubeugen, wurde daher 80 Jahre vorher (348) zwischen beyden Nationen ein Vertrag geschlossen, der die unter denselben stattfindenden Verhältnisse deutlich vor Augen stellt. Die Römer machten sich nehmlich durch denselben verbindlich, jenseits des weißen Vorgebirges, an der westlichen Küste von Afrika, keine Seeräuberey und keinen Handel zu treiben, auch keine Colonien anzulegen. Sodann sollten sie in Sardinien und in Lybien weder handeln, noch sich niederlassen. Das
gegen

gegen versprochen die Karthager, keine Oerter des Landes Latium in Besitz zu nehmen. Die Karthager, sollten zu Rom, so wie die Römer in Karthago, und in dem karthagischen Theile Siciliens, mit den Eingebornen gleiche Rechte haben. — Die Schifffahrt der Römer war also damahls schon so bedeutend, daß sie den Karthagern Besorgniß erregte. Die Römer konnten hingegen nicht gleichgültig bleiben, wenn sich die Karthager der ganzen Insel Sicilien zu bemächtigen suchten. Die Freundschaft, die zwischen den beyden Nationen seit Jahrhunderten geherrscht hatte, verwandelte sich daher in Kalksinn, in Mißtrauen. Dieß zeigte sich zuerst recht merklich, als Pyrrhus nach Italien zog. Die Römer und Karthager, welche wegen seiner Unternehmungen gleich besorgt waren, schlossen ein Vertheidigungsbündniß, und die Karthager schickten den Römern eine Flotte von 120 bis 130 Schiffen zu Hülfe. Ihr Oberbefehlshaber Mago both dem Senate einen Haufen von Landtruppen an; dieser trug jedoch Bedenken, von dem Anerbiethen Gebrauch zu machen.

Das

Das Mißtrauen zwischen den Römern und Karthagern mußte endlich in offenbare Feindschaft übergehen, und die Römer schienen die Gelegenheit, die sich ihnen zum Beweise derselben darboth, mit Vergnügen zu ergreifen, weil die Karthager ihren Feinden, den Tarrentinern, Beystand geleistet hatten. Ein Haufe von campanischen Soldaten, die unter dem Agathokles in Sicilien gedient hatten, wurden von einem Theile der Einwohner von Messana (Messina) zu Hülfe gerufen. Nun tödteten sie aber eben sowohl diejenigen, denen sie beystehen sollten, als die Feinde derselben, und heyratheten ihre Weiber. Man nannte diese Leute Mamertiner oder Martianer, weil sie den Krieg als ein Gewerbe trieben. Sie fühlten sich nicht stark genug, den mächtigen Nationen, die in dieser Gegend herrschten, Widerstand zu thun. Daher nahmen sie eine karthagische Besatzung ein. In der Folge vertrieben sie dieselbe wieder, und bathen sich den Schutz der Römer aus. Der Senat fand es bedenklich, sich in diese Händel, die einen Krieg zur unvermeidlichen Folge haben mußten, einzulassen; die Bürgertribunen aber bewirkten den

Ente

Entschluß, den Mamertinern beyzustecken. Da nun Messina, wo sich diese Mamertiner festgesetzt hatten, (264) von den Karthagern und dem Hiero belagert wurde, so hielten es die Römer für ihre Pflicht, dem bedrängten Messina zu Hülfe zu kommen. So entstand der erste Krieg zwischen den Römern und Karthagern. Man nannte diese Kriege die pönischen oder punischen, weil die Karthager auch Pöner genannt wurden.

Der erste von diesen Kriegen hatte eigentlich den Besitz von Sicilien zum Gegenstande. Er dauerte 23 Jahre lang, und die Römer, die bey dem Anfange desselben noch keine eigentliche Seemacht hatten, waren am Ende desselben in der glücklichen Lage, den in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres herrschenden Karthagern Befehle vorschreiben zu können. Dieser wichtige Krieg begann damit, daß der Consul Appius Claudius die Stadt Messina entsetzte. Im folgenden Jahre (263) setzten die beyden Consuln mit allen Legionen, die unter ihrem Befehle standen, nach Sicilien über, und ihre Uebermacht bewirkte, daß es Hiero nicht länger wagte,
 ihr

ihre Feind zu seyn. Seit der Zeit brauchten die Römer in Sicilien nicht mehr als zwey Legionen, die ihnen zur Eroberung der ganzen Insel hinlänglich schienen.

Wenn sich aber die Römer bey dem Besitze des schönen Siciliens behaupten wollten, so mußten sie auf Mittel denken, die furchtbare Seemacht der Karthager mit Nachdruck zu bekämpfen. Dieß war jedoch für sie eine sehr schwere Unternehmung. Es fehlte ihnen noch ganz an Kriegsschiffen, und selbst ihre Transportschiffe waren anfangs nur aus wenigen Bretern zusammengesetzt. Sie hatten nicht einmahl Schiffsbaumeister, die sich auf den Bau eines Kriegsschiffes recht verstanden. Diese studirten erst die Zusammensetzung von einigen karthagischen Schiffen, welche ein Sturm an die italienische Küste getrieben hatte. Nach dem Modelle derselben bauten sie in Zeit von zwey Monathen 100 Schiffe von fünf, und 20 Schiffe von drey Rudern reihen. Da man sich, aus Furcht vor den Karthagern, vorher nicht in die See wagen durfte, so wurden die Matrosen zu Lande abgerichtet.

Wald

Bald wurden die Römer zur See so kühn, daß es ihr Consul Cornelius wagte, die Insel Lipara, eine von den kleinen Inseln bey Sicilien, anzugreifen. Seine kleine Flotte, die nur aus 17 Schiffen bestand, wurde aber von den zahlreichen Schiffen der Karthager eingeschlossen, und mußte sich ergeben. Die Römer, die kaum angefangen hatten, ihre Seemacht zu bilden, machten sie jedoch bald durch neue Erfindungen furchtbar. Der Consul Dutilius brachte an seinen Schiffen eine Maschine an, welche dazu diente, die feindlichen Schiffe an die seitigen zu ziehen, um zu entern, und sich dadurch den Vortheil des Landgefehthes zu verschaffen. Man nannte ein solches Werkzeug einen Kraben (Corvus), und es brachte eine so entscheidende Wirkung hervor, daß (260) die karthagische Flotte, welche die italienischen Küsten bisher beunruhigt hatte, völlig geschlagen wurde. Der karthagische Admiral Hannibal rettete sich nur dadurch, daß er sein Schiff von sieben Rudern gegen ein Boot vertauschte. So weit hatten es die Römer schon im vierten Jahre dieses Krieges gebracht! Der brave Consul hielt deswegen einen triumphirenden Einzug.

Dies

Dies war der erste Triumph wegen einer gewonnenen Seeschlacht. Dem Andenken derselben widmete man auf dem Versammlungsorte eine mit den eroberten Schiffsschnäbeln gezierte Säule *). Die Römer bemächtigten sich in den folgenden Jahren der Inseln Corsica, Lipara und Maltha.

Im achten Jahre dieses Krieges (267) fühlten sich die Römer, durch den bisherigen Erfolg ihrer Seeunternehmungen so aufgemuntert, daß sie den Entwurf machten, das stolze Karthago in Afrika selbst anzugreifen. Sie rüsteten hierzu eine Flotte von 330 Schiffen aus. Auf jedem befanden sich 300 Matrosen und 150 Soldaten, und man berechnete die ganze Mannschaft auf 140,000 Mann. Es waren die besten Truppen der Römer. Die Karthager stellten der römischen Seemacht eine Flotte von 350 Schiffen entgegen, die mit 150,000 Mann besetzt war. Also von beyden Theilen 680 Schiffe und 290,000 Mann! Zwey solche Flotten erschienen nie wieder

*) Columna rostrata.

wieder auf dem mittelländischen Meere. Drey Mahl schlugen die Römer die Karthager an einem Tage; diese verlohren 94, und jene nur 24 Schiffe. Die Römer siegten hauptsächlich durch ihre Raben.

Die Karthager waren so muthlos geworden, daß sie den Römern Friedensvorschläge thaten. Diese wollten aber der Freude, in Afrika zu landen, nicht entsagen. Ihr furchtbares Heer fand nirgends einen nachdrücklichen Widerstand. Das karthagische Gebieth wurde fast bis vor die Thore der Hauptstadt geplündert und verwüstet. Der römische Senat hielt die völlige Bezwingung der Karthager für eine Unternehmung von so geringer Bedeutung, daß er seine besten Truppen nach Italien zurückrief. Regulus befehlet, zur Vollendung des karthagischen Krieges, nicht mehr als 40 Schiffe, 15,000 Mann Fußvolk, und 500 Reiter. Wahrscheinlich rechnete er noch auf den Beystand der afrikanischen Staaten, welche jede Gelegenheit, Karthago zu demüthigen, mit Bereitwilligkeit ergriffen.

Die Karthager erholten sich indessen von ihrer Verstärkung, und stellten dem Regulus
Galletti Weltg. 3r Th. 3 eine

eine sehr ansehnliche Armee entgegen. Aber ihre Feldherren begiengen manchen Fehler der Unwissenheit und Unvorsichtigkeit. Daher glückte dem Regulus ein nächtlicher Ueberfall, wo mancher Karthager auf seiner Ruhestätte, noch ehe er die Waffen ergreifen konnte, getödtet wurde. Die Karthager verlohren in dieser mörderischen Schlacht, in der sich ihre hispanischen und gallischen Soldtruppen noch am besten hielten, 30,000 Mann und 18 Elephanten. Die Noth von Karthago wurde durch die Numidier vergrößert, welche durch ihre schrecklichen Verwüstungen Mangel an den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen herbeiführten. Die Karthager sehnten sich nach der Rückkehr der Ruhe; aber der stolze Sieger Regulus, der jetzt, diesen Krieg zum großen Vortheile seines Staates zu endigen, eine so schöne Gelegenheit hatte, schrieb die Bedingungen mit so ungerechter Härte vor, daß sich die karthagische Regierung unmöglich auf dieselben einlassen konnte. So war Regulus Ursache, daß der Geld- und Menschenfressende Krieg noch funfzehn Jahre fort dauerte.

Die Karthager hatten sich indessen mit einem Haufen griechischer Soldtruppen versehen.

sehen. Xanthippus, der Oberbefehlshaber derselben, ein sehr erfahrener und einsichtsvoller Feldherr, verbesserte die Fehler der karthagischen Generale, und machte sie mit der griechischen Taktik bekannt. Regulus, der seinen neuen Feind nicht richtig genug beurtheilte, wagte (256) einen unvorsichtigen Marsch, den Uebergang über einen Fluß, der ihm den Rückweg abschnitt. Sein Heer wurde völlig geschlagen und zerstreut. Er selbst gerieth mit 200 von seinen Leuten in die Gefangenschaft. Das Unglück verfolgte die Römer jetzt auch zur See. Sie litten bey Sicilien einen so schrecklichen Schiffbruch, daß sie nicht nur ihre meisten Schiffe, sondern auch ihre beyden Consuln, verlohren. Die Karthager benutzten ihr Unglück, sich der sicilischen Stadt Agrigent zu bemächtigen. Allein mit ihrer gewöhnlichen Thätigkeit arbeiteten die unermüdblichen Römer an der Wiederherstellung ihrer Seemacht, und nach drey Monathen liefen 220 neue Schiffe in die See. Doch nach zwey Jahren (254) wurden abermahls 150 Schiffe der Römer durch einen Sturm zerstört. Jetzt sahen sie sich so wenig im Stande, sich der Seemacht der Karthager entgegen zu stellen,

daß sie sich auf den Landkrieg in Sicilien einschränken mußten. Auch hier fürchteten sie sich vor der zahlreichen Armee und den Elephanten der Karthager, bis Metellus, bey einem Ausfalle aus Panormus, einen entscheidenden Sieg über sie erfocht, der ihm unter andern viele Elephanten in die Hände lieferte. Die Karthager mußten nun die ganze Insel Sicilien, bis auf Lilybäum und Drepanum, zwey Seestädte auf der südlichen Küste, räumen.

Die Karthager waren jetzt (250) des vierzehnjährigen Krieges so überdrüssig, daß sie Friedensvorschläge thaten. Die Gesandten, die sie deswegen nach Rom schickten, begleitete Regulus, der seit fünf Jahren ihr Gefangner gewesen war. Die Karthager hatten die Römer, die in ihre Gewalt gerathen waren, sehr menschenfreundlich behandelt; aber mit dem übermüthigen Regulus, der den Krieg gegen sie mit so großer Erbitterung und Unversöhnlichkeit geführt hatte, glaubten sie desto unbarmherziger verfahren zu dürfen. Sie wiesen ihm daher ein höchsttrauriges Gefängniß an. Wie froh mußte also Regulus seyn,
daß

dasselbe verlassen zu dürfen, und dennoch rechnete die karthagische Regierung auf die Gewissenhaftigkeit des Römers so zuverlässig, daß sie es wagte, ihn nach Rom zu schicken, um die Auswechslung der Gefangenen, um die Beschleunigung des Friedensschlusses, zu bewirken. Regulus verpflichtete sich, auf den Fall, daß er nichts ausrichten würde, wieder in sein Gefängniß zurückzukehren; und da konnte er, auch ohne besondere Drohung, kein andres, als ein schreckliches, Schicksal erwarten, weil unbarmherzige Behandlung gefangner feindlicher Generale bey den Karthagern nicht selten vorkam, weil besonders Regulus ihren ganzen Haß auf sich geladen hatte. Der römische Feldherr wandert also aus seinem Gefängnisse nach Rom. Es steht in seiner Gewalt, dem Senate wegen der Annahme der Friedensvorschläge dringende Vorstellungen zu machen. Aber in der Ueberzeugung, daß die Fortsetzung dieses Krieges seinem Vaterlande zum großen Vortheile gereichen werde, fordert er den Senat mit feuriger Beredsamkeit auf, die Gefangnen nicht zurückzugeben, und den Krieg fortzusetzen. Nun kehrt er nach Karthago, in sein Gefängniß, zurück, und nun wird

wird

wird er von den Karthagern mit den aus-
 gesuchtesten Martern hingerichtet. Vielleicht
 haben die Römer, welche ihre Nebenbuhler
 bey allen Gelegenheiten verhaßt zu machen
 suchten, die Nachrichten von der Hinrichtung
 des Regulus erst recht schrecklich gemacht.
 Als eine Gemugthuung für den unglücklichen
 Regulus opferten sie die gefangnen Feldherren
 der Karthager gleichfalls einem unmenschlichen
 Tode auf.

Durch gegenseitige Behandlungen von
 dieser Art wurde die Erbitterung zwischen
 beyden Nationen immer heftiger, und noch
 dauerte dieser Krieg acht Jahre fort. Die
 Römer wollten den Karthagern Lilybäum und
 Drepanum, die beyden einzigen Städte, die
 ihnen in Sicilien übrig geblieben waren,
 gleichfalls entreißen; aber durch Unwissenheit
 der Oberbefehlshaber, und durch Unglücksfälle,
 wurde ihre Flotte so sehr geschwächt, daß sie
 alles Vertrauen zum Seekriege verlohren.
 Sieben Jahre lang rüsteten sie keine Flotte
 aus. Als aber die Karthager, durch diese
 Schwäche der römischen Seemacht aufgemun-
 tert, von den italienischen Küsten manche
 Beu-

Heute holten, da erwachte der Patriotismus
 der reichern Bürger Roms; da rüsteten sie,
 vermittelt gemeinschaftlicher Beyträge, zwey-
 hundert Schiffe von fünf Ruderreihen aus.
 Mit dieser Flotte schlug der Consul Lutatius
 (241) die Karthager bey den ágatischen Inseln
 bey Lilybäum, und sie verlohren 120 Schiffe.
 Jetzt gerieth Hamilkar Barca, der den
 Landkrieg in Sicilien mit glücklichem Erfolge
 geführt hatte, wegen der Uebermacht der
 Römer in so große Verlegenheit, daß die
 karthagische Regierung sich bewogen fand,
 einen nachtheiligen Frieden einzugehen. Die
 Karthager räumten nicht nur Sicilien, sondern
 auch alle, zwischen diesem Lande und Afrika
 liegende kleinere Inseln. Sie mußten sich
 sodann verbindlich machen, den Römern, zur
 Entschädigung wegen der aufgewendeten Kriegs-
 Kosten, sogleich 1000 Talente, und in Zeit
 von 10 Jahren noch 2200, also zusammen
 3200 (4,050,000 Thaler) zu zahlen. Dieser
 Krieg hatte aber auch den Römern 700
 Schiffe und 46,000 Bürger gekostet. Die
 Karthager verlohren nur 500 Schiffe, und
 wäre in diesem Kriege das Glück ihrer Thä-
 tigkeit und Klugheit gleich gewesen, so würde
 das

das Ende desselben gewiß weniger nachtheilig für sie ausgefallen seyn. Hamilkar, der vorztreffliche General der Karthager, einer der größten Feldherrn seiner Zeit, fühlte sich durch den abgedrungenen Frieden so gekränkt, und fühlte die planvolle Eroberungssucht der übermüthigen Römer so innig, daß er ihnen ewige Feindschaft zuschwor. Aber die Gelegenheit, ihnen Beweise von dieser Feindschaft zu geben, erschien erst späterhin. Hamilkar brauchte jetzt seine Generaltalente, um sein Vaterland von einem einheimischen Kriege zu befreien.

Die karthagische Regierung konnte ihren vielen Truppen den rückständigen Sold nicht auszahlen, weil die Staatskasse durch den langen Krieg gar zu sehr erschöpft worden war. Sie glaubte sie durch das klägliche Geständniß ihres Unvermögens so zu rühren, daß sie ihre Bezahlung gedultig erwarten möchten; aber durch eben dasselbe wurde die Dreistigkeit, wurde der Troß dieser aus mancherley Nationen zusammengesetzten Truppen nur vergrößert. Sie beschloßen, ihre Forderung mit den Waffen in der Hand durchzusetzen,

setzen, und sie wählten sich daher aus ihrer Mitte zwey Anführer. Der eine, Spondius, ein überaus starker und kühner Mensch, ein campanischer Ueberläufer, der vorher zu Rom Sklave gewesen war, wünschte sich durch diese Empörung in einen andern Zustand zu versetzen, weil er sich sonst in Gefahr befand, an seinen vorigen Herrn ausgeliefert zu werden. Mathos, ein freygebohrner Afrikaner, hatte sich schon bey dem Ausbruche dieser Empörung sehr thätig bewiesen, und da er, wegen der unerbittlichen Strenge der karthagischen Regierung, keine Verzeihung zu hoffen hatte, so fühlte er für die Fortdauer dieser Unruhen ein sehr lebhaftes Interesse. Er und Spondius suchten daher einen Vergleich zwischen den Soldtruppen, und der karthagischen Regierung, aus allen Kräften zu verhindern. Ihr Muth wuchs aber außerordentlich, als die den Karthagern unterworfenen afrikanischen Städte, die während dieses Krieges drückende Abgaben entrichten mußten, und die karthagische Regierung überhaupt sehr lästig fanden, sich mit den aufreuerischen Soldnern vereinigten, um bey dieser schönen Gelegenheit zu ihrer Unabhängigkeit zu gelangen.

Die
Weis

Weiber derjenigen Männer, die der rückständigen Kriegssteuern wegen hart behandelt worden waren, reizten jetzt (240) zur Empörung, und bothen mit Vergnügen ihren Schmuck zu den Kriegskosten dar. Es rückten daher zwey ansehnliche Heere gegen Karthago an, und dieses befand sich um so mehr in Verlegenheit, da es eben sowohl von Truppen, als von Geld, entblößt war. Dennoch brachte es, durch außerordentliche Anstrengung ein großes, mit 100 Elephanten versehenes, Heer zusammen. Dieses erfocht über die Anführer einen wichtigen Sieg; aber Hanno, der Oberbefehlshaber, wußte diesen Sieg so wenig zu benutzen, und benahm sich so unvorsichtig, daß er sich überfallen ließ. Nun vertauschte ihn die karthagische Regierung gegen den Hamilkar, der an der Spitze von 100,000 Mann, und 70 Elephanten, die Anführer mit so glücklichem Erfolge bekriegte, daß ihre Häupter fast allen Muth sinken ließen. Sie ergriffen endlich, um ihren Leuten alle Hoffnung zur Ausöhnung zu benehmen, um sie zu einer verzweiflungsvollen Gegenwehre zu nöthigen, das grausame Mittel, alle Gefangenen sehr unmenschlich zu behandeln. Hamilkar rächte

rächte sie dadurch, daß er alle Auführrer, die sich in seiner Gewalt befanden, den wilden Thieren vorwerfen ließ. Vielleicht würde er diesen, mit so großer Erbitterung geführten Krieg eher geendigt haben, wenn Hanno nicht wieder an seiner Seite erschienen wäre. Mit ihm kehrte Uneinigkeit zur karthagischen Armee zurück, und sie war in ihren Unternehmungen so unglücklich, daß selbst die Städte Hippo und Utica, die bisher für die Karthager noch immer Ergebenheit bewiesen hatten, sich zu ihren Feinden schlugen; daß Karthago wieder in große Gefahr gerieth. Doch Hanno entfernte sich wieder, und nun brachte Hamilkar die Auführrer in solche Verlegenheit, daß sie endlich den schweren Entschluß faßten, auf einen Vergleich anzutragen. Ihre Oberbefehlshaber kamen zum Hamilkar, um mit ihm zu unterhandeln. Der karthagische General, der durch das treulose Verfahren der Auführrer zu sehr gereizt war; der ihnen daher keine Treue schuldig zu seyn glaubte, ließ, während daß er ihre Oberbefehlshaber in seinem Verhaste bewahrte, sie umringen, sie niederhauen, und durch Elephantensüße tödten. Dennoch blieben ihrer so viele übrig, daß sie diesen Krieg

Krieg noch einige Zeit fortsetzen konnten. Da Hamilkar aber die afrikanischen Städte nöthigte, sich wieder der karthagischen Herrschaft zu unterwerfen; da Spendius gekreuzigt worden, und Mathos in die Gefangenschaft gerathen war, so fehlte es den Anführern an ihrer wichtigsten Unterstützung und Aufmunterung, und der Krieg erreichte dadurch nach zwey Jahren (237) sein Ende.

Der römische Staat zeigte bey dieser Gelegenheit Gefinnungen, die dem mit Karthago geschlossenen Frieden angemessen waren. Er verboth nicht nur den italienischen Handelsleuten, die Anführer mit Lebensmitteln zu unterstützen, sondern überließ auch jedes Schiff, das diesem Verbothe entgegen handelte, der Willkühr der karthagischen Capen. Ihre Eroberungssucht konnten jedoch die Römer nicht lange unterdrücken. Von den bey Italien liegenden Inseln hatten die Karthager noch Sardinien und Corsica übrig behalten, und auch diese wünschten ihnen die Beherrscher Italiens zu entreißen. Eine Gelegenheit hierzu verschaffte ihnen (235) eine Empörung, die auch unter den karthagischen Soldtruppen auf
der

der Insel Sardinien ausbrach. Die Sardinier jagten die Auführrer fort. Diese suchten bey den Römern Schutz, und die letztern nöthigten die Sardinier, die unruhigen Soldtruppen wieder aufzunehmen. Dafür halfen sie ihnen die Insel in ihre Gewalt bringen, und die durch den einheimischen Krieg geschwächten Karthager mußten ihnen, um den Ausbruch neuer Feindseligkeiten zu vermeiden, nicht nur die Insel abtreten, sondern auch noch 1200 Talente bezahlen.

Die Römer wußten damahls sehr leicht einen Vorwand zu einem neuen Eroberungskriege zu finden. Die Bewohner des jetzigen Dalmatiens, und der in der Nähe desselben liegenden Inseln, die damahls Illyrier hießen, trieben Seeräuberey, weil sie die Lage ihres Landes dazu aufforderte. In ihrem Unglücke vergriffen sie sich auch an einigen römischen Schiffen. Der Senat forderte deswegen Genugthuung. Die Königin Teuta, welche um diese Zeit über die Illyrier herrschte, fand den Ton, in welchem der Vortrag der Gesandten gestimmt war, so übermüthig und beleidigend, daß sie den einen derselben,

Luz

Lucius, ermorden ließ. Nun (228) rückte ein römisches Heer in ihr Land, und Teuta mußte den Frieden durch die Abtretung des größten Theiles ihres Reiches, und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs, erkaufen. Doch währte es ziemlich lange, ehe sich die Illyrier die römische Herrschaft ruhig gefallen ließen. Die griechischen Städte am adriatischen Meere, Corcyra, Apollonia und andre mehr, welche die Plünderungssucht der Illyrier so oft empfunden hatten, begaben sich in den Schutz des römischen Staates, und selbst die entferntern Griechen wetteiferten, demselben ihre Dankbarkeit zu beweisen.

Auch die italienischen Gallier wurden in dessen immer stärker unter das römische Joch gebeugt. Die Römer bezwangen selbst die Senonen, die ihr rauher, ungebildeter Charakter, und ihr starker, durch große Waffen unterstützter, Körperbau gegen die öftern Angriffe derselben endlich doch nicht zu schützen vermochte. Die Senonen bekamen von ihren jenseits der Alpen wohnenden Landsleuten Hilfe. Dennoch wurden sie (225) von den Römern bey Clusium geschlagen, und ihre
Haupt:

Hauptstadt Mediolanum (Mayland) gerieth (220) in die Gewalt der Eroberer Italiens, die den Besitz dieser Gegend durch Colonien, die sie zu Cremona, Placentia und andern Orten mehr anlegten, zu besfestigen suchten.

Jemehr die Römer den Umfang ihres Staates erweiterten, um so weniger sahen sie es mit Gleichgültigkeit an, wenn benachbarte Staaten, besonders die Karthager, Eroberungen machten. Diese hatten, als sie sich durch die Römer von den Inseln bey Italien ausgeschlossen sahen, den Plan gemacht, diesen Verlust durch die Unterwerfung der Völker Hispaniens zu ersetzen. Dieses außerordentlich fruchtbare, nicht nur mit Wein, Getreide und edlen Baumfrüchten, sondern auch mit einem Reichthume von Gold und Silber gesegnete Land, war unter viele, von einander unabhängige Völker getheilt, die sich durch ihren unbiegsamen, freyheitliebenden, trotzigen Charakter furchtbar machten. Das Leben hatte für sie meistens nur einen geringen Werth; daher kam auch der Selbstmord so häufig unter ihnen vor. Ihre Lebensart war sehr einfach und mäßig. Bey Eicheln und Eichelbrod

brod

Brod, bey Wasser mit Honig vermischt, in schlechten Wohnungen, wo sich ihr Lager meistens auf dem unbedeckten Boden befand, da blieb ihr Körper unverzärtelt; da gewann er die Stärke, die ihn im Kampfe so unwiderstehlich machte. Ihren ernsthaften Sinn bezeichnete auch die ihnen so gewöhnliche schwarze Kleidung. Diese Völker, die in den Hauptzügen ihres Charakters und ihrer Lebensart so manches gemeinschaftlich hatten, waren hauptsächlich durch Flüsse von einander getrennt. Am Ausflusse des Duero und des Tago, welche damals Durus und Tagus hießen, wohnten die Lusitaner, von welchen diese ganze Gegend den Nahmen Lusitanien erhielt. Das Land am Ausflusse des Bätis (Quadalquivir), der fruchtbarste Theil Hispaniens, war schon von den Phönicern mit schönen Städten angefüllt worden*). Unter den Völkern desselben machten sich die Turdetaner, in der Gegend von Sevilla, die Turduler um Corduba, und die Bastuler, Abkömmlinge der Phönicier, unter deren Vörtern sich Malaca beson-

*) Th. II, S. 23.

befonders emporhob, vorzüglich bekannt. In dem nördlichen Hispanien breiteten sich, unter vielen andern Völkern, die Gold- und Pferde-reichen Asturer, und die in der Vertheidigung ihrer Freyheit äufferst standhaften Cantabrer und Celtiberer, aus.

Dies war die Beschaffenheit des alten Spaniens, welches Hamilkar erobern wollte, um seinem Vaterlande zur Fortsetzung des Krieges gegen die Römer, auf die er eine unveröhnliche Feindschaft geworfen hatte, durch die reichen hispanischen Silberbergwerke, neue Kräfte zu verschaffen. Hamilkar durchschnitt mit seiner Transportflotte die Meerenge von Gibraltar, und da die Gegend, wo er landete, von Abkömmlingen phönischer und karthagischer Colonisten bewohnt wurde, so fand er keinen Widerstand. Die Bezwingung der hispanischen Völker erleichterte ihm der Umstand, daß sie ihre Freyheit nicht gemeinschaftlich vertheidigten. Am muthigsten wehrten sich die Völker in Lusitanien, wo Hamilkar, nachdem er fast 9 Jahre in Hispanien Krieg geführt hatte, (228) sein Leben einbüßte. Sein Nachfolger war sein Schwiegersohn

Asdrubal, der Neukarthago (Carthagena) auf der östlichen Küste anlegte. Er wußte durch sein kluges, einnehmendes Betragen die Häupter der hispanischen Völker so glücklich zu gewinnen, daß er die Gewalt der Waffen entbehren konnte. Jetzt wurde jedoch der römische Senat auf die großen Fortschritte, welche die Karthager in Hispanien machten, aufmerksam. Eifersucht und Besorgniß bewirkten seinen Entschluß, den Eroberungen der Karthager Gränzen zu setzen. Diese mußten sich daher verbindlich machen, nicht über den Iberus zu gehen, und die griechischen Pflanzstädte in der Nähe desselben, vornehmlich das mit Rom verbundene Saguntum, unangefochten zu lassen.

Asdrubal wurde (221) im achten Jahre seiner spanischen Oberbefehlshaberstelle von einem Gallier ermordet. Jetzt wählte sich die Armee seinen Schwager Hannibal, den Sohn des Hamilcars, zum Obergeneral. Seinem großen Vater außerordentlich ähnlich, verband er mit dem unerschütterlichsten Muth den aufgeklärtesten Verstand, die bewundernswürdigste Geistesgegenwart und unverdroßene

heit.

heit. Auffer diesen, dem Feldherrn so unentbehrlichen, Eigenschaften besaß er noch die Tugend der Mäßigung und der Biegsamkeit, die für den General nicht weniger wichtig sind. Er befand sich damahls in dem blühenden Alter von 26 Jahren, und schon seit drey Jahren hatte ihm sein Schwager Asdrubal die wichtigsten Unternehmungen anvertraut. Der Liebe seiner Soldaten versicherte er sich durch die richtige Auszahlung ihres Soldes, und die Vertheilung der Beute. Für die Römer war er ein eben so erklärter Feind, als sein Vater. Schon als Knabe von 9 Jahren, wie er seinen Vater recht dringend um die Erlaubniß bath, ihn nach Hispanien begleiten zu dürfen, mußte er auf dem Altare den Römern ewige Feindschaft schwören, und diesen Schwur hat er sein ganzes Leben hindurch mit der größten Gewissenhaftigkeit gehalten.

Hannibal war fest entschlossen, den Krieg mit den Römern zu erneuern. Die Gelegenheit hierzu fand er sehr leicht. Er durfte nur über den Iberus gehen; er durfte nur Saguntum angreifen. Erst eroberte er die

U a 2

ganze,

ganze, diese Stadt einschließende Gegend. Saguntum, eine der vornehmsten Städte des nördlichen Hispaniens (fast an eben der Stelle, wo jetzt Murviedro in Valencia liegt), war groß und reich, und näherte sich unter andern von den herrlichen Gefäßen, die seine Einwohner aus dem vortrefflichen Thon der Nachbarschaft verfertigten. Schon die Schätze, die Hannibal in Saguntum zu finden hoffte, machten ihn und seine Soldaten nach dem Besitze desselben lüftern. Er streute zwischen den Saguntinern und ihren Nachbarn den Saamen der Uneinigkeit aus, um sich in die daraus entstandenen Handel mischen zu können. Hannibal brachte (220) seiner großen Armee ungeachtet, mit der Eroberung von Saguntum sieben Monathe zu. So standhaft war die Gegenwehr der Saguntiner. Endlich mußten sie sich doch ergeben. Aber Hannibals Bedingungen, daß sie ihre Schätze ausliefern, das sie blos mit den Kleidern auf dem Leibe ihre Stadt räumen sollten, brachte die Vornehmsten zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, sich und ihre Schätze zu verbrennen. Die während der Zeit eindringenden Karthager hieben alle wehrhaften Leute nieder.

Die

Die Regierung von Saguntum hatte den römischen Senat um Hülfe gebethen; aber dieser besann sich zu lange. Als die Stadt erobert war, erschienen römische Gesandten zu Karthago, welche im Nahmen des Senats auf Hannibals Auslieferung antrugen. Unter denselben befand sich Quintus Fabius, der bey dieser Gelegenheit einen merkwürdigen Beweis von der entschlossenen Denkart der Römer ablegte. Der karthagische Senat, der in zwey Partheyen getheilt war, konnte sich wegen der auf den Antrag der römischen Gesandtschaft zu ertheilenden Antwort nicht vereinigen. Er brauchte daher allerley Ausflüchte, um Zeit zu gewinnen. Allein Fabius, der auf eine bestimmte Erklärung nicht länger warten wollte, sagte, indem er das Ende seiner Toga in einen Busen faltete: „hier ist Krieg und Frieden; nehmt, was ihr wollt!“ „Wir nehmen,“ antworteten die Karthager, „was ihr uns gebt!“ „Nun so nehmt den Krieg,“ antwortete Fabius; indem er seinen Rock entfaltete, und den Krieg gleichsam herauschüttelte. — So entspann sich (219) der zweyte punische Krieg, der in Ansehung der Herrschaft über die Welt entschied. Einen
 fo

so hartnäckigen Kampf haben keine andere Nationen des Alterthums gekämpft.

Hannibal kannte die Wichtigkeit seiner Unternehmung, die Römer in ihrem eignen Lande, in Italien, anzugreifen, sehr gut. Daher rüstete er sich mit aller Sorgfalt. Vorzüglich aber war sein Bestreben darauf gerichtet, sich der Zuneigung der Hispanier, und der Bewohner des südlichen Galliens, durch welches ihn sein Weg führte, zu versichern. Diese Mühe erleichterte ihm der Haß, den die unbändige Eroberungssucht der Römer fast allgemein verursachte. Indessen rechnete er auf die Treue und Ergebenheit der Hispanier doch nicht mit aller Zuverlässigkeit, weil er von seiner hunderttausend Mann starken Armee nicht mehr als 59,000 zu seiner Unternehmung gegen die Römer bestimmte. Mit diesen, lauter ausgesuchten Leuten, gieng er (218) über die Pyrenäen, setzte er, des Widerstandes der Gallier ungeachtet, über die Rhone. Um diese Zeit landete der römische Feldherr Publius Cornelius Scipio mit einem Heere bey Massilia, um den Hannibal von dem fernern Marsche nach Italien abzuhalten; aber dieser wußte
der

der Nothwendigkeit, ihm ein Treffen zu liefern, schlau auszuweichen. Er zog sich längs der Rhone bis in die Gegend, wo sie sich mit der Isere vermischt; von hier wendete er sich in das Land der Allobroger, die sich zwischen Grenoble und Genf ausbreiteten. Nun trennten ihn die fürchterlichen Alpen von dem reizenden Italien. Am wahrscheinlichsten überstieg er sie bey dem Cenis; er überstieg sie in der rauhen Jahreszeit, im November, wo die Berge meistens schon mit Schnee bedeckt waren. Einen beschwerlichen und gefährlichen Marsch hat nicht leicht ein Heer vollendet. Bis in die Wolken sich erhebende Schneeberge, und Felsen auf Felsen gethürmt, schreckten Hannibals muthige Krieger schon in der Ferne zurück. In der Nähe fanden sie dieselbe mit Schaafen und Rindern, die vor Kälte starren, und mit rohen, höchst ungebildeten Leuten besetzt. Hätten diese, anstatt sich auf die Berge zu stellen, die engen Thäler bewacht, so würde es dem karthagischen Feldherrn schwerlich gelungen seyn, in Italien einzudringen. Allein jene kehrten des Nachts sogar in ihre Hütten zurück, und schlau und geschwind benutzte Hannibal diesen günstigen

Um;

Umstand, um seine Armee durch die engen Wege zu führen. Dennoch hatte diese mit noch vielen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten des Weges zu kämpfen, welche durch die Angriffe der Bergbewohner noch sehr vermehrt wurden. Ueber das aus den Wäldern und von den Bergen widerhallende fürchterliche Getöse wurden die Pferde, und andre Lastthiere, so furchtsam, daß sie bey dem geringsten Stöße bey der leichtesten Wunde, sich äufferst schein bewiesen, und mit Menschen und Gepäcke die Berge hinabstürzten. Zugleich wurden die emporglimmenden Karthager auf allen Seiten von den Galliern angegriffen, welche aus noch höhern Gegenden große Steine über sie herwälzten. In dieser ängstlichen Verlegenheit half nur Hannibals Muth und Geistesgegenwart, half der Schrecken, den der Anblick der noch nie gesehenen Elephanten unter den Vertheidigern dieser Felsen verbreitete. Am neunten Tage langte endlich Hannibal mit seinem ganz entkräfteten und schon sehr verminderten Heere auf dem Gipfel der Alpen an.

Nachdem Hannibal den Soldaten hier zwey Tage Ruhe gegönnt hatte, trat er den
 Marsch

Marsch nach der italienschen Seite an. Die Berge waren mit tiefem Schnee bedeckt. Die Soldaten bewegten sich daher nur langsam, mit Unmuth, mit Verzweiflung in den Mienen. Hannibal befahl ihnen, auf einem Vorberge, der eine weite Aussicht öffnete, aufzumarschiren. Hier zeigte er ihnen die reizende Fläche Italiens, die herrlichen, vom Po durchflossenen, Ebenen. Wenn sie, sagte er zu ihnen, diese erreicht hätten, so würden sie Italien, ja selbst Rom, sehr leicht in ihre Gewalt bekommen. Eine oder zwey Schlachten würden über das Schicksal der Römer entscheiden. Durch reizende Aussichten und Hoffnungen geschmeichelt, setzte sich Hannibals Heer von neuem in Bewegung. Doch hier fand es noch höhere und abgebrochnere Alpen; hier fand es lauter enge, steile und schlüpfrige Wege; hier war es den kimmenden Soldaten nicht möglich, sich vor dem Fallen zu hüten, und wenn sie nur etwas wankten, so konnten sie sich gar nicht mehr festhalten. Menschen und Thiere stürzten über einander her. Nun kamen aber so steile Felsen, daß sich die Soldaten an dem Gesträuche festhalten mußten. Auf einmahl hörte der Weg völlig auf, weil

der

der Felsen, über welchen er führte, in einer Höhe von tausend Fuß eingestürzt war. Man machte einen Umweg; nun lag auf einem alten Schnee ein neuer von mäßiger Höhe. Dieser sank unter der Last so vieler Menschen und Thiere ein. Die Soldaten wadeten zwischen Eis und Roth, wo ihre Füße nirgends einen sichern Stand fanden. Mit Mühe reinigte man einen Platz zum Lager. Das weitere Fortmarschiren war hier unmöglich. Man mußte also zu dem einzigen Felsenweg zurückkehren. Hannibal brauchte ein sonderbares Mittel, um ihn gangbar zu machen. Er ließ einen ungeheuern Scheiterhaufen von großen Bäumen anzünden, und die dadurch erhitzten Felsenstücke mit Essig begießen. Diese wurden dadurch so erweicht, daß man sie vermittelst eiserner Werkzeuge leicht wegschaffte, daß man den Weg dadurch eben machen konnte. Diese Arbeit erforderte vier Tage Zeit, und fast verschmachteten indessen die Pferde und Lastthiere. Ueber manchen kahlen Felsen, über manchen Schneeberg, langten endlich die Karthager in den freundlichen Gegenden, am Fuße der Alpen, an. Sie hatten mit dem Marsche über dieses schreckliche

Ges

Gebirge funfzehn Tage zugebracht, und seit ihrem Ausmarsche von Neukarthago in Hispanien waren fast fünf Monathe verstrichen. Von der ansehnlichen Armee Hannibals waren nicht mehr als 26,000 Mann übrig, und zwar meistens kranke, abgemattete, den Ge-rippen ähnliche Leute. Sobald Hannibals Soldaten sich wieder erholt hatten, eroberte er die gallische Stadt Taurinum (das jetzige Turin) mit Sturm, und dadurch verschaffte er sich nicht nur einen sichern Standpunkt in Italien, sondern er bewirkte auch, daß die Benachbarten Völker es nicht länger wagten, ihm Widerstand zu leisten.

Um diese Zeit kam Scipio, da er den Hannibal in Gallien nicht hatte aufhalten können, nach Italien zurück, um sich demselben hier entgegen zu stellen. Am Ticinus siegte Hannibal durch das Verdienst seiner numidischen Reiterey, und Scipio, der selbst verwundet war, mußte sich über den Po zurückziehen. Nun eilte der andere Consul Sempronius aus Sicilien herbey. Eben war ein starker Schnee gefallen. Die Römer starcken, als sie auf das Schlachtfeld rückten,
nicht

nicht nur vor Kälte, sondern ihr unüberleg-
 samer Oberbefehlshaber hatte ihnen auch nicht
 Zeit gelassen, stärkende Speisen und Getränke
 zu sich zu nehmen. Daher war fast alle
 natürliche Hitze in ihnen erloschen, und über-
 dieß blies ihnen, jemehr sie sich dem, von
 gefrorenen Flüssen und Sümpfen durchschnitte-
 nen, Kampfsplatze näherten, ein scharfer Wind
 entgegen. In einem ungleich günstigeren
 Zustande befanden sich Hannibals Krieger.
 Sie hatten ihre Glieder mit Oehl eingerieben,
 um sie geschmeidig zu machen; sie hatten ein
 gutes Frühstück eingenommen; sie hatten ihre
 Rüstung am Feuer angelegt. Sie giengen
 also ungleich munterer und kraftvoller als die
 Römer in den Kampf, und dennoch wehrten
 sich diese so tapfer und so standhaft, daß vor
 den Elephanten der Karthager nur ein einziger
 am Leben blieb; daß zuletzt auch bey Hannibals
 Heer Menschen und Pferde vor Kälte starren.
 Indessen war der Ausgang dieser Schlacht
 für die Römer mit einer völligen Niederlage
 verbunden, indem sie größtentheils entweder
 getödtet oder gefangen wurden.

Der einbrechende Winter, der in jenem
 Zeitalter in Oberitalien ungleich rauher war,

als

als er jetzt ist, hielt den Hannibal von der Fortsetzung seiner glücklichen Unternehmungen ab. Während der Winterquartiere machte er es zum vornehmsten Gegenstande seiner Bemühungen, die Häupter der gallischen Völker durch die reizende Versprechung, daß er ihnen ihre Freyheit verschaffen wollte, zu gewinnen. Indessen traute er denselben doch so wenig, daß er es für nöthig hielt, sich durch Haartouren und abwechselnde Kleidung unkenntlich zu machen. Im folgenden Frühjahre (217) rückte Hannibal mit seinem, durch Gallier, Ligurer und Hetrurier ansehnlich verstärkten Heere weiter vor. Nach Hetrurien führte ihn der Weg durch morastige Ebenen, aus denen so schädliche Dünste aufstiegen, daß Hannibal selbst durch dieselben ein Auge einbüßte. In eben diesem Lande rückte ihm ein römisches Heer entgegen, welches der eben so stolze und trotzige als unwissende und ungestüme Consul Flaminius anführte. Hannibal marschirte, um ihn noch mehr zu reizen, über ihn hinaus, und richtete unbarmherzige Verwüstungen an. Flaminius ließ sich nur durch keine Warnungen mehr abhalten, denn eben so schlaun als talentvollen Hannibal

entz

entgegen zu rücken. Die Schlacht fiel am trafrimentischen See (Lago di Perugia) an einem neblichten Tage vor, und die Römer thaten, wegen der ungeschickten Anordnung ihres Feldherrn, so wenig einen hartnäckigen Widerstand, daß sie in Zeit von drey Stunden völlig zerstreut wurden. Unter den Getödteten, deren 15,000 waren, befand sich Flaminius selbst. Auf 10,000 geriethen in die Gefangenschaft.

Dreymahl hatte nun Hannibal die Römer besiegt; dreymahl hatte er ansehnliche Heere derselben vernichtet, und seinem Marsche nach Rom schien jetzt wenig mehr im Wege zu stehen. Aber noch standen dem Senate Krieger genug zu Gebote; noch war der so unerschütterliche Muth der Römer nicht niedergeschlagen, und man mußte ihn vielmehr in der Nähe des Hauptstizes des römischen Staates noch angefeuerter erwarten. Der vorsichtige Hannibal hielt es daher für nöthig, sich vorher der um Rom liegenden Landschaften zu versichern. Er nahm seinen Weg nach Umbrien und Picenum, im östlichen Theile des jetzigen Kirchenstaates, wo er, um den

Be:

Bewohnern Schrecken einzulößen, alles plünderte und verwüstete. Seine afrikanischen Soldaten bewaffnete er mit den römischen Gewehren, die sie am Trebia und am trasimenischen See erbeutet hatten. Der Senat der Römer, der zwar erschrecken, aber nie den Muth verlieren konnte, vertraute die Aufsicht über das Heer, welches Hannibals fernere glückliche Fortschritte aufhalten sollte, dem äusserst behutsamen und klugen Dictator Q. Fabius Maximus an. Ohne sich in ein Treffen einzulassen, suchte Fabius den Hannibal, in einem feindlichen Lande, wo es demselben an Bundesgenossen und an Unterstützung fehlte, durch Märsche, kleine Angriffe und beunruhigende Bewegungen, zu ermüden und zu schwächen. Hannibal befand sich darüber einmahl in einer sehr großen Verlegenheit. Un erwartet sah er sich in Campanien in einem engen Thale eingeschlossen. Doch Hannibal half sich auf folgende Art. Er ließ an die Hörner von 2000 Ochsen Reisbündel befestigen. Gegen den Anbruch der Nacht wurden, auf ein gegebenes Zeichen, die Reisbündel angezündet, und die Ochsen nach den von den Römern

bei

befetzten Anhöhen hingetrieben. Mit Erstaunen und Schrecken sahen die Römer, die den Ausgang des Thales besetzt hatten, die vielen Feuer über sich. Sie glaubten, die Karthager wären schon über ihnen. Dieser Gedanke bewog sie, ihren Posten zu verlassen, und Hannibal wurde nun durch nichts mehr verhindert, aus dem gefährvollen Thale sich wieder herauszuziehen. Doch des Fabius Standhaftigkeit konnte nicht die List und Berwegenheit Hannibals, konnte nicht der Unwille seiner Soldaten, konnten nicht die Klagen derer, welche durch die Karthager ihrer Güther beraubt wurden, konnten nicht die Spöttereyen und Verläumdungen seiner Unterfeldherren, besonders des Generals der Cavallerie Minucius, wankend machen. Endlich setzte es ein Bürgertribun doch durch, daß Fabius den Oberbefehl über das Heer mit dem raschern und unüberlegamern Minucius theilen mußte, und dieser gerieth bald hernach in eine solche Berlegenheit, daß nur der edel denkende Fabius ihn retten konnte.

Es folgten nun (216) neue Consuln, L. Aemilius Paullus (der erfahrne Besieger Illyriens) und

und Cajus Terentius Varro. Fabius ermahnte sie, einem Treffen mit der größten Vorsicht auszuweichen. Nemilius folgte seinem weisen Rathe. Der unvorsichtige Varro ruhete jedoch nicht, bis daß er das für die Römer so unglückliche Treffen bey Cannä, einem Städtchen in Apulien, veranlaßte. Hannibals afrikanische Soldaten rückten auf das Schlachtfeld mit den römischen Waffen, die sie gegen ihre vaterländische Rüstung vertauscht hatten. Die Gallier und Hispanier behielten ihre eigenthümliche Rüstung bey. Ihre Schilde hatten eine ähnliche Gestalt; aber die Schwerdter der Gallier waren lang und ohne Spitze, und also auf den Hieb eingerichtet, während daß die kurzen und spitzigen Degen der Hispanier nur zum Stiche taugten. Die Gallier giengen bis an den Nabel nackend, die Hispanier hingegen erschienen in leinenen Gewändern von einer blendend weißen Farbe, mit purpurnen Einfassungen. Uebrigens waren sowohl Gallier als Hispanier großgebaute, mit außersordentlichen Leibeskräften ausgerüstete Leute. Ein ungünstiger Umstand war für die Römer, deren Fronte nach Mittag stand, ein heftiger Südostwind, der ihnen eine Menge Staub

Galletti Weltg. 2r Theil. 56 ins

ins Gesicht wehete. Den Ausgang des Treffens aber entschied Hannibals 10,000 Mann starke Cavallerie. Das römische Fußvolk wehrte sich so lange und so brav, daß die Karthager auf 8000 Todte hatten; aber endlich wurde die Niederlage der Römer allgemein. Sie verlohren, nach ihrem eigenen Geständnisse, auf 50,000 Mann. Selbst der Consul Paullus befand sich unter den Todten. Zu diesen gehörten auch 80 Senatoren, 20 Tribunen, 10 Quästoren, und so viele Ritter, daß Hannibal nur allein zwey Scheffel von Ringen derselben nach Afrika geschickt haben soll.

Hannibal hatte nach dem Siege bey Cannä die reizendsten Aussichten. Die Provinzen des untern Italiens, ja selbst die um Rom liegenden, zeigten ihre Bereitwilligkeit, sich der römischen Herrschaft zu entziehen. Es schien also, als wenn Hannibal, ohne weitere Ueberlegung, gerade gegen Rom hätte anrücken können. Sein General der Cavallerie, Maharbal, both seine ganze Beredsamkeit auf, um ihm diesen Entschluß annehmlich zu machen, und als Hannibal, seiner Erwartung zuwider, die Sache

Sache noch einer reifern Ueberlegung würdig hielt, so entfuhr jenem die Aeußerung: er würde dadurch überzeugt, daß ein Mensch höchst selten alle Eigenschaften eines großen Mannes in sich vereinige; denn Hannibal wisse wohl zu siegen, aber es fehle ihm an der Gabe, seine Siege zu benutzen. Doch, es waren allerdings Ursachen vorhanden, die Hannibals Behutsamkeit rechtfertigen konnten. Der Muth der Römer schien nach jedem Verluste zu steigen; wollten sie doch nicht einmahl Hannibals Friedensgesandten in die Stadt lassen. Auch fehlte es ihnen noch immer eben so wenig an einem zahlreichen, guten Fußvolke, als an trefflichen Feldherren. Hannibal war auch nicht mit Belagerungsmaschinen versehen, und was mußte er endlich von einer Stadt, wo sich die ganze Macht der Römer vereinigte, nicht für einen hartnäckigen, verzweiflungsvollen Widerstand erwarten? Gerieth er, wenn ihm das Kriegsglück nur einmahl ungünstig war, nicht in die gefährliche Lage, sein ganzes Heer vernichtet zu sehen?

Hannibal marschirte also nicht nach Rom, wo ihn der Pöbel schon vor den Thoren glaubte.

Er nahm seine Winterquartiere in der, in einer der schönsten Gegenden liegenden, prächtigen Stadt Capua, deren Einwohner wegen ihrer übertriebenen Neigung für den Genuß der Lebensfreuden sehr bekannt waren. Bey solchen Wirthen, und an einem solchen Orte, konnten Leute, die von den ausgestandenen Mühseligkeiten auszuruhen, die sich für dieselben schadlos zu halten wünschten, leicht verleitet werden, sich den ausschweifendsten Vergnügungen der Sinnlichkeit zu überlassen, und sie ließen sich von denselben um so leichter hinreißen, je größer ihre Unbekanntschaft mit ihnen war. Dadurch wurde jedoch eben so sehr ihr Geist, als ihr Körper, verätzt, und die ehemahls so strenge Kriegszucht verschwand. Sie verschwand jedoch nicht auf immer, wenigstens war Hannibals kriegerischer Unternehmungsgeist zu Capua so wenig unterdrückt worden, daß er in den folgenden Jahren nicht nur einen Theil von Mittelitalien, sondern fast ganz Unteritalien eroberte, und hätte ihn der neidische Hanno, der Kriegspräsident zu Karthago, nachdrücklicher unterstützt, so würde er vielleicht Rom selbst in große Verlegenheit gebracht haben.

Hannibal, dessen Heer sich schon merklich vermindert hatte, wurde vom Marcellus und andern römischen Feldherren in Unteritalien so sehr ins Gedränge gebracht, daß er ihnen auch Capua überlassen mußte. Während daß die Römer diese Stadt belagerten, während daß sich Hannibal in einer sehr gefährvollen Lage befand, drang er bis auf eine kleine Meile von Rom vor, und nun hatte er das Vergnügen, die stolze Stadt, die das Ziel seiner Unternehmung war, von einer Anhöhe herab vor sich ausgebreitet zu sehen. Jetzt stieg in ihm der kühne Gedanke auf, Rom zu überfallen, und doch wählte er nicht den nächsten Weg. Darüber gewannen die Römer Zeit, auf die Vertheidigung ihrer Hauptstadt bedacht zu seyn. Hannibal wollte aber, wie es scheint, auch weiter nichts thun, als den Römern einen Schrecken einjagen. Er rückte an der Spitze von 2000 Reitern bis an die Stadthore, zog sich jedoch bald wieder bis auf anderthalb Meilen zurück. Seit dem Verluste von Capua konnte Hannibal mit aller seiner Geistesgegenwart, Schlaueit und Tapferkeit nichts mehr ausrichten. Seine wegen der langen Fortsetzung des Krieges ver-

ver-

verdreiflichen Soldaten liefen davon, und giengen zu den Römern über, welche besonders die vortreflichen numidischen Reiter in ihren Dienst zu ziehen suchten. Dadurch wurde Hannibals Heer alknächtlich so geschwächt, daß es kaum zum Vertheidigungskriege hinreichte. Neue Mannschaft schickte man ihm nicht, theils weil man den Krieg in Italien, der keine guten Aussichten zeigte, geendigt zu sehen wünschte, theils weil man die Truppen in Hispanien nöthig hatte, wo das Kriegsglück den Karthagern sehr ungünstig war.

Doch die Karthager konnten dem Hannibal schon deswegen nicht genug Hülfe schicken, weil sie mit den Römern auch noch in Sicilien einen lebhaften Kampf hatten. In Sicilien war Hiero, der treue Bundesgenosse der Römer (215) gestorben, und hatte seinen Enkel Hieronymus zum Nachfolger gehabt. Dieser schloß mit dem Hannibal ein Bündniß, welches für die Römer gefährlich werden konnte. Allein schon im folgenden Jahre wurde Hieronymus in einem Aufstande zu Syrakus ermordet. Der römische Senat bekam dadurch einen Vorwand, die Stadt Syra-

Syrakus feindlich zu behandeln. Die Belagerung der großen Stadt, die auf 5 Meilen im Umfange hatte, war eine große Unternehmung, und sie wurde durch die scharfsinnigen Gegenanstalten des großen Mathematikers Archimedes so schwer gemacht, daß die Stadt erst nach drey Jahren den Römern in die Hände gerieth. Marcellus, der Oberbefehlshaber derselben, ließ, auf acht Galeeren von verschiedener Länge, die mit einander in Verbindung standen, einen Belagerungsthurm aufführen, der die höchsten Thürme der Stadt an Höhe übertraf. Durch diese Maschine, die Sambuca genannt wurde, hoffte er der belagerten Stadt so nahe zu kommen, daß sie sich nicht mehr vertheidigen könnte. Allein Archimedes schleuderte centnerschwere Steine auf dieselbe, die sie zerschmetterten. Auch brachte er durch eine große Menge Steine, Balken und Stangen mit eisernen Spitzen, die er unter die Flotte der Römer warf, ihr ganzes Heer in Verwirrung und Unordnung. Marcellus stellte hierauf seine Flotte, um sie den gewaltigen Angriffen des Archimedes zu entziehen, ganz nahe an die belagerte Stadt hin; doch Archimedes traf sie eben so gut in
der

der Nähe, als in der Ferne. Durch sogenannte Raben mit eisernen Klauen, die, an einer langen Kette befestigt, durch einen Hebebaum niedergelassen wurden, wußte er die römischen Schiffe entweder an die Küste zu ziehen, oder in die Luft zu schleudern. Noch soll er sie durch sechseckige Brennspiegel angezündet haben. Genug, Marcellus verlor das Vertrauen auf die baldige Eroberung der Stadt so sehr, daß er sich einige Zeit hindurch mit andern Unternehmungen beschäftigte. Bey einem zweyten Angriffe (212) war er glücklicher. Der Freudentaumel, den ein Dianenfest unter den Einwohnern von Syrakus verbreitete, gab dem römischen General Gelegenheit, sich eines Theiles der Stadt zu bemächtigen. Diesem folgte die Eroberung der ganzen Stadt. Während des Verms, der sie begleitete, traf den Archimedes, den vortrefflichen Vertheidiger von Syrakus, der Tod. Er hatte sich in sein Cabinet verschlossen, und war in seine mathematischen Beschäftigungen so vertieft, daß weder das Getöse der Soldaten, noch das Geschrey der gemißhandelten Leute, seine Aufmerksamkeit erregte. Ein Soldat drängte sich endlich auch in sein Cabinet. Er will den

den Archimedes zum Marcellus führen. Archimedes bittet ihn um die Gefälligkeit, ihn in seiner Arbeit nicht zu stören. Der rohe Krieger wird darüber so aufgebracht, daß er den großen Mathematiker des Lebens beraubt. Marcellus beklagte sein Schicksal recht innig, und suchte seine Familie durch eine großmüthige Behandlung zu trösten. Durch die Eroberung von Syrakus wurde die Macht der Römer sehr vermehrt.

Die römische Macht wuchs aber auch durch die glücklichen Unternehmungen in Hispanien. Der römische Senat hatte nach der Schlacht am Trebia (217) den weisen Plan gemacht, die Karthager in Hispanien so sehr zu beschäftigen, daß sie den Hannibal in Italien nicht recht unterstützen könnten. Man hoffte sie durch die Annäherung des Kriegsschauplazes in Verlegenheit zu bringen, und dieser Absicht entsprach der Ausgang vollkommen. En. Scipio, des Publius Bruder, der das römische Heer in Hispanien anführte, eroberte in kurzer Zeit alles zwischen den Pyrenäen und dem Ebro liegende Land. Nun (216) kam auch sein Bruder dahin,
und

und da sich ein großer Theil der Hispanischen Völker für die Römer erklärte, so schienen sie von der Eroberung des schönen Landes nicht weit mehr entfernt zu seyn. Aber die Karthager, die durch den Angriff der Römer überrascht worden waren, gewannen indessen Zeit, eine so ansehnliche Armee in Hispanien aufzustellen, daß die beyden Scipionen mit ihrem ungleich schwächern Heere sehr ins Gedränge geriethen. Asdrubal, Hannibals Bruder, und sein College Mago, brachten ihnen (212) eine große Niederlage bey; die beyden Scipionen wurden getödtet; aber C. Marcus, ein junger Eques, sammelte die Ueberbleibsel der römischen Armee mit so vielem Muth und so großer Klugheit, daß sie ihn zu ihrem Feldherrn wählte. Er benahm sich sehr brav. Aber der Senat hielt ihn doch nicht für würdig, die Stelle eines Oberbefehlshabers in Hispanien zu verwalten. Da sich jedoch, wegen der Gefahr und den schlechten Aussichten, die mit derselben verbunden waren, kein Mann von großem Ansehn um dieselbe bewarb, so verließ man sie (411) dem jüngern P. Cornelius Scipio, einem Sohne des ältern Publius, mit dem Titel eines Proconsuls.

fuls. Scipio hatte mit Hannibaln in manchem Punkte Aehnlichkeit. So wie dieser, in seiner blühendsten Jugend, erst 24 Jahre alt, Feldherr, machte er eben so wie dieser den Krieg zu seinem Hauptstudium, zeichnete er sich eben so wie dieser durch Enthaltbarkeit und Mäßigung, durch die Kunst, sich bey verschiedenen denkenden Vätern Gehorsam zu verschaffen, durch die zweckmäßige Anwendung der List und Tapferkeit, durch gehörig abgewogene Strenge und Gelindigkeit, durch unpartheyische Schätzung fremder Verdienste, und durch ein eifriges Studium der griechischen Literatur, aus. Seine vortrefflichen Eigenschaften gewannen ihm die Liebe der spanischen Volkshäupter so sehr, daß seine Siege über die karthagischen Generale dadurch sehr erleichtert wurden, daß sich ganz Hispanien der römischen Herrschaft unterwarf.

Asdrubal, der in Hispanien nun nichts mehr wirken konnte, sollte (207) seinem Bruder Hannibal in Italien zu Hülfe ziehen. Schon hatte er den weiten Weg über die Pyrenäen und durch Gallien glücklich zurückgelegt; schon war er in Italien bis Placentia vorgedrungen. Aber bey der Belagerung dieser Stadt hielt
er

er sich zu lange auf; auch wurden die schriftlichen Nachrichten, die er seinem Bruder vor seinem Anzuge gab, von den Römern aufgefangen. Er hoffte, sein Bruder sollte ihm in Umbrien entgegen kommen; aber anstatt des selben erschienen die beyden Consuln an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, und Asdrubals Truppen, die durch einen nächtlichen Marsch entkräftet waren, wurden von den zahlreichen Römern völlig geschlagen. Asdrubal gerieth über die Niederlage seiner Armee so in Verzweiflung, daß er sich unter die Römer stürzte, und auf eine rühmliche Art im Kampfe fiel. Der Consul Nero schickte dem Hannibal einige gefangne Karthager in Ketten zu; ja er ließ den Kopf des unglücklichen Asdrubals seinem Lager gegenüber auf einer Stange aufstecken. Hannibal konnte unter diesen Umständen weiter nichts thun, als das traurige Schicksal seines Vaterlandes bedauern, und, seine kleine Armee zu retten, in den äußersten Winkel Unteritaliens sich zurückziehen. Hier machte er zu seinem nähern Abzuge aus dem Lande, wo seine Generalstalten sich anfangs so glänzend gezeigt hatten, mit tief gekränktem Herzen Anstalten. Noch
 lächelt;

lächelte ihm wieder ein Strahl der Hoffnung, als (205) sein jüngerer Bruder Mago mit einer neuen Hülfarmee von 14,000 Mann in Ligurien landete. Aber auch diese Hoffnung verschwand sehr bald. Die mächtigen Römer wußten die Vereinigung der beyden Brüder sehr leicht zu verhindern. Während daß der eine Consul Cethegus den Mago nicht weiter vorrücken ließ, trieb der andre, Sempronius, den Hannibal nach Croton, im Lande der Brutier, zurück. Mago, von zwey römischen Generalen besiegt, und im Schenkel verwundet, mußte sich (203) an die ligurische Küste zurückziehen. Seine Armee gieng nach Afrika zurück; er selbst endigte auf der Insel Sardinien sein Leben.

Indem Hannibal, auch von den Bruttern verlassen, wenig Hoffnung mehr übrig sah, sich in Italien behaupten zu können, ungesachtet er es so sehr wünschte, erhielt er von seiner Regierung Befehl, sich möglichst bald nach Afrika einzuschiffen, um das vom Scipio äußerst bedrängte Carthago retten zu helfen. Scipio, der indessen Consul geworden war, hatte dem Senat den Vorschlag gethan, den

Krieg

Krieg aus Sicilien nach Afrika zu versetzen. Der behutsame Fabius Maximus fand diesen Vorschlag zwar sehr gewagt; allein Scipios Plan gieng dennoch durch, und der junge Held, den man zum Statthalter Siciliens ernannte, erhielt die Erlaubniß, nach Afrika überzusetzen. Schon Scipios Vater hatte einen ähnlichen Entwurf im Sinn gehabt, und bereits auf eine Verbindung mit den afrikanischen Fürsten gedacht. Der größte Theil der an das karthagische Gebieth stoßenden nördlichen Küste von Afrika (das jetzige Algier), war unter dem Nahmen Numidien begriffen. Die Bewohner dieses außerordentlich fruchtbaren Landstriches, sehr muthige und gewandte, aber auch rachsüchtige und treulose Leute, zogen viele leichte Pferde, und waren als leichte Reiter äußerst fürchtbar. Damahls wurden sie von zwey Königen beherrscht, die Syphax und Massinissa hießen. Jener hatte zu Cirta (jetzt Constantine) seine Residenz; dieser wohnte im östlichen Theile Numidiens. Mit dem Syphax hatte bereits des Scipio Vater ein Bündniß geschlossen, und der Sohn begab sich selbst nach Afrika, um dieses Bündniß zu erneuern und zu befestigen. Allein der karthagische General

Abdu:

Asdrubal, der Sohn des Gisgo, wußte den Syphax durch seine bewundernswürdig schöne Tochter Sophonisbe zur Parthey seines Vaterlandes hinzuziehen. Sophonisbe war vorher dem Massinissa, der zu Karthago erzogen war, und der in einem schön gebildeten Körper einen großen Geist besaß, zur Braut bestimmt gewesen. Aber die Regierung zu Karthago wünschte durch die bezaubernde Schönheit der Sophonisbe den mächtigsten Fürsten der Numidier, den Syphax, zu gewinnen. Eben kam Asdrubal, der Vater derselben, bey dem Syphax an, als Scipio gleichfalls anlangte. Syphax wurde jedoch von den Worten und Handlungen des Scipio so eingenommen, daß er die Verbindung mit Rom befestigte. Allein Asdrubal brachte es doch bald hernach dahin, daß Syphax, der den Reizen der Sophonisbe nicht widerstehen konnte, sein Schwiegersohn, und ein Bundesgenosse Karthagos, wurde. Syphax ließ dem Scipio zu wissen thun, er könne seine ihm gegebene Versprechungen nicht mehr halten, weil er für das Vaterland seiner Gemahlin fechten müsse. Scipio wurde über diese Nachricht so wenig bestürzt, daß er vielmehr seinen

Officier

Officieren und Soldaten bekannt machte, daß sie vom Syphax eben so sehnlich, als vom Massinissa, an der Küste von Afrika erwartet würden.

Vom Massinissa wurden die Römer wirklich mit Sehnsucht erwartet, weil er von dem ungleich mächtigern Syphax, der ihm schon seine Braut entrißen hatte, um alles, nur Leben und Freyheit ausgenommen, gebracht worden war. Er kam daher, als die Römer (203) in Afrika landeten, mit wenigen Reitern zu ihnen. Scipio stieg in dem Hafen von Hippo (jetzt Bona) zehn Tagereisen weit von Karthago, aus. Er hatte diesen Ort schon vorher besetzen lassen. Die Karthager geriethen über seine Landung in großen Schrecken. Ihre Anstalten waren so dringend, als wenn die Römer bereits vor Karthago gestanden hätten. In der Eile brachten sie ein Heer von lauter neugeworbenen, ungelübten Leuten zusammen, das sich auf 30,000 Mann belief. Asdrubal, der Vater der Sophonisbe, war jetzt ihr einziger General von Ansehn. Indessen schmeichelte es ihrer Hoffnung nicht wenig, daß Syphax mit einer Armee von 60,000 Mann der Vaterstadt seiner Gemahlin zu Hülfe zog. Aber auch diese Armee bestand fast aus
 lauter

lauter rohen, ungebildeten Kriegern. Es herrschte im Lager der Karthager und Numidier die schlechteste Kriegszucht. Scipio baute auf diesen Umstand einen glücklichen Ueberfall, den er sich durch eine den Römern unwürdige List, durch verstellte Vergleichsunterhandlungen, erleichterte. Asdrubal zog sich durch dieses Unglück, das er durch seine Unvorsichtigkeit veranlaßt hatte, den Unwillen seiner Regierung in so großem Maße zu, daß er nicht nur die Oberbefehlshaberstelle, sondern auch beynah das Leben, verlor. Sein Nachfolger, der bekannte Hanno, war eben nicht glücklicher. Er und Syphax wurden vom Scipio so weit zurückgetrieben, daß dieser Tunis und die meisten Städte um Karthago erobern konnte.

Jetzt rächte sich Massinissa an dem Syphax, der ihm nicht nur seine Braut, sondern auch sein Land entrisen hatte. Von des Scipio Unterfeldherr Lätius unterstützt, eroberte er sein kleines Reich bald wieder, schlug er des Syphax ungeübtes Heer, bekam er ihn selbst in seine Hände, drang er nun, an der Spitze seiner Reiterey, bis zu dessen Hauptstadt Cirtha vor. Vergebens forderte er die Häupter der Galletti Weltg. 3r Theil. Cc Stadt

Stadt zur Uebergabe auf; als er ihnen aber ihren König in Fesseln zeigte, da entstand unter den Einwohnern von Eirha ein lautes Wehklagen; da wagte man es nicht länger, dem Massinissa die Thore zu verschließen. Dieser eilte nun nach dem Pallaste des Syphar, um sich der reizenden Sophonisbe zu bemächtigen. Die schöne Tochter des Asdrubals warf sich mit Vergnügen in die Arme ihres ersten Liebhabers, um der Schande der römischen Gefangenschaft zu entgehen, und Massinissa war entzückt, noch an eben dem Tage mit der ehemahls angebeteten Sophonisbe die Hochzeit feyern zu können. Sie war nun seine Gemahlin, und Massinissa glaubte sie dadurch gegen alle strenge Maßregeln des Scipio und Lätius gesichert. Lätius bewies sich aber über die so schnell vollzogene Vermählung sehr unwillig, und kaum ließ er sich vom Massinissa abhalten, sie mit den übrigen Gefangnen an den Scipio zu schicken. Syphar schob jetzt aus Rache die ganze Schuld seiner an den Römern bewiesenen Treulosigkeit auf die Sophonisbe. Scipio selbst war, mit den Entwürfen seines Ehrgeizes und seiner Vaterlandsiebe zu sehr beschäftigt, über die
 Letz

Leidenschaft der Liebe erhaben. Mit der großen Gewalt dieser Leidenschaft unbekannt, glaubte er vom Massinissa, dem er wegen seines Muthes große Lobsprüche beylegte, die Auslieferung der schönen Gefangnen verlangen zu dürfen. Massinissa, der sich der Erfüllung dieses Verlangens nicht entziehen konnte, befand sich in der ängstlichsten Verlegenheit, aus welcher er sich durch einen verzweiflungsvollen Entschluß herausriß. Er schickte seiner angebeteten Sophonisbe einen Becher mit Gift, den das edle Weib ruhig austrank. Ein solches Opfer brachte Massinissa der Freundschaft der Römer!

Der Tod der Sophonisbe, welche die Regierung zu Karthago ihrer Politik opfert hatte, war auch der Zeitpunkt, wo sie sich dem Geständnisse ihrer Ohnmacht nicht länger entziehen konnte. Durch den Verlust ihres mächtigen Bundesgenossen, des Syphax, war sie so sehr geschwächt, daß sie dem siegreichen Feldherrn der Römer Friedensanträge thun mußte, und nur warfen sich 30 Mitglieder des karthagischen Senats dem Scipio zu Füßen. Dieser schrieb ihnen jedoch so

Er 2

harte

harte Friedensbedingungen vor, daß sich die Karthager zur Bewilligung derselben noch nicht entschließen konnten. Um den Krieg fortzusetzen, mußte aber Hannibal aus Italien zurückkommen. Hierzu gehörte Zeit, und um diese zu gewinnen, nahm die karthagische Regierung die Wiene an, als wenn sie die Friedensunterhandlungen weiter treiben wollte. Es wurde deswegen Waffenstillstand geschlossen; aber während desselben empfing Hannibal den Befehl, seinem Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Da er sich in einem Winkel Unteritaliens sehr im Gedränge befand; da er zur Abfahrt aus der schönen Halbinsel auch schon seit einiger Zeit Anstalten gemacht hatte, so konnte ihn der Befehl, zurückzukommen, schwerlich in große Betrübniß versetzen; aber äußerst kränkend mußte ihm immer der Gedanke seyn, den Schauplatz seines einst so erstaunenswürdigen Kriegsglückes jetzt verlassen zu müssen, ohne seinen großen Plan auszuführen zu haben.

Doch noch immer hatte er nicht die Hoffnung aufgegeben, der Ueberwinder der stolzen Römer zu seyn. Er eilte also (201) nach
 Afris

Afrika, um sich mit dem Scipio in einen entscheidenden Kampf einzulassen. Er bemächtigte sich, als er nach Afrika kam, der meistesten festen Oerter im Reiche des Massinissa, und näherte sich der Stadt Karthago bis auf 5 Tagereisen. Bey Jama (Zamora) machte er Halt. Die beyden großen Generale, die das Schicksal der Welt entscheiden sollten, hielten eine Zusammenkunft, um sich wegen eines Vergleiches zu bereden. Hannibal both dem Scipio alle Besitzungen seines Vaterlandes ausser Afrika an; dieß war jedoch dem Römer noch nicht genug. Er machte Forderungen, welche die Regierung zu Karthago nicht eher eingehen konnte, als bis sie sich aller Hülfe beraubt sah. Eine Schlacht sollte also das Schicksal ihres Staates entscheiden. Hannibal wünschte ihr auszuweichen: aber die Bürgerversammlung zu Karthago bestand darauf.

Nicht leicht kommt in der Weltgeschichte eine Schlacht vor, deren Ausgang für beyde Theile so äusserst interessant war. Die Römer, die durch das Meer von ihrem Vaterlande getrennt waren, sahen, wenn sie
nicht

nicht siegten, ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen. Die Karthager dachten sich in dieser Schlacht die einzige Hoffnung ihrer Rettung. Jeder von den beyden Oberfeldherrn suchte seine Soldaten durch die Erinnerung an ihre bisherigen Thaten mit neuem Muthe zu beleben; jeder ordnete sein Treffen mit der größten Sorgfalt an. Scipio stellte die Abtheilungen seines Fußvolkes etwas weitzläufig, damit sie den Elephanten der Feinde desto leichter ausweichen könnten. Die Zwischenräume füllte er mit leichter Cavallerie aus, welche die Elephanten mit ihren Wurfspeeren am glücklichsten bekämpfen konnte. Diese Vorsicht hatte er um so nöthiger, da die Zahl der Elephanten, die Hannibal in diese Schlacht führte, sich auf 80 belief. Seine Armee war von Soldtruppen von allerley Nationen, von Numidiern und andern Afrikanern, von Hispaniern, Galliern, Macedoniern, Ligurern, Bruttiern, zusammengesetzt. Das, was er ihnen zu sagen hatte, mußte, nach dem verschiedenen Nationalcharakter, verschieden seyn, mußte in die Sprache einer jeden Nation verdolmetscht werden. Während daß sich Hannibal damit

ber

beschäftigte, erhoben die Trompeten und Hörner der Römer ein so schreckliches Geräusch, daß die Elephanten der Karthager scheu wurden, daß sie ihre Cavallerie auf dem linken Flügel in Unordnung brachten. Massinissa benutzte diese Unordnung, um sie völlig zurückzutreiben. Indessen drangen doch einige von den Elephanten unter die Römer ein, und richteten anfangs unter den leichteren Truppen, welche die Zwischenräume ausfüllten, eine große Verwirrung an; sie wurden jedoch durch die vielen Wurfspeere, die von allen Seiten auf sie regneten, aus der römischen Schlachtordnung wieder herausgejagt, und da sie sich nun auf die Reiterey des rechten Flügels der Karthager warfen, so gewann Lätius dadurch Gelegenheit, auch diese zurückzudrängen. Nun stand Hannibals Fußvolk der stärkern Infanterie des Scipio noch allein entgegen, und dennoch wehrte sich dasselbe mit so anhaltender Tapferkeit, daß der Sieg für die Römer fast zweifelhaft wurde, als Massinissa und Lätius, von dem Verfolgen der feindlichen Reiterey zurückkehrend, den braven Fußsoldaten des Hannibals in den Rücken fielen, und dadurch den Ausgang der Schlacht

Schlacht

Schlacht zum Vortheile Roms entschieden. Die Karthager verlohren auf 40,000 Mann, von welchen die Hälfte getödtet war. Ihre Niederlage und Zerstreung war so groß, daß selbst Hannibal, an der Spitze einer kleinen Reiter-schaar, die Flucht ergreifen mußte. Den Römern kostete dieser herrliche Sieg nicht mehr als 2000 Mann.

Mit der bey Zama geschlagenen Armee hatten die Karthager alle Kräfte zum Widerstande verlohren. Hannibal stellte dieß ihrer Regierung so einleuchtend und so dringend vor, daß sie sich zu einem eben so unrühmlichen, als nachtheiligen, Frieden entschloß. Karthago trat an die Römer alle seine Besitzungen und Ansprüche auffer Afrika ab; es lieferte ihnen alle Kriegsschiffe bis auf zehn, und alle Elephanten, aus; auch versprach es, keins von diesen schrecklichen Thieren künftig zum Kriege abzutüchten; es machte sich sodann verbindlich, in Zeit von fünfzig Jahren 10,000 Talente (13,500,000 Millien Thaler) zu bezahlen, und ohne Einwilligung des römischen Senats keinen Krieg zu führen. Auf 500 Schiffe der Karthager wur:

wurden nun vor ihren Augen verbrannt, und dennoch war der Senat der Römer mit diesem seinem Stolze so sehr schmeichelnden Friedensschlusse nicht einmal recht zufrieden. Der Sieger Scipio erwarb sich dadurch den Beynahmen des Afrikaners.

Die Karthager hatten seit diesem Friedensschlusse ihre ganze politische Macht verloren. Ihre Seemacht war vernichtet, und ihr Gebieth war auf Afrika eingeschränkt. Aber auch hier wurde es kleiner, weil sie einen Theil desselben dem Massinissa abtreten mußten, der, da er auch das Reich des Syphax in seiner Gewalt hatte, einen mächtigen und gefährlichen Nachbar von Karthago abgab. Bey den so sehr eingeschränkten Staatskünften sollten die Karthager eine so große Summe an die Römer bezahlen, und schon die 50 Talente (67,500 Thaler), die sie bey dem ersten Termin bezahlen sollten, brachten sie mit großer Mühe zusammen. Sie mußten deswegen eine Kopfsteuer auflegen, und als das Geld nach Rom gebracht wurde, fanden es die Quästoren um den vierten Theil verfälscht, und die karthagischen
Ab:

Abgeordneten mußten zu Rom Geld aufnehmen, um das fehlende ergänzen zu können. So streng wurden die Karthager von dem römischen Senate behandelt! Doch dieser schränkte ihre Freyheit immer mehr ein. Er schien, so lange Hannibal auf den Kriegsstaat Karthagos noch einigen Einfluß hatte, nicht ruhig seyn zu können. Dieser mußte daher auf ausdrückliches Verlangen der Römer seine Generalstelle niederlegen. Hannibal, in dessen Herzen die Feindschaft gegen die Römer tief eingewurzelt blieb, arbeitete nun als Minister Karthagos mit allem Eifer daran, dessen Staatskräfte wieder emporzuheben, um den Krieg gegen Rom mit Nachdruck erneuern zu können. Er brachte daher ungleich mehr Ordnung und Sparsamkeit in die karthagische Staatswirthschaft. Dieß zog ihm viele Feinde zu, und diese machten es sich zum angelegentlichen Geschäfte, die Aufmerksamkeit des römischen Senats auf Hannibals Bemühungen hinzuziehen. Man beschuldigte ihn eines Einverständnisses mit dem syrischen Könige Antiochus. Hannibal, der sich in seiner Vaterstadt, für die er so viel gethan hatte, nun nicht mehr sicher wußte, schlich sich,

sich, an einem finstern Abend, in fremder
Kleidung, heraus, und arbeitete seitdem mit
unermüdlcher Thätigkeit an der Ausführung
des Plans, die vornehmsten Monarchen zum
Untergange Roms zu vereinigen.

Achtes Kapitel.

Rom unterjocht Macedonien, Griechenland und
Karthago.

Mit dem Ende des zweyten punischen Krieges fängt sich der Zeitpunkt an, wo die Macht der Römer allmächtig den höchsten Gipfel erstieg; wo Unterjochung aller benachbarten Staaten und Völker der Hauptgrundsatz ihres politischen Systems wurde; wo sich ihre Eroberungsfucht über alle Schranken der Mäßigung und Billigkeit hinaussetzte. Alle Kräfte und Triebfedern des römischen Staates befanden sich jetzt in der stärksten Spannung, in der besten Uebereinstimmung. Selbst die Verbindungen mehrerer Nationen waren gegen die Römer zu schwach. Außer Italien be-

beherrschten sie nun Sicilien, Sardinien, den größten Theil von Hispanien, und, durch ihren Bundesgenossen Massinissa, einen Theil von Nordafrika. Dabey besaßen sie meistens noch den Charakter der lautersten Sittensreinigkeit; besaßen sie standhaften Muth und Unerschrockenheit, selbst wenn sie unvermeidliche Todesgefahr umringte; besaßen sie eine Vaterlandsliebe, welche die Ehre des Triumphes und abergläubische Religiosität noch glühender machte; besaßen sie endlich einen Nationalstolz, der sie die mächtigsten Staaten verachteten, wenigstens nicht fürchten, lehrte. Mit diesem Charakter, mit diesen Eigenschaften, erwarben sie sich allmählig die Herrschaft über die Welt.

Zur Fortsetzung ihrer Eroberungsbentwürfe verschaffte den Römern Hannibals Bestreben, die übrigen Staaten gegen sie zur Feindschaft zu reizen, eine gute Gelegenheit. Schon zu der Zeit, als Hannibal (316) in Italien stand, hatte er sich mit dem macedonischen Könige Philipp gegen die Römer verbunden, und sowohl diesen, als auch einen Theil des übrigen Griechenlands, in das Gewebe eines

Krie:

Krieges mit Rom eingeflochten. Philipp war der Enkel des Antigonus von Gonni, der Macedonien an sein Haus gebracht hatte *). Er besaß viele schöne Eigenschaften des Geistes und Körpers, die ihm Liebe und Achtung erwarben, und er regierte einige Zeit lang mit vieler Weisheit und Leutfeligkeit. Durch Schmeichler verderbt, nahm er aber in seinem Betragen so viel Unbescheidenes, so viel Eigenmächtiges an, daß er sich verhaßt machte; doch wußte er sich durch seine Regierungsschlaueit, und durch seine Kriegseinsichten, immer zu behaupten.

Seine Ruhmsucht machte ihn zum gefährlichen Nachbar. Dieß erfuhr vornemlich der ätolische Bund, ein Staatensystem in Mittelgriechenland, welches die Absicht hatte, den herrschsüchtigen Entwürfen der macedonischen Könige entgegen zu arbeiten. Die Deputirten der einzelnen Staaten hielten gewöhnlich im Herbst eine Zusammenkunft, wo Angelegenheiten, welche für den ganzen Bund

*) Vergl. S. 129.

Bund wichtig waren, die Gegenstände ihrer Berathschlagungen und Beschlüsse abgaben. Hier entschied man über neue Gesetze, über Krieg und Frieden. Die eigentlichen Staatsgeschäfte wurden durch einen engeren Ausschuss, durch die sogenannten Apokleten, besorgt. Das vollziehende Haupt des Bundes war der Oberfeldherr. Zu den übrigen vornehmsten Beamten gehörten der General der Cavallerie, der Staatssekretär u. a. m. Auch gab es, wie in Lacedemon, Ephoren. Bey den übrigen Griechen, und vornehmlich bey den neidischen Athenern, waren die Aetolier, wegen ihrer habüchtigen und ungerechten Denkart, übel berüchtigt. Ueberhaupt schildert man sie als kühne, unternehmende, abgehärtete, unerschrockene, höchst freyheitliebende, aber auch unruhige und gegen alle Empfindungen der Freundschaft und Ehre gleichgültige Leute. Sie waren daher sowohl mit dem Philipp, als mit dem achäischen Bunde, beständig in Händel verwickelt.

Der achäische Bund war ein Staatensystem im Peloponnes, nach dessen Verfassung die Aetolier die ihrige gemodelt hatten.

Ihre

Ihre Verbindung fängt sich seit Pyrrhus Kriegszuge nach Italien (284) an. Vorher hatte jede von den zwölf achäischen Städten ihre eigene Verfassung. Ihre Macht wurde aber erst durch den Zutritt von fremden Staaten bedeutender. Zu diesen gehörte besonders Sicyon, nachdem es der edle Aratus von einem Tyrannen befreyt hatte. Eben derselbe, nunmehr die Seele des Bündnisses, entriß (243) das herrliche Corinth der macedonischen Herrschaft, und machte sich dadurch so furchtbar, daß mancher von den übrigen kleinen Fürsten im Peloponnes freywillig abdankte. So war also Aratus derjenige, der zum achäischen Bunde den Grund legte, dem in der Folge Argos, Arkadien, Messene, Elis und Megara beytraten*). Dieser gerieth mit Lacedämon in einen lebhaftesten und sehr gefährlichen Kampf.

Hier herrschten seit 60 Jahren große Unruhen, welche über die Verfassung entstanden. Leonidas II, der lange Zeit an dem Hofe
des

*) Th. II, S. 31, folg.

des syrischen Königs gelebt hatte, wünschte die strengdemokratische Verfassung Lykurgs, die schon seit 500 Jahren beobachtet worden war, allmählig abzuschaffen, und erlaubte sich daher manche Vernachlässigung derselben. Desto eifriger arbeitete der Nebenkönig Agis für ihre Erhaltung. So entstanden zwey Partheyen. Die reichern Bürger traten auf die Seite des Leonidas; die ärmern neigten sich zum Agis hin. Der letzte unterlag der Macht der Gegenparthey. Cleomenes III, der Sohn des Leonidas, dachte demokratischer als sein Vater. Er schaffte die Ephoren ab, und stellte die lykurgische Verfassung wieder her. Er war der fürchtbarste Feind des achäischen Bundes, der die durch denselben vereinigten Staaten in so große Verlegenheit brachte, daß sie froh seyn mußten, ihn zum Oberhaupte anzunehmen. Allein Aratus, der sich durch den jungen König nicht um sein Ansehn bringen lassen wollte, bewog die Achäer, die Unterhandlungen mit demselben abzubrechen, und zum syrischen König Antigonos ihre Zuflucht zu nehmen. Von diesem wurde Cleomenes endlich so ins Gedränge gebracht, daß er (222) den Peloponnes ver-

Galletti Weltg. 3r Th. Dd lassen,

lassen, und nach Aegypten flüchten mußte. Hier nahm er sich aus Verzweiflung selbst das Leben. Aratus, der Urheber seines Unglücks, bemühet sich in der Folge, auch die herrschsüchtigen Absichten, die der macedonische König Philipp auf peloponnesische Länder hatte, zu vereiteln. Darüber warf Philipp einen solchen Haß auf ihn, daß er ihm (213) einen langsamwirkenden Gift beybringen ließ. Die Achaer fühlten für den großen Mann, der sich um ihre Freyheit so verdient gemacht hatte, eine so glühende Dankbarkeit, daß sie ihm göttliche Ehre widmeten, daß sie ihm zweymahl des Jahrs ein feyerliches Opfer brachten.

Philipp, der sich zum Herrn von ganz Griechenland aufzuwerfen wünschte, hatte auch mit dem ätolischen Bunde Handel angefangen, und denselben (217) zur Abtretung der Provinz Aearnanien genöthigt. Dieß kränkte die Häupter der Aetolier so innig, daß sie ihm eine unversöhnliche Feindschaft zuschworen. Die Gelegenheit zur Ausübung derselben verschafften ihnen die Römer. Philipp, der sich (214) mit Hannibaln verbunden hatte,

hatte, drohete in Italien einzufallen. Der römische Senat ließ ihn daher durch eine Flotte von 50 Schiffen, unter dem Befehle des M. Valerius Lavinus, beobachten. Dieser benutzte die feindlichen Gesinnungen, welche die Aetolier gegen den Philipp hegten, um sie (211) zu einer Verbindung mit den Römern zu bereden, an welcher, durch die Aetolier verleitet, auch Lacedämon und Elis, ingleichen der König Attalus von Pergamus, und zwey illyrische Fürsten, Theil nahmen. Durch diesen furchtbaren Bund wurde Philipp von seinem Zuge nach Italien, der dem Hannibal vielleicht sehr zum Vortheile gereichen konnte, abgehalten. Aber nun fühlten auch die Aetolier, ungeachtet die Römer und Attalus sie unterstützten, Philipps Uebermacht so drückend, daß sie (207) einen nachtheiligen Frieden eingehen mußten. Philipp verglich sich damahls auch mit den Römern, die schon zufrieden waren, daß sie, während des Krieges mit den Karthagern, von seiner Seite nichts weiter befürchten durften.

Aber Philipp fuhr demungeachtet fort, Hannibals mit Mannschaft und Geld zu

unterstützen. Auch wurden die griechischen und andre Staaten von ihm so gedrückt, oder sie waren wenigstens wegen seiner erobersüchtigen Plane so besorgt, daß die Aetolier, seine Hauptfeinde, ingleichen die Athener, so wie die Städte Pergamus und Rhodus, sich den römischen Schutz ausbathen. So bekamen die Römer eine erwünschte Gelegenheit, ihre Waffen auch in dieser Gegend auszubreiten. Zwey Jahre hindurch widerstand ihnen Philipp glücklich. Endlich gelang es (198) dem Consul L. Quinctius Flaminius in der Schlacht bey Cynoscephalä in Thessalien, den bisher so furchtbaren macedonischen Phalanx, mehr durch List, als durch Tapferkeit, zu besiegen. Philipp verlorh auf 13,000 Mann, und mußte um Frieden bitten. Die Aetolier, die sich an die Römer angeschlossen hatten, rühmten sich nun in ganz Griechensland, daß ihre Cavallerie zum Siege über den Philipp das meiste beygetragen hätte. Dieß verdroß den stolzen Flaminius, der sich als Gebiether der Griechen betrug, so sehr, daß er aus Rachsucht mit dem Philipp, ohne Zuziehung der Aetolier, Frieden schloß. Der macedonische König räumte alle Dertter, die

er

er besetzt hatte, lieferte alle Kriegsschiffe aus, behielt nicht mehr als 500 schwerbewaffnete Soldaten, und zahlte tausend Talente. Die Häupter der Aetolier fanden sich durch die Ausschließung von der Theilnahme an diesem Frieden so gekränkt, daß sie seitdem geschworne Feinde der Römer waren. Unter andern suchten sie den syrischen König Antiochus Theos gegen dieselben zur Feindschaft zu reizen. *)

Das syrische Reich war damahls das mächtigste in Asien, und doch hatte es funfzig Jahre vorher eine ansehnliche Verminderung seines Umfangs erlitten. Unter dem Antiochus, mit dem Vernahmen des Göttlichen, trennte sich (248) das parthische Reich von demselben. Während eines Krieges, den Antiochus mit Aegypten führte, warf sich Arsaces zum Feldherrn der Parther im östlichen Theile des jetzigen Persiens **) auf, überfiel und tödtete den syrischen Statthalter,

be:

*) Oben S. 194.

**) Th. II, S. 4.

behauptete sich gegen die Syrer glücklich, und schlug seinen Sitz in Hekatompylos (Ispahan) auf. Seinem Beyspiele folgten nicht allein die Bactrier, sondern auch alle übrigen Völker jenseits des Euphrats. Ihr Bestreben nach Unabhängigkeit hatte hauptsächlich deswegen einen glücklichen Erfolg, weil die Aufmerksamkeit der syrischen Könige durch häufige Unruhen, die sich in ihrer Familie ereigneten, schon sehr beschäftigt war. Antiochus hatte seine Gemahlin Laodice, die seine Halbschwester war, gegen die Berenice, die Tochter des Ptolemäus Philadelphus, mit dem er Frieden zu schließen wünschte, vertauschen müssen. Nach dem Tode desselben mußte aber die Berenice der Laodice weichen; von dieser wurde er nun vergiftet, weil sie befürchtete, die Berenice möchte wieder an den Hof kommen, und ihren Sohn um die Thronfolge bringen. Ein gewisser Mensch, der dem Antiochus sehr ähnlich war, mußte ihn so lange vorstellen, bis (247) Seleucus II Callinicus (der herrliche Sieger) den Thron bestiegen hatte. Dieser ließ die Berenice nebst ihrem Sohne ermorden. Ptolemäus Evergetes (der Wohlthätige) ihr Bruder, fiel, um den
 Tod

Tod seiner Schwester zu rächen, (245) in Syrien ein, und wurde nur durch einen in seinem Reiche ausgebrochenen Aufruhr gehindert, sich der ganzen syrischen Monarchie zu bemächtigen. Doch Seleucus wurde für die ungerechte Art, wie er zum Throne gelangt war, durch seinen eignen Bruder Antiochus bestraft, und (240) eines Theiles der Regierung beraubt. Seine Parthey blieb jedoch so mächtig, daß Antiochus aus einem Lande in das andre fliehen mußte, bis er endlich von einer Räuberbande erschlagen wurde. Sein Bruder Seleucus Callinicus wollte die abgerissenen Länder wieder erobern; aber er gerieth in die Gefangenschaft des parthischen Arsaces, in welcher er lange, vielleicht bis an seinen Tod (227) blieb. Sein Sohn und Nachfolger, Seleucus Keraunos, war an Körper und Geist gleich schwach. Daher regierte sein Onkel Achäus. Dieser sollte, da Seleucus bald (224) vergiftet worden war, König werden; er dachte aber edelmüthig genug, die Krone dem jüngern Bruder des Seleucus, dem Antiochus, der damals 11 Jahre alt war, aufzuheben. Dieß war nun der

der Antiochus, der sich den Beynahmen des Großen erwarb.

Antiochus, der sich der Liebe seiner Unterthanen durch sein leutseliges, freygebiges Betragen, und durch seine ungemein sorgfältige Verwaltung der Gerechtigkeit versicherte, zeigte sich seinen Nachbarn bald sehr furchtbar. Er nahm dem Arsaces, dem Stifter des parthischen Reiches, Medien wieder weg; da dieser jedoch ihm mit einem Heere von 120,000 Mann entgegen rückte, so hielt er es nicht für rathsam, den Krieg fortzusetzen. Er überließ (210) dem Arsaces Parthien und Hyrcanien, mit der Bedingung, daß er ihm zur Wiedereroberung der übrigen abgerissenen Länder behülfflich seyn sollte. Allein auch der König von Bactrien behauptete sich, und wurde (206) sogar sein Schwiegersohn. Er zog hierauf nach Indien, und erneuerte die Verbindung mit diesem Lande. Die Kriegszüge erwarben ihm in Asien so vielen Ruhm, daß man ihn den Großen nannte. Da er jedoch noch nicht viel erobert hatte, so wollte er sein Kriegsglück auf einer andern Seite versuchen. Er verband sich daher (204) mit dem

dem macedonischen Philipp, um manche Län-
der wieder zu erobern, die von dem syri-
schen Staate abgerissen worden waren. Zu
diesen gehörte unter andern Palästina, in-
gleichen Cölesyrien *). In dem letztern traf
man vorzüglich schöngebaute Städte an, als
Balbec (Heliopolis) und Damascus. Da
diese beyden Provinzen zwischen dem syrischen
und ägyptischen Reiche in der Mitte lagen,
so befanden sie sich auch bald in des einen,
bald in des andern Gewalt; seit 301 aber
gehörten sie zum Staate der Ptolemäer **).
Ptolemäus Philadelphus, der erste, der sich
(273) um die Freundschaft der Römer bewarb,
hatte seinen Sohn zum Nachfolger, der den
Beynahmen Evergetes (der Wohlthätige)
erhielt, weil er viele Gemälde und Statuen,
und unter andern viele ägyptische Götzenbilder,
die er von einem Feldzuge mitgebracht hatte,
den Tempeln, denen sie gehörten, wieder
zurück gab.

Um den Tod seiner Schwester zu rächen,
überzog er (245) Syrien mit Krieg, und
be-

*) Oben S. 194.

**) Oben S. 195.

Bemächtigte sich aller Länder zwischen dem Taurus und Indien. Als er auszog, that seine ihn sehr zärtlich liebende Gemahlin das Gelübde, daß sie, wenn er glücklich zurückkäme ihre Haare, die vornehmste Zierde ihrer Schönheit, den Göttern widmen wollte. Als nun die Götter den Wunsch ihres Gelübdes erfüllten, hatte sie Ueberwindung genug, sich ihres schönen Haares zu berauben. Sie widmete es einem Tempel, den Ptolemäus Philadelphus seiner geliebten Arsinoe auf dem cyprischen Vorgebirge Zephyrium gebaut hatte. Doch nicht lange hernach war das schöne Haar verschwunden, und der dazüber äußerst aufgebrachte Gemahl der Berenice wollte die nachlässigen Priester zur Strafe ziehen. Ein geschickter Astronom, Namens Konon von Samos, aber rettete die Priester. Er verbreitete das Gerücht, die Haare der Königen wären unter die Sterne versetzt worden.

Evergetes, der Gemahl der zärtlichen Berenice, erweiterte den Umfang seines Reiches durch ganz Syrien bis an den Euphrat, und die meisten Küstenländer von Kleinasien, wozu

wozu ihm seine große Seemacht leicht die Gelegenheit verschaffte. Er breitete die syrische Herrschaft auch auf der Westseite des arabischen Meerbusens, und besonders in Abyssinien, aus. Evergetes war aber nicht allein ein Eroberer, sondern auch ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, der zu Alexandrien eine herrliche Bibliothek anlegte, der überall Gelehrte herumschickte, um Bücher einkaufen zu lassen. Er war der letzte Ptolemäus, in welchem sich noch einige Tugend und Menschenliebe regte. Sein ihm unähnlicher Sohn Philopator, der seinen vortrefflichen Bruder Magus ermorden ließ, und sich, ganz sorgenlos, blos den Vergnügungen der Sinnlichkeit widmete, reizte den syrischen Antiochus, ihm Cölesyrien, Judäa und Phönicien, welche Länder ehemals zu seinem Reiche gehört hatten, wieder wegzunehmen. Allein Philopator siegte über ihn (217). Auf seinem Rückmarsche besuchte er unter andern Städten auch Jerusalem, wo er sich gegen die Juden sehr unbarmerzig betrug.

Diese standen unter der Regierung ihrer hohen Priester, und sie mußten den Königen
von

von Aegypten jährlich 20 Talente Tribut zahlen. Ptolemäus Philopator besah den Tempel zu Jerusalem, opferte dem Jehova, und beschenkte den heiligen Ort sehr reichlich. Nun wollte er aber auch das Innere desselben, das Heilige und das Allerheiligste, sehen. Zu dem letztern war nur dem hohen Priester, und zwar nur einmahl im Jahre, am großen Versöhnungstage, der Zutritt erlaubt. Vergeblich suchten Priester und Leviten den neugierigen Philopator von der Entheiligung des Tempels abzuhalten. Sie umringten ihn, und das von allen Seiten herbeystürmende Volk drohete mit einem nachdrücklichen Widerstand. Dennoch drängte sich Philopator bis an den Eingang des eigentlichen Tempels durch. Hier wandelte ihn aber eine starke Ohnmacht an. Seitdem warf er auf die jüdische Nation einen so großen Unwillen, daß er diejenigen, die in seiner Residenzstadt Alexandrien lebten, sehr unbarmerzig verfolgte. Uebrigens stand der ägyptische Staat zu seiner Zeit so sehr im Ansehn, daß sich die Römer, während des zweyten punischen Krieges, um seine Freundschaft bewarben, und deswegen Gesandte an ihn schickten.

Die

Die Ergötzlichkeiten der Wollust beschäftigten jedoch den Philopator viel zu sehr, als daß er an diesem Kriege hätte Theil nehmen können. Er ließ seinen alten schlauen Minister Sosibius regieren. Seine Gemahlin und Schwester Arsinoe, die mit dieser Regierung nicht zufrieden waren, mußten sterben. Nach ihrem Tode ließ sich Philopator von der Agathoklea, einem Frauenzimmer von geringer Herkunft, und von dem Bruder und der Mutter desselben, beherrschen. Endlich äusserte sich aber der Unwille, den die Nation über diese verabscheuungswürdige Regierung fühlte, so nachdrücklich, daß Philopator den Sosibius verabschieden mußte. Indessen war Philopators sonst so starke Leibesbeschaffenheit durch seine sinnliche Unmäßigkeit so sehr zerrüttet worden, daß er schon in der Blüthe seiner Jahre (204) sein Leben endigte.

Sein Nachfolger Ptolemäus V Epiphanes war damals erst fünf Jahre alt. Agathoklea und ihr Bruder Agathokles wollten sich der Regierung bemächtigen; aber das Volk zu Alexandrien brachte sie nebst ihren Anhängern um das Leben. Zu einem seiner Vormünder wurde

wurde ein Sohn des Sosibius, der den Namen seines Vaters führte, bestellt. Während der Zeit (204) bemächtigte sich der syrische König Antiochus der Provinzen Ober-syrien und Palästina. Doch jetzt kam Aegypten mit Rom in eine nähere Verbindung. Die Römer schickten (203) eine Gesandtschaft nach Alexandrien, die dem dasigen Hof ihren mit Karthago geschlossenen Frieden zu wissen thun, und um die Fortsetzung der bisherigen Freundschaft, bitten sollte. Die Gesandten beredeten die ägyptischen Großen, welche die Vormundschaft über den jungen König theilten, ihn dem Schutze des römischen Staates zu übergeben. Der Senat schickte hierauf den M. Lepidus nach Alexandrien, um die Vormundschaft über den jungen Epiphanes zu übernehmen, und dieser übertrug sie dem Aristomenes aus Kearnanien, einem eben so klugen als rechtschaffenen Manne.

Jetzt war überhaupt der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Römer mächtig genug fühlten, bedrängten Staaten ihren Schutz verleihen zu können. Antiochus wollte die griechischen Städte in Kleinasien seiner Herrschaft

schaft unterwerfen, und schon hatte er (197) unter andern Ephesus erobert. Da schickten Smyrna, Lampfacus und andre Städte Gesandten nach Italien, um sich den Beystand des mächtigen Roms auszubitten. Indessen gieng Antiochus (196) mit einem Theile seines Heeres, mit welchem er gegen die griechischen Städte angerückt war, über den Hellespont, und besetzte die an demselben gränzende thracische Halbinsel. Jetzt kam eine römische Gesandtschaft in Thracien an, an deren Spitze sich L. Cornelius Scipio befand. Antiochus empfing die Gesandten des römischen Senats mit aller Achtung. Als sie aber in dem den Römern damahls so gewöhnlichen stolzen Tone zu ihm redeten, so erklärte ihnen Antiochus endlich gerade heraus, daß er die Römer nicht für seine Richter halten könne. Indessen zog Antiochus bald darauf wieder aus Europa ab, weil sich ein Gerücht verbreitet hatte, daß Epiphanes in Alerandrien gestorben wäre.

Doch Antiochus mußte mit den Römern in Krieg gerathen. Hierzu forderte ihn (195) nun auch Hannibal auf. Antiochus wollte
zur

zur Rüstung gegen die Römer Zeit gewinnen. Daher schickte er (193) eine Gesandtschaft nach Rom, um auf eine Verbindung anzutragen. Diese Gesandtschaft behandelte der Senat mit einem verächtlichen Kaltsinn. Er gestattete ihr keine Audienz, und verwies sie endlich an die zehn Commissarien, die sich damahls in Griechenland befanden. Diese erklärten derselben: Antiochus sollte sich niemals unterstehen, wieder nach Europa zu kommen, oder die Römer würden ihn in Asien heimsuchen. Während daß die Römer sich gegen die Gesandten des Antiochus einen so stolzen Ton erlaubten, benahmen sie sich gegen die Abgeordneten der asiatischen Staaten sehr freundschaftlich, und sie versicherten denselben, daß ihre Republik entschlossen wäre, die Freyheit der griechischen Städte gegen den Antiochus zu behaupten.

Antiochus sah jetzt der unvermeidlichen Nothwendigkeit, gegen Rom Krieg zu führen, mit aller Zuverlässigkeit entgegen. Um nun seinen Rücken sicher zu stellen, errichtete er mit den mächtigsten Monarchen in seiner Nachbarschaft Freundschaftsbindnisse, Epiphanes
und

und Ariarathes, König von Kappadocien, wurden seine Schwiegersöhne. Eumenes, König von Pergamus, der gleichfalls eine von seinen Töchtern heyrathen sollte, bezeigte hierzu keine Neigung, weil er eine Verbindung mit Rom vorzog. Da der Senat in Ansehung des Krieges gegen den Antiochus noch nicht einig werden konnte, oder vielmehr Zeit gewinnen wollte, so wurden abermahls Gesandten mit Vergleichsvorschlägen an den Antiochus abgeschickt. Diese trafen ihn auf einem Feldzuge in Pisidien an. Sie hatten von dem Senate den Auftrag, den Hannibal, der sich damahls zu Ephesus befand, entweder zu freundschaftlichen Gesinnungen für die Römer umzustimmen, oder ihn wenigstens bey dem Antiochus in Verdacht zu bringen. Das letztere glückte ihnen am besten, weil Hannibal unvorsichtig genug war, sich öfters in ihrer Gesellschaft sehen zu lassen, mit ihnen geheime Unterredungen zu halten, ja sogar mit ihnen in einem Hause zu wohnen. Dieß hatte den Erfolg, daß Antiochus dem Hannibal sein Vertrauen entzog; daß er also seinen weisen Rathschlägen nicht mehr folgte, die ihm doch bey dem

Galletti Weltg. 3r Th. Ee Kriege

Kriege mit den Römern so wichtig hätten werden können. Denn zu diesem Kriege forderte ihn jetzt das Gefühl seiner Würde auf, da die Abgeordneten Roms Vergleichsvorschläge thaten, die er nicht eingehen konnte. Antiochus sollte sich zur Räumung einiger eroberten Städte entschließen, und allen seinen Ansprüchen auf europäische Länder, ingleichen auf die griechischen Städte in Kleinasien, entsagen. Der Erfüllung solcher Bedingungen zog er den Krieg vor. Hierzu ermunterte ihn sein Liebling Minio, der, mit der Macht der Römer unbekannt, seinem Könige den Sieg versprach, weil er in Asien so manchemal gesiegt hatte, und der daher die römischen Gesandten noch mit größerem Stolze, als sein Herr, behandelte. Zu dem Kriege gegen die Römer wurde Antiochus aber auch durch die Hoffnung ermuntert, daß Macedonien und Lacedämon, ingleichen die Aetolier, ihn nachdrücklich unterstützen würden. Hannibal war zwar so glücklich, ihn von seiner den Römern auf ewig zugeschwornen Feindschaft zu überzeugen; aber dennoch befolgte er seine Rathschläge nicht. Antiochus sollte, wie Hannibal wünschte, den Krieg gerade nach

nach Italien versetzen; aber er glaubte schon genug zu thun, wenn er mit einem mäßigen Hülfsheere von 10,000 Mann Fußvolk, und 500 Reitern, nach Griechenland gieng. Die Versammlung der ätolischen Deputirten, die sich über die unbeträchtliche Zahl seiner Truppen wunderte, beruhigte er durch das Versprechen, daß im Frühjahre noch eine große Armee, nebst einer Flotte, nachkommen sollte. Man ernannte ihn indessen zum Oberfeldherrn, und ordnete ihm einen Kriegsrath von 30 Personen zu. Aber die gehoffte Armee und Flotte kam nicht. Fast scheint es, als wenn Antiochus nicht die Absicht gehabt hätte, den Krieg gegen die Römer mit Nachdruck zu führen. Vielleicht rechnete er auch zu sehr auf den Beystand, den er in Griechenland finden würde, und nicht fand. Alles, was Antiochus that, war, daß er die Insel Cubda besetzte. Hier war jedoch der Aufenthalt zu Chalcis seinem Kriegsruhme, und seinen Unternehmungen, sehr nachtheilig. Denn, obgleich 50 Jahre alt, fand er an den Reizen eines jungen Frauenzimmers, welches er zu seiner Gemahlin wählte, so viel Vergnügen, daß er

den Krieg gegen die Römer ganz vergaß, daß Spott und Vorwürfe seiner Bundesgenossen keinen Eindruck auf ihn machten. Er brachte den Winter (191) mit allerley Lustbarkeiten, und mit Unterhandlungen mit den kleinen griechischen Staaten, hin.

Indessen landeten 22,000 Mann Römer, und 15 Elephanten, unter dem Consul Glabrio, in Griechenland. Glabrio rückte, in Verbindung mit dem macedonischen Philipp, bis nach Thessalien vor. Antiochus, der wegen der nahen Gefahr aus seinem Freudentaumel erwachte, zog mit seinem kleinen Heere an die ätolische Gränze, wo er von Seiten seiner Bundesgenossen viele Verstärkungsstruppen erwartete, aber nicht mehr als 4000 Mann erhielt. Unter diesen Umständen konnte er keinen weisern Entschluß fassen, als den engen Weg bey Thermopylä zu besetzen. Allein der Censor Cato bahnte sich, nach Ueberwindung erstaunlicher Schwierigkeiten, einen Weg über den Oeta, und Antiochus mußte sich jetzt so geschwind zurückziehen, daß die Römer sein Lager plünderten, und fast sein ganzes Fußvolk niederhieben.

An

Antiochus flüchtete nach Chalcis, den Geburtsort seiner jungen Gemahlin. Aber auch hier suchten ihn die Römer auf. Nun schiffte er wieder nach Asien zurück. Die verlassenen Aetolier befanden sich jetzt in einer schlimmen Lage. Der römische General M. Fulvius Nobilior brachte sie, ihrer tapfern Gegenwehr ungeachtet, so in Verlegenheit, daß sie (189) den Senat um Frieden bitten mußten. Sie erhielten ihn unter sehr harten Bedingungen. Anerkennung der römischen Herrschaft, Abtretung eines Theiles ihres Gebietes, und 250 Talente war der Preis, um welchen der ätolische Bund den Frieden erkaufen mußte. So theuer kam den Aetoliern die Befriedigung ihrer Nachsicht zu stehen!

Der Senat wollte auch den Antiochus gezüchtigt sehen. L. Cornelius Scipio, Bruder des Afrikaners, der patriotisch genug dachte, um diesen Feldzug, als Untergeneral seines Bruders beizuwohnen, gieng nach Kleinasien. Das Kriegsglück erklärte sich sehr bald für die Römer. Ihre Flotte siegte über die syrische an der Küste von Jonien. Das
meiste

meiste Verdienst um diesen Sieg aber erwarben sich die Schiffe der mit den Römern verbundenen Rhodier, welche die Syrer durch Kessel voll brennender Materie, die sie an den Vordertheilen ihrer Schiffe anbrachten, in Schrecken und Verwirrung versetzten. Antiochus verlor über dieses Unglück alle Besinnungskraft. Er zog ohne alle Ueberlegung seine Besatzungen aus den am Hellespont liegenden Städten, welche der Fortgang der Römer aufhalten konnten, und er that dieß mit so großer Uebereilung, daß ansehnliche Vorräthe von Kriegs- und Lebensbedürfnissen in die Gewalt der Römer geriethen. Die Scipionen setzten nun ohne allen Widerstand über den Hellespont. Antiochus, der allen Muth verlohren hatte, both ihnen die Unabhängigkeit der Städte Lampascus, Smyrna und andrer mehr, ingleichen die Hälfte der Kriegskosten, an. Die Scipionen bestanden aber auf der Unabhängigkeit aller griechischen Städte, auf der Räumung von ganz Asien dießseits des Taurus, und auf der Vergütung aller Kriegskosten. Antiochus ließ es nun (190) auf die Entscheidung eines Treffens ankommen. Dieß erfolgte bey Magnesia am Sipy;

Scipylus. Antiochus führte 70,000 Mann
 Fußvolk, 12,000 Reiter, und 54 Elephanten
 in die Schlacht. Die Römer zählten noch
 nicht volle 30,000 Köpfe; doch schloß sich
 der König von Pergamus an sie an. Das
 Kriegsglück war ihnen abermahls günstig.
 Ein dicker Nebel erzeugte eine solche Finsterniß,
 daß des Antiochus Soldaten einander
 selbst nicht erkennen konnten. Auch machte
 die große Feuchtigkeit die Sehnen an ihren
 Bogen schlaff. Nun hielten sich zwar die
 Syrer so brav, daß sie den linken Flügel
 der Römer nach ihrem Lager zurücktrieben;
 allein der König von Pergamus wußte die
 Pferde an den Kriegswagen des Antiochus
 so scheu zu machen, daß unter dem Heere
 desselben Schrecken und Verwirrung allgemein
 wurde. Dieß verschaffte den Römern einen
 der vollständigsten Siege, die sie jemahls
 erfochten hatten. Antiochus verlor über
 50,000 Mann, und das ganze prächtige
 Lager derselben wurde eine Beute der Römer.
 Alle griechische Städte in Kleinasien begaben
 sich jetzt in den Schutz des römischen Senats.
 Nun mußte Antiochus alles eingehen, was
 die Scipionen von ihm verlangten. Er
 mußte

mußte

musste alle seine Besitzungen in Kleinasien räumen, und 15,000 Talente (über 20 Millionen Thaler) bezahlen.

Antiochus sollte auch den Hannibal ausliefern, der sich in der Schlacht bey Magnesia befunden hatte. Dieser entfernte sich aber vorher, und gieng erst nach Kreta, und von da zum Könige Prusias von Bithinien, den er, nebst verschiedenen andern Monarchen in Kleinasien, gegen den Eumenes, den Bundesgenossen der Römer, zur Feindschaft reizte. Allein die Römer, die den Hannibal überall verfolgten, brachten es durch Drohungen so weit, daß Prusias dessen Auslieferung bewilligen mußte. Jetzt wurde das Landhaus, worin Hannibal lebte, von römischen Soldaten umringt. Da nun Hannibal alle Ausgänge versperret, und folglich kein Rettungsmittel mehr sah, tödtete er sich durch Gift, das er immer bey sich führte, im 70sten Jahre seines Lebens. Dieß war (183) das Lebensende eines der größten Feldherren des Alterthums, welcher auf sein Zeitalter einen wichtigen Einfluß hatte.

Indessen war das Schicksal der griechischen Staaten in Kleinasien durch die Anordnungen des römischen Senats entschieden worden. Zehn Commissarien, die derselbe nach Asien schickte, erklärten alle ionischen Städte für unabhängig, und belohnten die Verdienste, die sich Rhodus und Pergamus um die Unterstützung der Römer erworben hatten, durch ansehnliche Landstriche. Rhodus erhielt die beyden Landschaften Lyeten und Carien, und dem König von Pergamus wurde alles übrige zu Theil, was Antiochus in Kleinasien besessen hatte. Scipio, der vornehmste Urheber dieser Staatsveränderungen, nannte sich nun: der Asiatische, so wie sein Bruder der Afrikanische hieß.

Die Scipionen hatten sich durch ihre glücklichen Unternehmungen, und durch die bey dieser Gelegenheit erbeuteten Reichthümer, zu Gegenständen des Neides gemacht. Man beschuldigte sie eines ungerechten und eigennütigen Verfahrens. Der afrikanische Scipio wurde angeklagt, daß er die Beute der Schatzkammer des Staates entzogen, daß er mit dem Antiochus heimlich unterhandelt habe.

Man

Man forderte ihn (187) vor die Bürger-
 versammlung zur Verantwortung. Scipio
 erschien, von einem großen Zuge von Freun-
 den und Klienten begleitet. Alle Augen waren
 auf ihn gerichtet. Nachdem Stille gebothen
 worden war, setzte er mit der sichtbarsten
 Unererschrockenheit seinen Triumphkranz auf den
 Kopf, und rief mit der Stimme des Siegs-
 gefühls: „heute, ihr Römer! ist es wieder
 ein Jahr, daß ich den Hannibal geschlagen,
 daß ich die Karthager zum Tribut gezwungen
 habe. Laßt uns nicht undankbar gegen die
 Götter seyn! Laßt uns vielmehr auf das
 Capitolium eilen, um ihnen unsern Dank
 zu bringen!“ Mit diesen Worten wanderte
 Scipio dem Capitolium zu, und die ganze
 Versammlung folgte ihm nach, so daß die
 erstaunten Tribunen fast allein zurückblieben.
 Ehrevoller war für ihn selbst der Tag nicht,
 da er als Sieger des Syphax und der Kar-
 thager triumphirend in Rom einzog. Den-
 noch wurde er vor den Senat gefordert, um
 über die vom Antiochus empfangenen Geld-
 summen Rechenschaft zu geben. Scipio stand
 auf, nahm ein Buch aus seiner Toga, und
 sagte: „hier sind alle Rechnungen über die
 Deute

Beute aufgezeichnet!, Als die Tribunen die Vorlesung verlangten, zerriß er das Buch vor ihren Augen. Ein Mann wie er, der so große Summen in die Casse des Staates geliefert hatte, konnte, wie Scipio glaubte, einer genauen Berechnung überhoben seyn. Er beschloß hierauf, sich von dem undankbaren Rom zu entfernen, und auf sein Landguth nach Campanien zu gehen, und kaum rettete ihn einer von den Tribunen, Tiberius Gracchus, von der Gefahr, verurtheilt zu werden. Er erklärte öffentlich, daß es mehr dem römischen Volke, als dem Scipio, zur Schande gereiche, wenn er, der Retter seines Vaterlandes, vor den Füßen der Tribunen als ein Angeklagter erscheinen würde. Scipio starb drey Jahre hernach (183) als Privatmann. Er ließ sich (so groß war seine Abneigung gegen Rom) zu Liternum begraben, und auf sein Grabmahl die Worte setzen: „Undankbares Vaterland! nicht einmal meine Gebeine sollst du haben!“ So behandelten die Römer den Feldherrn, dem sie den Sieg bey Zama zu danken hatten. Ein ähnliches Schicksal hatte der asiatische Scipio. Auch er hatte es blos den Demü-

huns

hungen des Gracchus zu danken, daß er der unverdienten Strafe entgieng.

Dies Schicksal hatten die großen Männer, die den Staatsreichtum der Römer so außerordentlich vermehrt hatten. Carthago, Macedonien, Syrien und Aetolien hatten nicht weniger als 27,000 Talente (über 35 Millionen Thaler) in die römische Schatzkammer geliefert. Die Feldherren brachten gleichfalls große Schätze mit nach Rom. Die Officiere und Soldaten hatten sich durch Beute sehr bereichert. Die Menge des Geldes und der edlen Metalle wirkte auf den Charakter der Römer sehr sichtbar, und stimmte ihm, nach dem Beispiele der bezwungenen Völker, zur Schwelgerey und zum Sittenverderbnisse um.

Das fast ununterbrochene Kriegsglück, das die Unternehmungen der Römer begünstigte, vermehrte ihren ohnedies sehr lebhaften Nationalstolz ungemein, und gab ihnen Dreistigkeit, sich in die Angelegenheiten der mächtigsten Monarchen zu mischen, und ihnen Gesetze vorzuschreiben. Die erfuhren die

Rö:

Könige von Syrien und Aegypten. Der Senat hatte die Vormundschaft über den Ptolemäus Epiphanes übernommen*). Seit der Zeit betrachtete er Aegypten als ein unter seinem Schutze stehendes Reich. Ptolemäus hatte (204) wieder zwey unmündige Söhne hinterlassen, welche in der Folge die Namen Philometor (Mutterverehrer) und Physcon (Dickbauch) erhielten. Ihre Vormünder Lenäus, einer der vornehmsten Herren der Nation, und Euläus, der Aufseher des Harems, hatten Muth genug, vom Könige von Syrien die Herausgabe der Provinzen Cölesyrien und Palästina zu verlangen. Der damalige König von Syrien, Antiochus Epiphanes, der jüngere Sohn des großen Antiochus, der zu Rom, wo er dreyzehn Jahre als Geißel gelebt hatte, sehr genau bekannt war, suchte sich bey dem Besitze der gedachten Länder mit bewaffneter Hand zu behaupten. Er hatte das Glück, den jungen König Philometor in seine Gewalt zu bekommen, und nun eroberte er ganz Aegypten bis

*) Oben S. 430.

bis auf Alexandrien. Als er jedoch (168) gegen diese Stadt anrückte, erschien eine römische Gesandtschaft vor ihm. Antiochus both den ersten Gesandten C. Popillius Lanas, der zu Rom sein vertrauter Freund gewesen war, die freundschaftliche Hand. Allein Popillius, der jetzt seine ganze Würde eines Bevollmächtigten der römischen Republik fühlte, weigerte sich, ihm die Hand zu reichen, ehe er den Befehl des Senats würde befolgt haben. Antiochus wollte erst seine Minister zu Rathe ziehen; aber Popillius zog mit seinem Staab um ihn her eine Kreislinie, und sagte zu ihm: „aus diesem Kreise darfst du nicht eher heraustreten, als bis du dich bestimmt erklärt hast.“ Die Entschlossenheit, mit welcher Popillius dieses sagte, machte auf den Antiochus einen so lebhaften Eindruck, daß er, ohne sich weiter zu bedenken, antwortete: „ich werde dem Willen deiner Republik Gnüge leisten.“ — Nun reichten ihm alle drey Gesandten der Römer die Hand. Die jungen Könige von Aegypten bekamen jetzt nicht nur ihr Reich wieder, sondern auch die Insel Cypern. Sie wurden aber bald so unreinig, daß

Philos

Philometor, von seinem Bruder vertrieben, mit einem kleinen Gefolge, und in einem schlechten Aufzuge, zu Rom anlangte; daß der Senat dem Quästor, dem Finanzminister der Republik, den Befehl geben mußte, den geflüchteten König mit allen Bedürfnissen seines Standes zu versehen. Er nahm sich auch desselben gegen seinen Bruder Physcon mit solchem Nachdruck an, daß ihm dieser (162) das ganze ägyptische Reich, bis auf Cyrenä und Lybten, abtreten mußte.

Während daß die Römer einem mächtigen Könige ihren Schutz verliehen, verwandelten sie das Reich des andern in eine Provinz. Philipp, der sich meistens als ein treuer Bundesgenosse der Römer bewies, hatte zwey Söhne. Der jüngste, Demetrius, ein Prinz von vielen guten Eigenschaften, der für Rom, wo er einige Zeit als Geisell gelebt hatte, viele Achtung hegte, war der Sohn einer rechtmäßigen Gemahlin; sein älterer Bruder Perseus aber hatte eine bloße Geliebte seines Vaters zur Mutter. Der herrschsüchtige, auf seinen Bruder neidische, Perseus wünschte denselben unterdrückt zu sehen.

sehen. Er gab sich daher alle Mühe, ihn bey dem Vater verhaft zu machen, und er brachte es endlich, selbst durch falsche Briefe der Römer, dahin, daß Philipp (181) in den Tod seines rechtschaffenen Sohnes einwilligte. Man brachte ihm Gift bey, und als derselbe zu langsam wirkte, ließ man ihn ersticken. Als Philipp in der Folge erfuhr, daß man ihn getäuscht hatte, verfiel er in eine Schwermuth, die ihn fast um seinen Verstand brachte, die die Kräfte seines Körpers völlig zerrüttete. Dieß beförderte (179) das Ende seines Lebens.

Perseus erneuerte nun zwar die Verbindung mit Rom; er unterhandelte aber auch zugleich mit Karthago, und machte in der Stille zu einem Kriege mit den Römern ernstliche Anstalten. Er vermehrte sein Heer bis auf 35,000 Mann, legte Magazine an, die auf 10 Jahre hinreichend waren, und suchte sich durch Verbindungen zu verstärken. In der letztern Absicht bewarb er sich um die Freundschaft verschiedener griechischen Staaten, und vornehmlich des achäischen Bundes. Er brachte Rhodus und die Thracier auf seine Seite.

Seite. Der König Eumenes von Pergamus, der treue Bundesgenosse der Römer, reifete nach Rom, um den Senat mit den Entwürfen desselben bekannt zu machen. Auf dem Rückwege kam er durch Mord der Perseus in Lebensgefahr. Endlich glaubte Perseus seine Zurüstungen so weit vollendet, daß er es wagte, die römischen Gesandten aus seinem Reiche hinauszurufen. Zwar besann er sich wieder anders; zwar ließ er sich mit den Römern von neuem in Unterhandlungen ein; diese dienten aber zu weiter nichts, als den Römern Zeit zu verschaffen, ihre Kriegsanstalten zu machen, und ihre Bundesgenossen zum Beystande aufzufordern. Die letztern waren Eumenes, Antiochus, Ptolemäus Epiphanes, und der König Ariarathes von Kappadocien, ingleichen die Häupter der griechischen Staaten, und besonders die Aethiäer. Perseus hatte nur die Illyrier, die Thracier, ingleichen Epirus und Rhodus, auf seiner Seite, weil sein Geiz ihn hinderte, in der Werbung um Bundesgenossen glücklicher zu seyn. Perseus marschirte mit 43,000 Mann nach Thessalien, um die Griechen durch

Galletti Weltg. 3r Th. 1 Ff Furcht

Furcht zur Ergreifung seiner Parthey zu bewegen; aber er versäumte den besten Zeitpunkt. Er bewies sich zu der Zeit, wie die griechische Armee der Römer nicht über 12,000 Mann stark war, nicht thätig genug. Er bot den Römern Frieden an; er wollte sich den von seinem Vater eingegangenen Bedingungen unterwerfen; man wollte ihm aber gar keine Bedingungen zugestehen. In dessen blieb der Krieg unbedeutend, bis der Consul Paullus Aemilius die Oberanführung übernahm. Nun bekam die Sache eine für den Perseus sehr ungünstige Wendung. Er verlor (168) bey Pydna eine Hauptschlacht. Der macedonische Phalanx rückte zwar einige Zeit lang unwiderstehlich vor, da er aber hier und da eine Lücke gab, so drangen die Römer unaufhaltsam in dieselbe ein, und die Macedonier wurden völlig geschlagen und zerstreut. Ihr Verlust soll sich auf 25,000 Mann belaufen haben; die Römer machten nur allen 11 bis bis 12,000 Gefangene. Perseus warf sich, sobald sein Phalanx in Unordnung gerieth, an der Spitze einer starken Reiterchaar, auf die Flucht. Darüber war das

das Fußvolk so unzufrieden, daß Perseus in große Gefahr kam; daß er, nur von wenigen Vertrauten begleitet, und nur in der Kleidung eines gemeinen Kriegers, sich heimlich entfernen mußte. Da Paullus Aemilius in dessen ganz Macedonien besetzte, und für den Perseus gar keine Hoffnung mehr übrig blieb, so entschloß sich derselbe, sich der Gnade des siegreichen Consuls zu unterwerfen, und ihm 2000 Talente, die ihm noch übrig geblieben waren, zu übergeben. Perseus hatte so wenig Gefühl seiner Würde, daß er, als er in Trauerkleidern vor dem Consul erschien, sich zu dessen Füßen werfen wollte, daß er in die weiblichsten Klagen ausbrach. Sein letztes Schicksal war sehr traurig. Er und seine Kinder mußten den feyerlichen Einzug des Paullus Aemilius zieren. Man brachte ihn hierauf in ein schreckliches Gefängniß, wo er sich in der Gesellschaft der ärgsten Missethäter befand. Dieser Zustand kränkte ihn so sehr, daß er durch Hunger sein Leben endigen wollte. Nach vier Tagen wankte aber seine Standhaftigkeit. Er bath sich von den übrigen Gefangenen etwas zu

essen aus. Diese verschafften ihm zugleich einen Strick und ein Schwerdt. Sie bildeten sich ein, Perseus würde sich über diese Werkzeuge sehr freuen, weil sie dazu dienen könnten, das Ende seines höchstunglücklichen Lebens zu beschleunigen. Aber es fehlte ihm zu einer solchen That an Muth. Nach acht Tagen wurde er auf Aemilius Bitten in ein gelinderes Gefängniß gebracht, wo er noch zwey Jahre lebte. Er hatte aber seine Gefängnißwärter so sehr zum Zorn gereizt, daß sie ihn nicht mehr ruhig schlafen ließen. Auf eine so traurige Art starb der letzte König von Macedonien.

Nach der Schlacht bey Pydna schickte der Senat zehn Commissarien, lauter Männer, welche bereits die Consulwürde bekleidet hatten, nach Griechenland. Von diesen wurde Macedonien in vier von einander unabhängige Bezirke getheilt. Die Hälfte der bisherigen Abgaben giengen seitdem nach Rom; kein Macedonier durfte seinen Bezirk verlassen, und die so ergiebigen Bergwerke durften nicht mehr gebaut werden. Mit so
 grau

grausamer Politik suchte der Senat den unterjochten Macedoniern alle Kraft zur Empörung zu entziehen! Paullus Aemilius züchtigte auch Epirus, weil es dem Perseus Beystand geleistet hatte. Es wurden 70 Städte geplündert und zerstört, und die Beute war so beträchtlich, daß es jedem Fußsoldaten auf 50 Thaler, und jedem Reiter doppelt so viel trug. In die römische Schatzkammer floß damahls ein ungeheurer Reichthum, der hauptsächlich aus Macedonien kam. Von der macedonischen Beute hatten die Soldaten aber auch nichts bekommen; sie waren daher über ihren General so unwillig, daß sie ihm die Ehre des Triumphes versagten; er hielt aber doch einen triumphirenden Einzug. Da auch Gentius, der König von dem am adriatischen Meere liegenden Illyrien, ein Bundesgenosse des Perseus gewesen war, so traf ihn nun gleichfalls das Schicksal, der römischen Herrschaft sich unterwerfen zu müssen. Es kamen 5 römische Commissarien nach Illyrien, die es in drey Bezirke theilten, und die Verfassung nach dem Muster der macedonischen einrichteten. Nun herrschten
die

die Römer an der ganzen östlichen Küste des adriatischen Meeres, von Italien bis nach Griechenland, und nun entstand in dem eroberungsfüchtigen Volke sehr leicht der Gedanke, auch die Griechen ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die Gelegenheit hierzu verschafften ihnen die zwischen den kleinen griechischen Staaten herrschenden Händel.

Lange schmeichelten die schlauen Römer die für ihre Freyheit so leidenschaftlich eingenommenen Griechen mit dem süßen Wahne, daß sie ihnen würden ihre Unabhängigkeit behaupten helfen. Als sie mit dem macedonischen Philipp, dem Vater des Perseus (196) Friede geschlossen hatten, ließ der Senat durch seine Commissarien, in der Versammlung der istsmischen Spiele, die griechischen Staaten für frey und unabhängig erklären. Die Griechen geriethen darüber in einen solchen Freudentaumel, daß sie, von demselben berauscht, den Consul Flaminius bald erdrückt hätten. Aus Dankbarkeit löseten sie alle römischen Leibeigenen aus. Für jeden Kopf wurden 500 Drachmen (16 Carolinen)

62

bezahlt, und die Achäer wendeten allein 100 Talente auf. Indessen wurde ihre gute Laune doch bald wieder unterbrochen, als Flamininus den spartanischen Tyrannen Nabis nicht ganz unterdrückte. Sie hatten ihn gegen diesen Fürsten, den man als einen schrecklichen Despoten schildert, um Schutz gebethen, und Nabis war auch vom Flamininus sehr gedemüthigt worden. Er hatte unter andern 500 Talente bezahlen müssen. Aber er blieb doch Beherrscher von Sparta, und machte den Achäern noch manchen Verdruß. Ihr vortrefflicher Feldherr Philopömen brachte ihn jedoch endlich in solche Noth, daß er zu den Aetoliern seine Zuflucht nehmen mußte. Diese behandelten ihn aber sehr treulos. Sie ermordeten ihn (191) um sich bey dieser Gelegenheit der Stadt Lacedämon zu bemächtigen. Schon waren sie auch in dieselbe eingedrungen; sie wurden aber von den tapfern Einwohnern niedergehauen, und die Lacedämonier ließen sich nun, wegen ihres Hasses, den sie auf die Aetolier geworfen hatten, vom Philopömen um so leichter bereden, dem achäischen Bunde beyzutreten, und

und

und denselben dadurch ansehnlich zu verstärken. Seine Macht war jetzt so ansehnlich, daß fremde Staaten vom ersten Range, als Aegypten und Syrien, sich um den Beystand der Achäer bewarben, daß die Römer auf sie eifersüchtig wurden. Da nun die Spartaner, die sich von der achäischen Verbindung wieder hatten losreißen wollen, und vom Philopömen sehr streng behandelt worden waren, eine Veränderung ihres Schicksals sehr wünschten, so benutzte der römische Senat diese schöne Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen. Er verlangte von den Häuptern des achäischen Bundes, daß sie ihre Handel mit den Spartanern beylegen möchten. Indessen wurde der wichtigste Mann derselben, Philopömen, ihnen geraubt. Er wollte (183) die Messener, die sich von der Verbindung losgerissen hatten, züchtigen. Dabey war er aber so unglücklich, sehr verwundet in ihre Gefangenschaft zu gerathen. Die Achäer zogen eine Menge Leute zusammen, um ihren großen Feldherrn wieder in Freyheit zu setzen. Ehe sie aber ankamen, ließ Dinocrates, das Oberhaupt der Messener,

ein

ein geschworne Feind Philopömens, demselben den Giftbecher überreichen. Als Philopömen den Mann mit dem Giftbecher vor sich sah, gab er sich Mühe, sich in die Höhe zu richten; indem er den Giftbecher übernahm, erkundigte er sich nach dem Schicksale der jungen Krieger von Megalopolis, seiner Landsleute, und wie er die Nachricht bekam, daß sie gerettet wären, gab er seine Freude darüber durch Kopfnicken, durch eine heitere Miene, und durch die Worte zu erkennen: „nun, so sind wir doch nicht auf allen Seiten unglücklich!“ Hierauf trank er den Giftbecher ganz ruhig aus, und da sein Körper schon sehr entkräftet war, so ließ ihn der Tod nicht lange warten. Mit ihm verlor Griechenland den letzten eifrigen Vertheidiger seiner Freyheit!

Als Perseus mit den Römern in Krieg gerieth, bewarb er sich vergeblich um die Unterstützung des achäischen Bundes. Die Häupter desselben zogen die Verbindung mit Rom vor, und sie boten den Römern auch Hülfsstruppen an; diese hielten es aber nicht für

für rathsam, sie anzunehmen, weil sie vielleicht zu stolz waren, den Achäern Ansprüche auf ihre Dankbarkeit zu verschaffen. Auch befanden sich unter den Achäern viele angesehenere Männer, die den ehrgeizigen, auf Griechenlands Unterjochung gerichteten Absichten der Römer entgegen zu arbeiten wünschten. Also durften diese dem Beystande der Achäer nicht recht trauen. Doch der römische Senat hatte einmahl über Griechenlands Schicksal entschieden. Die zehn Commissarien des Senats, die nach der Ueberwindung des Perseus nach Griechenland kamen, verfolgten alle diejenigen, die sich nicht als eifrige Freunde der Römer gezeigt hatten. Denn darin bestand eben damahls das Unglück der Griechen, daß es fast in jeder Stadt drey Partheyen gab, von welchen es die eine mit Macedonien, die andre mit den Römern, und die dritte, die kleinste, mit der Freyheit hielt. Die erste und dritte Parthey wurde jetzt dem Hasse der Römer aufgeopfert, und die Griechen dachten zum Theil unpatriotisch genug, ihre eignen Landsleute unglücklich zu machen. Xenon, einer von den achäischen
Ge:

Gesandten in Rom, übergab dem Senate ein Verzeichniß von tausend braven und angesehenen Männern, welche Feinde der Römer wären. Diese wurden hierauf nach verschiedenen Städten Italiens geschleppt. Hier war ihr Schicksal so gramvoll und so traurig, daß nach siebzehn Jahren nicht einmahl der dritte Theil, nemlich nur 300, übrig blieb. Unter ihnen befand sich der berühmte Geschichtschreiber Polybius, der es durch seine Freunde in Rom dahin brachte, daß sie in ihr Vaterland zurückwandern durften.

Die unbarmherzige Behandlung dieser Leute erfüllte die Achäer mit Abscheu gegen die Römer. Um so weniger fühlten sie sich geneigt, den Spartanern, die mit den Römern in Verbindung standen, ihre Unabhängigkeit zuzugestehen. Ja, der Pöbel zu Corinth unterstand sich sogar, die römischen Commissarien, welche im Nahmen des Senats auf die Freyheit der Spartaner drangen, zu mißhandeln. Einige von den vornehmsten Achäern, die als Gefangene in Rom gelebt
hat

hatten, ließen sich von der Leidenschaft der Rache so mächtig hinreißen, daß sie den Häuptern ihres Bundes den unbesonnenen Rath gaben, den Lacedämoniern und den Römern (147) den Krieg anzukündigen. Zu ihrem Unglücke hatten die Achäer auch noch eigennützig, unredliche und unentschlossene Feldherren. Sie waren daher durch den Prätor Metellus schon sehr in Verlegenheit gebracht, als (146) der Consul Mummius mit 27,000 Mann Römern und einigen Hülfstruppen anlangte. Nun hatten die Achäer zwar mehr Truppen; aber es waren meistens Leute ohne Erfahrung und Kriegszucht, die von unwissenden Officieren angeführt wurden. Ihr General Diäus hatte von seinen Talenten eine so hohe Meynung, daß er es wagte, dem Consul entgegen zu rücken, und er rechnete auf den glücklichen Erfolg des Treffens mit solcher Zuverlässigkeit, daß er die korinthischen Damen mit ihren Kindern einlud, die Römer schlagen zu sehen; daß er viele Wagen ansahren ließ, um die römische Beute aufzuladen. Auch hielt sich das Fußvolk der Achäer sehr brav, und es

floß

floß vieles Blut, ehe die Schlacht zum Vor-
 theile der Römer entschieden war. Diaus
 hatte nun die Geistesgegenwart so sehr verlohren,
 daß er es versäumte, sich nach Korinth zu
 ziehen, welches noch lange hätte vertheidigt
 werden können. Der jetzt eben so muthlose
 als vorher eingebildec General eilte nach
 Megalopolis, wo er sich aus Verzweiflung
 das Leben nahm. Aus Korinth flüchteten
 indessen die Leute in solcher Menge, daß,
 als Minnius vor demselben erschien, die
 Stadt fast leer stand. Dennoch wagte es
 der Consul, aus Besorgniß einer Kriegslist,
 nicht eher, als nach drey Tagen einzumars-
 schiren. Korinth hatte jetzt das traurigste
 Schicksal, welches ein erbitterter Sieger über
 eine mit Sturm eroberte Stadt verhängen
 kann. Die noch vorhandenen wehrhaften
 Leute wurden niedergemeßelt; Weiber und
 Kinder trieb man als Sclaven fort, und
 nachdem die herrliche, die mit Kostbarkeiten
 aller Art angefüllte Stadt*) rein ausgeplün-
 dert

*) Th. II, S. 32.

dert worden war, so verwandelte sie sich in
 einen ungeheuern Haufen von Schutt und
 Asche. So wurde das, was die Kunst in
 mehr als einem Jahrhunderte geschaffen hatte,
 durch das barbarische Kriegsverfahren der
 Römer in wenigen Stunden zerstört. Aber
 der Eroberer von Korinth, Mummius, ver-
 stand sich auch so wenig auf Kunst, daß er
 den Besitzern der Transportschiffe, welche die
 vortreflichen Statuen und Gemähde nach
 Rom bringen sollten, im Ernste die Ver-
 bindlichkeit auflegte konnte, jedes Stück,
 das verlohren gehen würde, auf ihre Kosten
 wieder neu machen zu lassen. Römische
 Krieger brauchten ein herrliches Gemähde
 vom Aristides, das man für ein Wunder
 der Kunst hielt, zu einem Würfeltische; der
 Geschichtschreiber Polybins rettete es noch.
 Bey der öffentlichen Versteigerung der korin-
 thischen Beute both der König Attalus von
 Pergamus 30,000 Thaler für dieses Ge-
 mähde. Dieß kam dem Mummius so son-
 derbar vor, daß er eine Zauberkrast in dem-
 selben vermuthete, und er wollte es nun,
 aller Vorstellungen des Attalus ungeachtet,
 nicht

nicht ausliefern. Er behielt es jedoch nicht für sich, sondern widmete es dem Tempel der Ceres. Mit der Zerstörung von Korinth endigte sich auch der achäische Bund, und Griechenland wurde unter dem Namen von Achajen eine römische Provinz. Doch die Athener, die den Römern treu geblieben waren, durften ihre eigne Verfassung noch ferner beybehalten.

In eben dem Jahre nahm auch Karthago ein schreckliches Ende. Rom schien nicht eher ruhig seyn zu können, als bis es seine Nebenbuhlerin völlig zu Boden gestürzt sah. Die Römer hatten die Kräfte der Karthager so gelähmt, daß sie sich nicht leicht wieder erholen konnten. Der Verlust der schönsten Provinzen, die fast gänzliche Vernichtung der Flotte, der ungeheuere Tribut, der nach Rom bezahlt werden mußte, das mächtige Emporkommen von Alexandrien und Rhodus, die dem karthagischen Handel gewaltigen Eintrag thaten — alles dieß zusammen genommen bewirkte, daß Karthago die ehemahlige Höhe seiner Macht niemahls wieder

er:

erreichen konnte. Dennoch hatten die Karthager schon 12 Jahre nach der Schlacht bey Zama wieder so viele Kräfte gesammelt, daß sie den Römern, als sie mit dem Antiochus Krieg führten, eine große Menge Getreide, und eine auf etzgne Kosten ausgerüstete Flotte, daß sie ihnen die Zahlung der noch rückständigen Kriegssteuer auf einen Termin anbothen. Es herrschte in diesem Anerbietthen mehr Eitelkeit als Klugheit; auch fanden die Römer Bedenken, es anzunehmen. Die Regierung zu Karthago schien es recht angelegentlich zu wünschen, dem römischen Senate keine Gelegenheit zum Mißtrauen zu geben. Daher ließ sie dem stiehenden Hannibal durch zwey Schiffe nachsetzen; daher erklärte sich ihn für einen Verbannten; daher wurden seine Güther eingezogen und sein Haus niedergerissen. So ängstlich aber die karthagische Regierung es zu vermeiden suchte, das Mißtrauen des Senats zu reizen, so geßissentlich bemühetete sich dieser, der Karthagos Untergang einmahls beschloßen hatte, Gelegenheiten zu finden, die ihn der Erreichung seiner Absichten näher brins

bringen könnten. Daher begünstigte er mit aller Bereitwilligkeit die Unternehmungen des Massinissa, der, nachdem er den Karthagern schon (193) den Bezirk von Emporia, an der Küste, nicht weit von der kleinen Syrte, abgenommen hatte, noch zwey Provinzen derselben besetzte. Auf das dringende Verlangen der Karthager, die sich nicht selbst Recht verschaffen durften, ließ sich der Senat die Gründe, durch welche Massinissa sein Verfahren zu rechtfertigen suchte, vorlegen; aber dieß geschah nur zum Schein, weil der numidische König auf alle Fälle Recht behalten sollte. Natürlich maßte sich Massinissa immer mehr Besitzungen der Karthager an. Diese ließen hierauf zu Rom die dringendsten Vorstellungen thun; sie boten dem Senate, um seine Gunst zu gewinnen, eine ansehnliche Menge Getreide an, die er wegen des damaligen Krieges mit dem Perseus sehr gut brauchen konnte; allein Massinissa versprach nicht nur eben so viel Getreide, sondern auch Hülfstruppen. Der Senat, der sich das Ansehn der Unpartheylichkeit geben wollte, bevollmächtigte (um 174) den M.

Porcius Cato, die Handel zwischen Karthago und dem Massinissa zu schlichten. Cato, den seine strenge Verwaltung des Censoramtes den Beynahmen Censorius erwarb, war ein äusserst lebhafter Verehrer der alten Verfassung und Gesetze, aber auch ein stolzer, hämischer und mißgünstiger Mann. Seine Vermittelung schien daher der Regierung von Karthago so verdächtig, daß sie dieselbe ausschlagen zu müssen glaubte. Das durch fühlte sich der stolze Republikaner so gekränkt, daß er seitdem unerbitlich für Karthagos Untergang stimmte, zumahl da sein Gegner Scipio Masica, den er seines großen Einflusses wegen haßte, ihm widersprach. Um die Neigung des Senates für diesen Krieg zu stimmen, wies er einst den versammelten Senatoren schöne Feigen vor, und bemerkte dabey, daß man nach dem Lande, das diese herrliche Frucht hervorbringe, in Zeit von drey Tagen kommen könne.

Zum Unglück für Karthago wurde auch seine innere Ruhe durch zwey Partheyen,
eine

eine aristokratische und eine demokratische, gestört. Die letztre siegte, und 40 Aristokraten wurden (152) weggejagt. Diese suchten ihre Zuflucht bey dem Massinissa. Der numidische König benutzte diesen Umstand, um die Karthager in Verlegenheit zu bringen. Er verlangte, daß die vertriebenen Aristokraten wieder aufgenommen werden sollten, und als die Karthager sich hierzu nicht entschließen wollten, zog der alte neunzigjährige König noch persönlich gegen sie zu Felde. Die geschlagene und hierauf eingeschlossene Armee der Karthager wurde theils durch den Hunger, theils durch das Schwerdt, vertilgt. Die römischen Gesandten, welche die Vermittler machen sollten, gaben dabey ruhige Zuschauer ab. Vergebens ersuchten die Karthager den römischen Senat um seine Verwendung. Man rüstete sich vielmehr zu Rom zum Kriege, und nachdem die Stadt Utica, nach Karthago der wichtigste Ort auf der nördlichen Küste von Afrika, sich hatte hereden lassen, eine römische Besatzung einzunehmen, so kündigte der römische Senat (150) den Karthagern Krieg an. Da die

Karthager das traurige Ende desselben leicht ahndeten, so suchten sie denselben auf alle mögliche Art abzuwenden. Sie machten sich verbindlich, alles zu bewilligen, was man von ihnen verlangen würde. Sie überließen die Entscheidung ihres Schicksals der Willkühr des römischen Staats. Der Senat, der sich damit zu begnügen schien, versprach ihnen, daß sie ihre Verfassung und ihre Gesetze behalten sollten; dabey mußten sie sich aber verbindlich machen, 300 ihrer vornehmsten Jünglinge als Geiseln auszuliefern, und alle seine Befehle zu befolgen. Aber wie rührend war nicht der Auftritt, als die vornehmsten, als die edelsten, die blühendsten Jünglinge Karthagos aus der Stadt zogen, um den stolzen Römern als Unterpfänder der Treue ihres Vaterlandes in Sicilien übergeben zu werden! Wie erstaunten die Abgeordneten der Karthager, als sie von den Consuln, die mit ihrer Armee nach Utica gesegelt waren, die strengen, die von unversöhnlicher Erbitterung dictirten Befehle des Senats vernahmen! Diese Befehle erfolgten nicht auf einmahl, sondern in Zwischenräu-

men,

men, um das Erstaunen nicht allmählig vorzubereiten, und um der Besinnung Zeit zu lassen. Die Karthager liefern eine große Menge Getreide — sie übergeben alle ihre Schiffe von drey Ruderreihen — sie überreichen alle Kriegsmaschinen — alle Waffen. Auf die Frage der karthagischen Abgeordneten, womit sie sich nun gegen ihre vielen innern und äussern Feinde wehren sollten, antworteten die Consuln in einem stolzen Tone: „Rom wird für eure Sicherheit schon sorgen!“ Traurig kehrten die Gesandten, von einigen römischen Quästoren begleitet, nach Karthago zurück. Man verbrannte die Schiffe, und lieferte 200,000 schwere Rüstungen, und 2000 Wurfmaschinen, aus. Auf die Vorladung der Consuln erschien hierauf ein ehrwürdiger Zug von 30 karthagischen Senatoren, begleitet von vielen Priestern, und vornehmen Männern, um die letzten Befehle des römischen Senats zu erfahren. Nun sollten sie ihre schöne Stadt niederreißen, und, 2 1/2 Meile von der Küste, eine neue, doch ohne Mauern und Festungswerke, wieder aufbauen. Die Karthager geriethen,

als

als sie die letztere harte Bedingung ihrer längern Existenz erfuhren, in den lebhafte-
 testen Schrecken, in die verzweiflungsvollste
 Wuth. Sie tödteten die Senatoren, die
 zur Auslieferung der Geiseln und Waffen
 gerathen hatten; sie steinigten die Abgeord-
 neten; sie ermordeten alle Italiener. Als
 sie sich wieder besonnen hatten, faßten sie
 den Entschluß, lieber fechtend zu sterben,
 als die Bedingungen einzugehen. Seitdem
 begeisterte sie der lebhafteste Enthusiasmus,
 sich zu rüsten. Es war aber auch die größte
 Anstrengung nöthig, um die fast gänzlich
 fehlenden Kriegsbedürfnisse herbeizuschaffen.
 Die Karthager bewaffnen, um die Zahl ihrer
 Streiter zu vermehren, Sklaven und Verz-
 brecher; Männer und Weiber arbeiten an
 neuen Waffen; täglich werden 144 Schilde,
 300 Schwerdter, 1000 Wurfspeise, und
 500 Lanzen, verfertigt. Das den Tempeln
 gewidmete Gold und Silber ersetzt den
 Mangel des Eisens und Erzes, und die
 schönen Haare der Damen verwandeln sich in
 Vogensehnen.

Die

Die Consuln eilten nicht, gegen Karthago anzurücken, weil sie dasselbe unvertheidigt zu finden glaubten. Sie rechneten darauf, es ohne Widerstand besetzen zu können. Aber wie sehr sahen sie sich in ihrer Erwartung getäuscht! Die Stadt wurde mit so standhafter Tapferkeit vertheidigt, daß die Consuln alle ihre Angriffe vereitelt sahen, und im folgenden Jahre wagten sie es nicht einmahl, einen ernstlichen Versuch gegen Karthago zu machen. Man fühlte jetzt in Rom die Nothwendigkeit, die zur Eroberung von Karthago bestimmte Armee mit einem talentvollern und thätigern Feldherrn zu versehen. P. Cornelius Scipio Aemilianus, der Sohn des Aemilius Paulus, der Macedonien erobert hatte, und der adoptirte Enkel des afrikanischen Scipio, der alle Tugenden seiner großen Vorfahren vereinigte; der wurde durch die Bürgertribunen, noch vor der gesetzlichen Zeit, zum Consul befördert, um den Krieg in Afrika zu führen, wo der Name der Scipionen so furchtbar klang, wo er selbst schon Lorbeeren erkämpft, schon Feinde gewonnen hatte, wo er vom

sters

sterbenden Massinissa zum Schiedsrichter seiner Söhne ernannt worden war.

Die Stadt Karthago, deren Einnahme Scipios Ruhm verherrlichen sollte, schloß sich, auf einer Halbinsel liegend, um die auf einem steilen Felsen gebaute Citadelle Byrsa an, und hatte vier Meilen im Umfange *). Auf der westlichen Seite der Stadt befanden sich zwey durch einen gemeinschaftlichen Eingang mit einander in Verbindung stehende Hafsen, von welchen der eine für die Kauffahrer, der andere für die Kriegsschiffe, bestimmt war. In dem letztern lag eine Insel, Mahmens Rothen, auf welcher sich der Pallast des Admirals, nebst aller Schiffsmagazinen, befand. Die eigentliche Stadt hieß Megara. Diese wurde vom Scipio in einer Nacht mit Sturm erobert. Asdrubal, der Obergeneral der Karthager, gerieth darüber in eine solche Erbitterung, daß er alle Gefangene niederhauen

*) Th. II, C. 19.

hauen ließ. Eben dieses Schicksal hatten selbst verschiedene karthagische Senatoren, die sich seiner Wuth widersetzten. Scipio setzte indessen die Angriffe gegen Karthago mit eben so großer Klugheit als Standhaftigkeit fort. Er schnitt, durch eine Reihe von Verschanzungen, die nur durch eine zwey Meilen breite Landenge mit dem festen Lande verbundene Stadt, völlig ab, und versperrte die Mündung des Hafens durch einen große Arbeit kostenden Damm. Die Karthager gruben, ganz in der Stille und in der möglichsten Geschwindigkeit, einen neuen Hafen, rüsteten, aus alten Baumaterialien, eine Flotte von fünf Rudern reihen aus, und versetzten die Römer so sehr in Erstaunen, daß sie ihre unvorbezeitete, schlecht bewaffnete Flotte sehr leicht hätten vernichten können. Aber sie versäumten den besten Zeitpunkt. Ihre Landarmee von mehr als 80,000 Mann, die Karthago entsetzen sollte, wurde vom Asdrubal so schlecht commandirt, daß ihr Scipio eine völlige Niederlage beybringen konnte. Der römische Feldherr wurde jetzt

(146) durch nichts mehr abgehalten, der Stadt immer näher zu rücken, doch kostete es ihm noch viele Leute, ehe er sich durch die zwar entkräfteten, aber mit Verzweiflung fechtenden, Karthager bis zur Felsenfestung Byrsa den Weg bahnen konnte. Er brennte, um die Citadelle mit nachdrücklichem Erfolge angreifen zu können, den dieselbe einschließenden Theil der Stadt ab. Die zahlreiche Besatzung in der Citadelle hatte ihren Vorrath von Lebensmitteln mit der großen Menge von Leuten theilen müssen, die aus der Stadt dahin geflüchtet waren. Dadurch war dieser Vorrath so aufgezehrt worden, daß man den wüthenden Hunger sogar durch Menschenfleisch hatte befriedigen müssen. Die Soldaten waren so entkräftet, daß sie kaum die Waffen noch tragen konnten. Als nun gar keine Rettung mehr übrig war, kamen erst 25,000 Weiber, und hernach 30,000 Männer, aus Byrsa heraus, und sieherten den Consul um die Schonung ihres Lebens an. Selbst Asdrubal dachte feigherzig genug, auf den Knien liegend, um

um Gnade zu bitten. Seine Gemahlin und Kinder fühlten das Schändliche dieser Handlung so innig, daß sie sich aus Mergel darüber in die Flammen des brennenden Aesculaptempels auf Byrsa stürzten. Das ganze große und prächtige Karthago (es brannte siebzehn Tage lang) wurde von den erbitterten Römern zerstört, und demjenigen, der es wieder aufbauen würde, drohete der Fluch. Die Beute an Gold und Silber, die den Siegern in die Hände fiel, konnte nicht sehr beträchtlich seyn, da die Karthager fast alles edle Metall, was ihnen noch übrig geblieben war, auf ihre Rüstung verwendet hatten. Daher betrug auch alles Silber, was der triumphirende Scipio vor sich hertragen ließ, nicht mehr, als was man in den ersten Zeiten der römischen Kaiser auf den Tafeln der Großen zu sehen pflegte. Desto größer aber war die Menge anderer Kostbarkeiten, die man von Karthago nach Rom schleppte. So verschwand Karthago aus der Reihe der Staaten, nachdem es 750 Jahre.

Jahre gestanden, und fast 120 Jahre mit
Rom um die Herrschaft gekämpft hatte!
Jetzt kennt man kaum die Stelle, auf
welcher das ehemahls so berühmte Karthago
emporstieg.



S I A
 TE PERSARUM
 IMPERIO

centiora () inclusa sunt.

H. Grapic sc. Göttinger